

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Goldstadt Pforzheim

50. Jahrg. 1970, Heft 2/3



Dem Landesverein
„Badische Heimat e. V.“
zum Gruß!

*Dr. Weigelt,
Oberbürgermeister von Pforzheim*

Foto: Erica Loos, Pforzheim

Gemeinderat und Stadtverwaltung erfüllt es mit besonderer Freude, daß der Landesverein „Badische Heimat e. V.“ für seine diesjährige Landestagung die Stadt Pforzheim als Austragungsort ausgewählt hat.

Seit dem Jahre 1925, in dem der Landesverein seine letzte Tagung in den Mauern Pforzheims abhielt, hat sich das Bild dieser Stadt völlig verändert. Der schweren Zerstörung Pforzheims am 23. Februar 1945 folgte ein beispielhafter Wiederaufbau und Ausbau der Stadt. Nur noch wenig zeugt von dem alten Pforzheim, das in den Jahren 1535 bis 1565 Residenz der Markgrafen von Baden war.

Heute präsentiert sich die Stadt als ein bedeutendes Oberzentrum mit kulturellem und wirtschaftlichem Gewicht zwischen den Großstädten Stuttgart und Karlsruhe.

Ich benutze gerne die Gelegenheit, um dem Landesverein „Badische Heimat e. V.“, nicht zuletzt auch der rührigen Gruppe Pforzheim, Dank und Anerkennung auszusprechen für die im Dienste der Heimat- und Volkskunde, des Naturschutzes, der Denkmal- und Kulturpflege in Jahrzehnten geleistete vorbildliche Arbeit.

Die Tagungsteilnehmer und Gäste aus nah und fern heiße ich herzlich willkommen in der Goldstadt Pforzheim und hoffe, daß sie sich hier wohlfühlen und unsere Stadt in guter Erinnerung behalten werden.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Dr. Weigelt', written in a cursive style.

Pforzheim, im Juli 1970

(Dr. Weigelt)
Oberbürgermeister der Stadt Pforzheim

Goldstadt Pforzheim - Pforte zum Schwarzwald

Von Silvia-Monika Schmagier, Pforzheim

Wer das heutige Pforzheim sieht, der wird sich kaum vorstellen können, daß diese Stadt zu Ende des letzten Krieges einem einzigen Trümmerfeld glich. Es gehörten sehr viel Mut, Entbehrung, Fleiß und Geschick dazu, noch einmal von vorne zu beginnen. Stadt und Bürgerschaft schafften es gemeinsam. Heute sieht sich der Besucher einer modernen, großzügig wieder aufgebauten, expansiven Stadt gegenüber. Neue Wohnviertel, moderne Krankenhäuser und Schulen, attraktive Geschäftsbauten, neue Industrieanlagen: und alles wächst und wächst und wächst weiter ... Reuchlinhaus, Stadttheater und Jahnhalle — sie sind Stätten kultureller und gesellschaftlicher Begegnung.

Die Strömungen der Gegenwart pulsieren lebendig durch alle wirtschaftlichen und kulturellen Bereiche, bündeln sich in dieser 92000-Einwohner-Stadt, um dann kraftspendend und anziehend auf die Umgebung auszustrahlen. Eine Stadt mit verantwortungsvoller Mittelpunktfunktion, verkehrsgünstig zwischen den Ballungszentren Karlsruhe und Stuttgart gelegen. Vor der Tür die reizvolle Landschaft des Nordschwarzwalds. Überhaupt grünt das Grün in Pforzheim auffällig häufig und angenehm. Nicht nur auf den waldumsäumten Hängen und im beliebten Wildpark, sondern auch mit tendrin in der City. Nur der einst so schöne Stadtgarten leidet noch an den Wunden, die ihm der Tornado im Juli 1968 geschlagen hat. So harrt er der Wiedergenesung, und schon sind emsige Kräfte dabei, für ihn eine völlig neue, weiträumige Lösung zeitgemäßer Erholungslandschaft-Gestaltung zu konzipieren. Außerdem kann Pforzheim gleich mit drei Flüssen — oder besser Fließchen — aufwarten: Enz, Nagold

und Würm, reizvoll symbolisiert durch den Dreiflüsse-Brunnen im Blumenhof, einer kleinen Grüninsel inmitten der Stadt. Pforzheim-Kupferhammer schließlich ist Ausgangspunkt der drei erlebnisreichen Schwarzwaldhöhenwege: Westweg nach Basel; Mittelweg nach Waldshut und Ostweg nach Schaffhausen. Rings um Pforzheim liegen so bekannte Schwarzwaldkurorte wie Bad Liebenzell, Wildbad, Dobel, Schömberg u. v. m. verstreut und laden ihrerseits zur Bewegungstherapie ein. Womit offensichtlich wird, daß in und um Pforzheim so einiges getan wird, um Körper und Geist fit zu halten. Im 13. Jahrhundert gelangte Pforzheim in den Besitz der Zähringer und war von 1535 bis 1565 Residenz der unteren Markgrafschaft Baden. Holzhandel und Flößerei, die Gerberei, Tuch- und Zeugmacherei führten zu einer wirtschaftlichen Blüte, der das Geistesleben in nichts nachstand. Zu den Schülern der damals berühmten Lateinschule zu Pforzheim zählten der große deutsche Humanist Johannes Reuchlin und sein nicht minder angesehener Großneffe, der Reformator Philipp Schwarzerd, genannt Melanchthon.

Johannes Reuchlin ist Pforzheims großer Sohn. Er wurde 1455 in dieser Stadt geboren und zog dann hinaus, um zu lernen und zu lehren. Der Humanist verfaßte u. a. Lehrbücher in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache und ermöglichte durch diese Vermittlung der Kenntnis alter Sprachen die wissenschaftliche Auswertung der in diesen Sprachen überlieferten Werke. Er wurde zum Wegbereiter der klassischen Literatur in Europa. Das Reuchlinhaus erinnert an ihn. Und im Jahre 1955 stiftete die Stadt den Reuchlinpreis zur Förderung



Pforzheim, Reuchlinhaus innen

Foto: Gerd Wipfler, Pforzheim

der Geisteswissenschaften im Sinne Reuchlins.

Am 6. April 1767 trat für Pforzheim eine neue, entscheidende Wende ein: Mit der Errichtung der ersten Fabrikationsstätte für Uhren und Schmuck im Pforzheimer Waisenhaus war die „Goldstadt“ geboren worden. Knapp ein Jahr nach der Gründung durch Markgraf Karl Friedrich von Baden gab es bereits eine „Verordnung in Betreff der zu Pforzheim errichteten Uhren-, feinen Stahlarbeit-, Kleinod- und Juwelen-

fabriken und den damit verbundenen Professionen.“

Das „made in Pforzheim“ trat zur friedlichen Eroberung rund um den Globus an. Viele Schicksalsschläge mußten in der Folgezeit überwunden werden, doch irgendwie schafften es die Goldstädter immer wieder, packten fest mit an, gewannen alte Freunde zurück und neue hinzu. Heute zählt der Industrieraum Pforzheim über 1000 Fabrikationsbetriebe für Schmuck, Uhren und Silberwaren, einschließlich der Zuliefe-



Pforzheim, Dreiflüssebrunnen

Foto: Römpler und Bolz

ranten. Halbfabrikate, Verpackungs- und Ausstattungsartikel, Präzisionswerkzeuge und Spezialmaschinen runden das Bild dieser einzigartigen Spezialisierung eines bestimmten Industriezweiges ab. Last not least sind die namhaften Edelstein- und Perlenhandlungen zu nennen. Kunst, Handwerk und moderne Technik beherrschen den Arbeitsplatz wie die schulische Ausbildung.

Die ständige Wechselbeziehung künstlerisch-schöpferischer Impulse und moderner technischer Entwicklungen auf der schulischen Seite und ihre praktische Anwendung in den Fabrikationsbetrieben haben den hohen Leistungsstand dieser Pforzheimer Traditionsindustrie ermöglicht. An der Goldschmiedeschule und an der Staatlichen Kunst- und Werkschule sind Schüler und Studierende aus mehr als 30 Nationen eingeschrieben. So werden parallel zur industriellen Produktion durch diese Avant-

garde im Schmuckschaffen auch die geistigen Strömungen der Zeit, das Zeitgeschehen, sichtbar gemacht. Und es mag nicht weiter verwundern, wenn unter den Preisträgern bei internationalen Gestaltungswettbewerben immer wieder Pforzheimer Schmuckgestalter zu finden sind. Aber auch andere wirtschaftlich tragende, exportintensive Industriezweige haben sich in Pforzheim angesiedelt.

Im Reuchlinhaus, am Eingang des Stadtgartens gelegen, hat das weltweit bekannte Schmuckmuseum mit Schmuck aus vier Jahrtausenden sein Domizil. Dem Betrachter bleibt nur ein Staunen ob der Kostbarkeiten und Bewunderung für den unerschöpflichen Gestaltungsreichtum uralter Goldschmiedekunst. Dem Schmuckmuseum angegliedert ist eine Ausstellung von zeitgemäßem Schmuck und edlem Gerät aus Pforzheimer Betrieben. Hinzu gesellen sich wechselnde Sonderausstellungen und die Präsentation von Arbeiten aus internationalen Schmuckgestaltungswettbewerben. Das Reuchlinhaus ist außerdem Heimstatt des Kunst- und Kunstgewerbevereins, des Stadtarchivs und der Stadtbücherei. Hier finden auch Tagungen und gesellschaftliche Veranstaltungen im individuellen Rahmen statt. Apropos Veranstaltungen — besonders ausgeprägt ist das Konzertleben. Ein Stichwort genügt, und die Freunde ernster Musik wissen Bescheid: Südwestdeutsches Kammerorchester Pforzheim. Gleich gegenüber dem Reuchlinhaus tut sich im Schütt-Neubau ein funkelnder, farbenprächtiger Märchenschatz aus Tausendundeiner Nacht auf: Die Edelsteinausstellung Schütt gewährt einen faszinierenden Einblick in die Welt der Mineralien.

Alt und neu, Vergangenheit und Gegenwart reichen sich in harmonischer Partnerschaft die Hände. Anschauliches Beispiel dafür: Vor der historischen Schloßkirche ist, der pulsierenden City zugewandt, das

moderne evangelische Gemeindezentrum entstanden, das wie die gesamte Baukonzeption mit attraktiven Wohn- und Geschäftshäusern sehr viel architektonisches Fingerspitzengefühl verrät. Zu den gelungensten Sakralbauten der Gegenwart darf sich die 1968 eingeweihte Stadtkirche am Lindenplatz zählen. Wer beim äußeren Anblick zuerst noch etwas skeptisch dreinschaut, dem sei ein Tip mit auf den Weg gegeben: Gehen Sie einmal in diese Kirche hinein! Eine wunderbare, ruhige Harmonie strahlt das Innere der Kirche aus, bewirkt durch die geschmackvolle, einfühlsame Komposition von Stein, Holz und Glas. Die Bronzetüren des Hauptportals und der Altarschmuck stammen von Ulrich Henn, Leudersdorf; die Betonglasfenster gestaltete der bekannte Pforzheimer Maler und Bildhauer Wolfgang Kappis. Die Top-Überraschung aber kommt noch: Der freistehende, 80 m hohe Glockenturm hat ein Aussichtsplateau, das einen herrlichen, weiten Blick über die ganze Stadt und die umliegenden Hänge freigibt.

„Bei uns wird das Geld nicht schimmelig, denn wir brauchen's immer ziemlich!“ Der Sprecher dieser humorvollen Feststellung kennt sich darin aus, denn er ist Pforzheims Oberbürgermeister Dr. Willi Weigelt. Nach der fast totalen Zerstörung von 1945 galt es, hier einen enormen Nachholbedarf an Schulen, Wohnungen, Krankenhäusern und öffentlichen Einrichtungen zu decken. Was inzwischen entstanden ist, das kann sich sehr wohl sehen lassen. Althaidach, Neu-Haidach, Sonnenhof — hier wird einmal Platz für 14000 Einwohner sein. Dann die moderne City, die zu Einkaufsbummel und Einkehr in Café oder Restaurant verlockt. Die Maxi-Baustelle am Marktplatz ist schließlich „Keimzelle“ für Pforzheims neuen Stadtkern mit Rathaus und Kulturzentrum (Neubau Stadttheater/Stadthalle), Tiefgaragen, Wohn- und Geschäftsbauten. Pforzheims verjüngtes Gesicht nimmt immer mehr charaktervolle Züge an. Und auch der kritischste Besucher merkt bald — in der Goldstadt Pforzheim läßt es sich angenehm leben.

Landschaft zwischen Schwarzwald und Odenwald

Geschichtliche Erinnerungen beiderseits der neuen Kraichgauautobahn

Von Gernot Umminger, Freiburg

Die Stadt Pforzheim nennt sich zu Recht „Pforte des Schwarzwaldes“! Und die Wanderfreunde des Schwarzwaldvereins und des Odenwaldclubs wissen, daß in der „Goldstadt“ Pforzheim der Höhenweg I Pforzheim—Basel seinen Ausgang nimmt. Dabei weist das Pf in der linken unteren Ecke der diesen 320 km weiten Westweg kennzeichnenden Raute immer nach Pforzheim, das B rechts unten stets nach Basel. Doch ist dem Geographen und Landeskundler bewußt, daß Pforzheim sowohl seiner naturräumlichen Lage als auch seiner Entstehung nach keine Schwarzwaldstadt ist — im Gegensatz zu der jetzt das 850-jährige Stadtgründungsjubiläum feiernden Schwarzwaldhauptstadt Freiburg, die im historischen Werden mit dem hochmittelalterlichen Landesausbau und der Erschließung und Rodung des Schwarzwaldes durch die Zähringer entstanden ist. Die Wurzeln Pforzheims, der Dreitälerstadt am Schwarzwaldrand, gründen tiefer, sie reichen bis in die Römerzeit zurück.

Erst der Vergleich macht die vielfältigen Ursachen in der Siedlungsentwicklung zweier Landschaftsräume deutlich. Dabei sind neben den geographischen Gegebenheiten vor allem auch die historischen Kräfte von ausschlaggebender Bedeutung. Zwei große Landschaftseinheiten berühren sich bei Pforzheim und gehen ineinander über: Nordschwarzwald und Kraichgauer Hügelland. Das Enztal bildet hier eine ausgeprägte Landschaftsgrenze zwischen dem Kraichgau im Norden und dem Schwarzwald im Süden, wobei eine scharfe Trennungslinie durch die Grenze von Muschelkalk und Buntsandstein gezogen wird. So vereint der Pforzheimer

Raum als ein Übergangsgebiet die Züge zweier Landschaften: er ist das Land auf der Grenze von Schwarzwald und Kraichgau. Treppenförmig fällt dabei der Schwarzwald nach Norden ab. Während die als tektonische Stufentreppe entwickelte Hauptstufe nördlich des Murgtals verläuft (Eichelberg, Höhen von Dobel und Langenbrand), wird in tieferen Lagen — je weiter wir nach Norden kommen — der Obere Buntsandstein ackerbarer und besiedlungsfähiger. Die mit Buntsandstein bedeckten Schwarzwälder Randplatten dringen im Westen bis zum Austritt des Albtals und im Osten bis zum Talverkehrsknotenpunkt Pforzheim vor und verlieren sich in den sanftgewellten Hügeln des Kraichgauer. In diesem Grenzbereich fallen von den waldigen Buntsandsteinhöhen des Schwarzwaldes (wie auch am Nordrand des Kraichgauer ebenbildlich vom Buntsandstein-odenwald her), die geologischen Schichtpakete gegen die Mitte der Landschaft des Kraichgauer ein. Aus den Buntsandsteinschichten des nördlichen Schwarzwaldes kommen Enz und Pfingz, die beiden Gewässer, die für die Gestaltung der Landschaft und deren Siedlungsentwicklung bedeutend wurden. Bei Pforzheim besteht nördlich der Enz der Untergrund fast durchgängig aus Muschelkalk. Hachel, Wallberg, Wartberg und Wolfsberg treten als mächtige Kalkbänke und hervorragende Pforzheimer Aussichtspunkte dem Buntsandstein des Schwarzwaldes unmittelbar gegenüber. So liegt dann auch der Stadtkern von Pforzheim mit der Schloßkirche Sankt Michael auf dem Muschelkalk am Nordhang des Enztals. Dagegen zieht im Süden der Hagenschieß über die welligen



So sah es in den Jahren 1965/69 an den Baustellen der neuen Kraichgauautobahn Wiesloch-Walldorf nach Heilbronn aus.

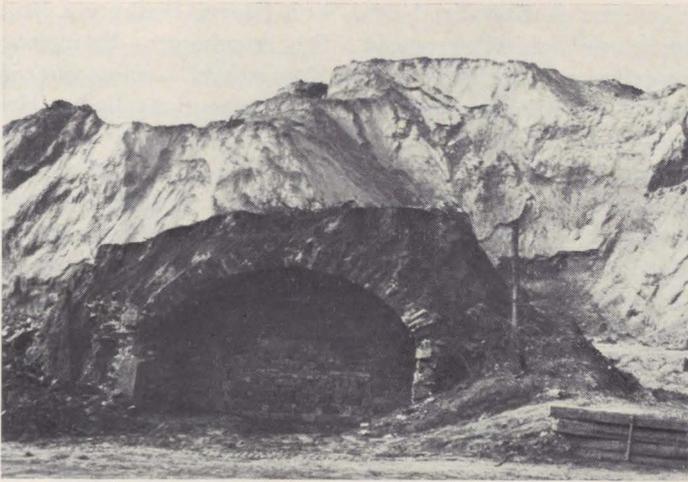
Buntsandsteinflächen, wo aus der gleichen Gesteinsformation der Erzkopf steht. An seiner Stirnseite kahl geworden, macht dieser seinem alten Namen Kallhardt oder Kallert, was wohl soviel wie kahler Wald bedeutet, alle Ehre.

Die geographische Lage von Pforzheim an der Nahtstelle von Schwarzwald und Kraichgau und als Pforte zu drei Schwarzwaldtälern, dem Tal der Enz, der Nagold und der Würm, zeichnet die „Goldstadt“ als Verkehrszentrum ersten Ranges aus. Schon die Römer hatten dies klar erkannt und mit ihrer Besitznahme des Landes mehren sich die Spuren der Besiedlung. Nicht nur im Untergrund der Stadt Pforzheim und Brötzingen wurden zahlreiche Funde aller Art gemacht (in den letzten Jahren vor allem im Gebiet der Altentädterkirche und des Krankenhauses), sondern auch weit verstreut in der ganzen Umgebung, finden sich — vielfach zu Tage liegend — die Reste römischer Landhäuser, sogenannter „Villen“. Bedeutende „Villae“ liegen vor allem an den großen römischen Straßen, die den Straßenkreuzungspunkt „Portus“ mit dem Kraichgau, dem Neckar-

land und der Rheinlinie verbanden. Gerade auf diese verkehrsmäßige Erschließung und die Ausbildung eines Straßennetzes legten die Römer ja besonderen Wert. Gut kenntlich als Damm mit Steinkörper ist die Römerstraße durch den Hagenschieß über Frielzheim nach Cannstatt. Als um das Jahr 90 n. Chr. die große Heerstraße vom Kraichgauer Statio ad Campum (dem heutigen Stettfeld) nach Cannstatt angelegt wurde, entstand zunächst am Enzübergang nur eine kleine Station. Ein halbes Jahrhundert später jedoch, als die Grenze der „Agri Decumates“ weiter nach Osten vorgeschoben wurde, entstanden an dem günstigen Straßenknotenpunkt „Portus“ massive Stein- und Verwaltungsbauten, und derselbe wuchs zu einem bedeutenden Platz und Zentrum für die weitere Umgebung. Die Namengebung „Portus“ dürfte indes kaum eine Beziehung mit „Hafen“ zulassen, da Enz und Nagold zur Römerzeit nicht schiffbar waren; ob wir „Portus“ — auf den römischen Stamm „Porta“ zurückgeführt — einfach als „Pforte“ zum Kraichgau, „Pforte“ zum Rhein, „Pforte“ zum Neckarland und nicht zuletzt als „Pforte“

in den „Silva Abnoba“ (so lautete der keltisch-römische Name für den Schwarzwald) fassen dürfen, darauf werden wir später noch eingehen. „Saltu Svarzwald“ nannten dann die einwandernden Alemanen das Waldgebirge und wollten es damit nicht etwa als Nadelholzgebiet kennzeichnen, was der Schwarzwald damals noch nicht in dem Maße wie heute war, sondern vielmehr den zusammenhängenden tief-schattigen Urwald benennen. Denn so stellte sich der Schwarzwald noch bis weit ins Frühmittelalter dar, und dieser Name ist dem Gebirge geblieben, wiewohl es durch intensive Rodung und Siedlungstätigkeit bald kein lückenloses Waldgebiet mehr war. Immerhin konnte noch um das Jahr 1500 Sebastian Münster in seiner „Cosmographia“ dem Schwarzwald ein Bild widmen, das diesen als ein Paradies der wilden Tiere und der Jäger erscheinen läßt. Ursprünglich waren denn auch weite Gebiete des Schwarzwaldes königliche Jagdforste, und wenn bei einem Teil des Gebirges der Name des „Waldes“ ganz besonders zu Recht besteht, dann beim Nord-schwarzwald. Hier dehnen sich noch geschlossene Waldungen als Folge der großen Einheitlichkeit der Buntsandsteinhochflächen. Hier liegen die Wälder des staatlichen Forstes Hagenschieß bei Pforzheim, dessen Nordrand oberflächlich mit Röt bedeckt ist, unter dem die 300 m und mehr mächtigen Schichten des Mittleren Buntsandsteins anstehen. Es ist eine ganz besondere Eigenart des nördlichen Schwarzwaldes, daß seine Waldhufendörfer nicht wie die Reihendörfer der schlesischen Gebirge und in Sachsen in den Flußtälern liegen, sondern fast ausschließlich auf den Buntsandsteinhochflächen vom Pforzheimer Hagenschieß bis ins obere Murgtal bei Hutzenbach und Röth. Nach Robert Gradmann ist die Verbreitung der auffallenden Waldhufendörfer im Enz- und Nagoldgebiet auf die Siedlungstätigkeit

des Klosters Hirsau und dessen Kasten-vögte und Gründer, die Grafen von Calw, zurückzuführen. Nicht die Dreifelderwirtschaft der seit altersher offenen Gaulandschaft des Kraichgaves und des württembergischen Gäulandes im Osten, des Strohgäus, sondern die zweifeldrige Feldgraswirtschaft des Gebirges bestimmte auf Jahrhunderte die Wirtschaftsweise und hat sich überraschend lange gehalten. Die weiten Waldbestände sind durch diese alten Rodungen unterbrochen, die wie Inseln im Wäldermeer erscheinen. Ortsnamen wie Engelsbrand, Langenbrand und Schwann (von schwenden; vgl. hierzu den Personennamen Rinde(n)schwender in Gaggenau. Anton Rindenschwender, Sohn des im Jahre 1718 aus Südtirol eingewanderten Johann Rindenschwender, wurde als Oberschultheiß Wirtschaftspionier in Gaggenau) zeigen eindeutig den Vorgang der Rodung durch Brand und mit der Axt. Hierher sind dann auch noch Etzenrot, Mezlinshawand, Pfaffenrot und Rotensol zu stellen, die in ihren Ortsnamen ebenfalls bekunden, daß sie durch Waldrodung entstanden sind. Im Bereich der seit alter Zeit als einheitlicher weiter Forst unter dem Namen Hagenschieß bekannten Buntsandsteinhochfläche östlich der Würm sind Hamberg, Hohenwart, Huchenfeld, Schellbronn, Steinegg und Würm sowie östlich der Nagold Bieselsberg, Büchenbronn, Grunbach und Kapfenhardt als planmäßig angelegte Waldhufensiedlungen durch die Grafen von Calw entstanden. Hier schenkten z. B. die Calwer Grafen als Gründer des Klosters Hirsau 1075 dem Benediktinerkloster in Schellbronner Markung „decem hubas“. Robert Gradmann setzt die Waldhufendörfer im Nordschwarzwald als Gründungen der Grafen von Calw durchweg frühestens in die Zeit des ausgehenden 11. Jahrhunderts. Die Landwirtschaft bevorzugt in ganz auffallender Weise den tonreichen Oberen Buntsandstein, während der Hauptbunt-



Gewaltige Erdbewegungen mußten gemeistert werden.

Foto: G. Umminger

sandstein — auch wo er flächenbildend auftritt — meist dem Walde überlassen bleibt. Sobald wir aber in das Muschelkalkgebiet jenseits der Enz kommen, hören die Waldhufen- und Weilerorte auf und die der Flurform nach so benannten Gewanddörfer beginnen. Zahlreich sind vor allem die -ingen und -heim-Orte: Eutingen, Dietlingen, Ispringen, Ersingen, Eisingen, Bilfingen, Wilferdingen, Ellmendingen, Nöttingen, Singen (Singingen), Söllingen, Jöhlingen, Grötzingen, Diedelsheim, Neibshheim, Bretten (Bretheimer marca, Codex Laureshamensis, 2, 2323, 2393), Helmsheim, Gochsheim, Flehingen, Sickingen, Menzingen, Odenheim usw. Hier hat von jeher die Dreifelderwirtschaft bestanden. So ist denn der geologische Untergrund — bis zu der Linie, wo die älteren Formationen, bis zum Buntsandstein aufwärts, von jüngeren abgelöst werden, reicht der Schwarzwald — wirtschafts- und siedlungsgeographisch von entscheidender Bedeutung. Die scharfe Trennungslinie an der Enz ist für den volkstümlichen Sprachgebrauch entscheidend geworden: sie trennt den „Wald“ vom „Gau“! Halten wir an

der durch den Sprachgebrauch des Volkes erhärteten Bezeichnung „Gau“ für eine altbesiedelte Landschaft fest, dann ist für uns die Grenzziehung zum Kraichgau hin einfach. Vom Wartberg aus — dem höchsten Punkt in unmittelbarer Nähe von Pforzheim — läßt sich der Landschaftsgegensatz zwischen Schwarzwald und Kraichgau am trefflichsten beobachten. Selbst für den Nicht-Fach-Geologen und Nicht-Fach-Geographen ist der Wechsel vom „Wald“ zum „Gau“ nicht zu übersehen! Als Ergänzung zu unserem Landschaftsvergleich: Nördlicher Schwarzwald und Kraichgau — an deren naturräumlichem Grenzsaum und Übergangsgebiet — die Stadt Pforzheim liegt und deren Umgebung den von uns ausgearbeiteten doppelten Charakter trägt, ist der Abschnitt 2 „Die Schwarzwald-Kraichgau-Grenze“ von H. Scherer heranzuziehen in seiner Darstellung „Landschaft und Wirtschaft des Pfingzgaus“, Oberrheinische Geographische Abhandlungen, Viertes Heft, früher: Badischen Geographische Abhandlungen, Hrsg. von Fr. Metz und W. Panzer, Schriftleitung R. Oehme, Freiburg i. Br., 1940, S. 2. Dort

sind die verschiedenen Auffassungen zur Frage der Abgrenzung von Schwarzwald und Kraichgau von geologischer Seite (Ph. Muckle, 1908 Heidelberg, und R. Eichelberger, 1927 Breslau) über den rein orometrisch (300-m-Höhenlinie) vorgehenden Fr. Pfrommer (Karlsruhe 1929) bis hin zur kulturgeographischen Auffassung von Fr. Metz (Der Kraichgau, 1922, Karlsruhe, 2. Auflage, S. 2: „Im Norden und Süden ziehen wir die Grenze da, wo das Land über 300 m ansteigt, der Wald die Feldfluren ablöst, andere Dörfer auftreten und andere wirtschaftliche Verhältnisse sich einstellen. Diese Grenze fällt vielfach mit der zwischen Buntsandstein und Muschelkalk zusammen, aber diese Gesteinsgrenze kann nicht allein gelten, zumal die Lößbedeckung über beide Gesteine hinweggreift, so daß der Untergrund kaum mehr zur Geltung kommt, es sei denn in den Quellen . . .“, und derselbe, „Badische Heimat“, 9. Jg., 1922, 1–3 Heft, „Der Kraichgau“, S. 5–15, bes. S. 2: „In Nord und Süd verliert der Kraichgau seinen Namen, wo der Buntsandstein die jüngeren Schichten ablöst, wo der Wald die unbestrittene Herrschaft über die Feldflur davonträgt, wo die Wirtschaft auf andere Grundlagen gestellt und die Kultur jünger ist. . .“, und derselbe wiederholt später, siehe hierzu „Land und Leute“, unter der von uns am Ende unserer Arbeit angeführten Literatur) wiedergegeben und wesentliche weitere Literatur auf den Seiten 65/66 genannt. Verwiesen sei auch noch auf die zwar ältere, aber durchaus noch brauchbare Darstellung von J. Grabendörfer, Beiträge zur Orographie und Geognosie der Gegend von Pforzheim, Beilage zum Programm der Realschule zu Pforzheim 1894, bes. Orographie, I. Der Schwarzwaldanteil, S. 4–8 und II. Das Pfingz-Kraichgauer Hügelland, S. 12–15; dazu „Geognostischer Bau der Gegend“, S. 16–31. Genannt werden sollen auch noch: Richard Brill, Erläuterungen zu Blatt Pforzheim, Geologische Spezialkarte

von Baden, Freiburg i. Br., 1933 und K. Schnarrenberger, Erläuterungen zu Blatt Königsbach, Geologische Spezialkarte des Großherzogtums Baden, Heidelberg 1913, Den Namen Berg verdienen die Kraichgauer Hügel eigentlich nicht, es sind ja nur leicht gewellte Hänge im Lößlehm. Und das ist die entscheidende Erkenntnis: nicht so sehr der Muschelkalk — einst im germanischen Muschelkalkbinnenmeer gebildet — als vielmehr die Lößbedeckung hat dem Landschaftsbild des Kraichgaus ihren Stempel aufgedrückt. Die Täler des sich zwischen Odenwald und Schwarzwald als breite Senke von der Rheinebene bis ins Neckarbecken von Heilbronn einschiebenden flachwelligen Hügellandes sind nicht so überwältigend wie die Täler des Schwarzwaldes oder die tiefen Schluchten der Alpen. Aber sie haben etwas von einer eigenartigen verborgenen Schönheit. Die Bäche dieser Landschaft schäumen nicht, sie ziehen langsam zwischen enggestellten Ufern nach Westen, dem Rhein entgegen. Sie fließen schwerblütig und temperamentlos, sie sind von schläfrigem Gemüt im sonnendurchglänzten August, oft trübe, lehmig gelb und lehmig braun, von Lößstaub gesättigt. Weithin bedeckt der Löß die Hügel, die in ihrem Untergrund aus Buntsandstein, Muschelkalk und verschiedenen Keuperschichten bestehen. Wenn in Kraich ein niederdeutsches Kreuch steckt und dieses Lehm bedeutet, so sind die Namen von Kraichbach und Kraichgau vortrefflich gewählt. Weiter nördlich heißt ein anderer Bach deutlicher der Leimbach, und das große durch sein Portlandzementwerk weltbekannte Leimen, das am Nordrand des Kraichgaus liegt, wird mundartlich „Lehme“ genannt. Zartbesaitete Topographen allerdings meinen, daß der Name des Weingartherbaches (Weingarten bei Karlsruhe) zutreffender sei als der der „Dreckwalz“, wie man früher lernte, und haben den Namen „Dreckwalz“ aus der Karte

getilgt! Grün ist dieses Land des Kraichgauer nur im Frühling, wenn sich die Saaten im Winde wiegen, wenn die Wiesen und der Wald sich wieder beleben. Bunter ist das Bild des Herbstes, wenn sich Wald-ränder und Raine zu färben beginnen. Im Sommer aber ist das Kraichgauer Land gelb und braun von der Farbe des Bodens und des Strohs und der Ähren. Denn der Kraichgau ist in erster Linie noch ein Bauern- und Getreideland. Das Lößland ist so voll Licht und Wärme, weil der Wald nur noch in Parzellen vorhanden ist und nur die Hügel abgelegener Gemarkungs-teile krönt. Mag das grelle Licht, das von den weißgelben Lößäckern zurückgewor-fen wird, dem Auge des Städters weh tun, mag mancher, der im Gebirge daheim ist oder in der weiten Stromebene, die Hügel-welt des Lößlandes langweilig finden, dem Bauern im Kraichgau ist das Lößland ein paradiesisch Land, wo Milch und Honig fließen. In einer Steppenzeit, nach der Vereisung, haben Weststürme den kalk-haltigen Lößstaub in das niedere Land hineingetragen. In der Grassteppe — der Kraichgau war ein waldarmes Land von Anfang an — schlug sich dieser Staub nieder, und in die waldfreie Steppe sind seit uraltesten Zeiten die Menschen ge-zogen und haben den Wald nicht recht aufkommen lassen oder ihn weiter zurück-gedrängt. Neben der hessischen Wetterau und dem Nördlinger Ries zählt der Kraich-gau mit zu den Gebieten Süddeutschlands, die an stein-, bronze- und römerzeitlichen Fundstätten am ergiebigsten sind. Von alters her sind immer wieder Völker und Kulturgruppen in das wellige Kraichgauer Hügelland, in diese Lücke zwischen den nördlichen und südlichen Gebirgszügen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes eingewandert und haben hier günstige Siedlungsplätze im fruchtbaren lößüber-kleideten Land gefunden. Nicht von un-gefähr wurde der älteste datierbare Men-

schenfund überhaupt, der Unterkiefer des „Homo Heidelbergensis“, in den Sanden einer verlassenen Neckarschlinge bei Mauer, nördlich von Sinsheim, ausgegraben. Und ein jungsteinzeitliches Dorf auf dem Mi-chaelberg bei Bruchsal ist für eine ganze Kulturgruppe des Neolithikums namen-gebend geworden: für die „Michelsberger Zivilisation“. Groß ist denn auch die Zahl an siedlungsgeschichtlich ältesten Orten, deren Namen auf „ingen“ oder „heim“ enden. Die Urkunden des 8. bis 9. Jahr-hunderts stimmen mit dem fränkischen Grafschaftsbezirk Kraichgau überein, der neben dem Neckarland, dem Elsaß und dem linksrheinischen Rheingau noch das größte offene Siedlungsgebiet der frühen Land-nahmezeit in Südwestdeutschland war. Der Zusammenhang zwischen den Ortsnamen auf „ingen“ und „heim“ und den aleman-nisch-fränkischen Reihengräbern ist unver-kennbar; ebenso die Abhängigkeit einer Gruppe ältester alemannisch-fränkischer Siedlungen und der bedeutenden Römer-straße vom Kraichgauer Statio ad Campum (Stettfeld) nach Cannstatt, die entlang dem für den ganzen Gau namengebenden Kraich-bach die offene Landschaft des Kraich-gauer in Nordwest-Südostrichtung durch-querte. In ihrem Zuge entstand — wie wir bereits weiter oben ausführten — aus einer kleinen Station der römischen Straßen-knotenpunkt „Portus“. Der jetzt in den württembergischen Landessammlungen zu Stuttgart stehende „Leugenstein“ von Fri-olzheim (am Rande des Hagenschießes an der Römerstraße im Jahre 1934 in zwei Meter Tiefe gefunden) aus der Zeit um 245 n. Chr. nennt mit seiner Inschrift „A Port. L V“ (Nach Portus Leugen V). Dem römischen Weg- und Leugenmaß gemäß waren 2,2 km eine Leuge; demnach mußte Pforzheim von der Fundstelle 11 km entfernt sein und die Nachprüfung ergab denn auch die genaue Übereinstimmung. Der Geograph von Ravenna schreibt dann

„Porza“; 1067 „Pforzheim“ genannt, liegt sicher „Portus“ zugrunde. Die Beziehung zu „Hafen“ haben wir schon weiter oben als nicht haltbar herausgestellt, vielmehr verdankt der „Vicus Portus“ seine Stellung der günstigen geographischen Lage als erster bequemer Übergang vom Rheintal zum Neckarbecken, genau an der Stelle gelegen, wo die große Römerstraße von der Rheinlinie nach Cannstatt die Enz überschreitet. So gesehen, müssen wir die „Porta“ = „Tor“-Deutung exakter auf die Auslegung von „Portus“ im Sinne von „Furt“ zurückbeziehen (vgl. hierzu auch O. Paret, *Germania* 19, 1935, S. 234ff.; Quenzer, *Zeitschrift für Namensforschung* 14, 1938, S. 262f.; P. Goebler, *Saalburg-Jahrbuch* 9, 1939, S. 30ff. und A. Seiler, *Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg*, Reihe B, *Forschungen*, 10. Band, 1959, S. 3, Anm. 13). Neben der großen, strategisch bedeutsamen römischen Heerstraße von Stettfeld durch den Kraichgau nach Pforzheim und Cannstatt führte eine weitere wichtige Römerstraße von „Portus“ aus nach Mühlacker ins Stromberggebiet und Zabergäu. Den römischen „Vicus Portus“ müssen wir nach Ausweis der frühgeschichtlichen Funde (vgl. E. Wagner, *Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden. II. Das Badische Unterland*, Tübingen 1911, S. 143ff.) südwestlich vom heutigen Stadtkern beiderseits der Enz, in der sogenannten Altstadt annehmen. Dort ist in der Nähe der frühmittelalterlichen Sankt-Martins-Kirche — dieselbe liegt unmittelbar am Enz-Flußübergang, der sicher bereits in prähistorischer Zeit begangen wurde!! — eine dorffartige römische Niederlassung nachgewiesen. Hierbei war ganz besonders die rege Bautätigkeit der Jahre nach 145 fruchtbar. Die Badischen Fundberichte. *Amtliches Jahrbuch für die ur- und frühgeschichtliche Forschung Badens*, 19. Jg., 1951, S. 197/198 bringen unter

„Römische Zeit“: „Pforzheim“. „1. Ortsetter, bei der Altenstädter Brücke. Im Bereich des städt. Krankenhauses südlich der Altenstädter Brücke wurde bei Anlage eines Kanals für die Fernheizung der am Fuß der südlichen Talwand gelegene Teil des römischen vicus PORT(VS) geschnitten. Dabei fanden sich unter 3 m seit der Römerzeit aufgewachsenem Gehängeschutt römische Mauern, Keller und ein römischer Schachtbrunnen (zu diesem vgl. ebd. S. 63/69 „Ein römischer Brunnen von Pforzheim“ mit Abb. 7 „Pforzheim, römische Holzfigur...“ und Abb. 8 „Pforzheim, römisches Joch...“ auf den Seiten 66/67). 2. Ortsetter, Altenstädter Kirche. Beim Wiederaufbau der Altenstädter Kirche (St. Martin) nahe der Altenstädter Brücke konnte das Landesdenkmalamt in den Jahren 1949—1951 mit namhafter finanzieller Unterstützung der Stadt Pforzheim eine gründliche Untersuchung des Kircheninnern vornehmen. Dabei konnten wichtige Aufschlüsse über die topographische Entwicklung der römischen Siedlung gewonnen werden...“ An gleicher Stelle 20. Jg., 1956, S. 234/235 finden wir unter „Römische Zeit“: „Pforzheim“. „1. Ortsetter, Altenstädter Kirche. Die 1949—1951 durchgeführte Untersuchung des Innern der im Wiederaufbau befindlichen Altenstädter Kirche (vgl. *Bad. Fundberichte* 19, 1951, S. 197f.) wurde in der Berichtszeit auch auf den Raum südlich und östlich der Kirche ausgedehnt... 2. Eutingen Straße, 1,9 km NO. Im Garten des Anwesens E. Arny (Lgb. Nr. 2468a), Eutingen Straße Nr. 30, zwischen der Straße nach Eutingen und dem „Hohwiesenweg“, befindet sich eine überdeckte Vorratsgrube von 1,6 m Tiefe, die eine römische Siedlungsschicht durchstößt... 3. „Herrenstriet“, 4 km SW. Im Wald „Herrenstriet“ fanden spielende Schüler im Sommer 1953 eine stark beschädigte Bronzekanne...“ Dieses Fundstück, eine römische Bronzekanne, befindet



Burg Steinsberg, deren 32 m hoher achteckiger Bergfried vom kurpfälzischen Hofhistoriographen Peter Harrer 1525 „Compaß uff dem Craichgowe“ genannt wurde.

sich heute im Reuchlinmuseum Pforzheim. Im Jg. 21, 1958 der „Badischen Fundberichte“ finden sich unter „Münzfunde aus Baden“, auf den Seiten 133/134 zahlreiche im Stadtgebiet von Pforzheim gefundene römische Münzen mit zeitlich breiter Streuung und zwar „Pforzheim“. „1. Vor einem Garten auf dem Wartberg gefunden. 2. Römisches Stadtgebiet südlich der Enz. 3. Römisches Stadtgebiet nördlich der Enz“. Dieser Platz beim späteren Sankt-Martins-Heiligtum am uralten Enz-Flußübergang diente dann auch den Alemannen der frühen Landnahmezeit als Siedlungsstätte (nach 260 n. Chr.). Als die Franken (nach 496) die Herrschaft übernahmen — sicherlich war die Grenzziehung von der Oos und Murg zur Hornisgrinde und zu der Höhe von Ellwangen maßgeblich von dem Wunsche der Franken bestimmt, gerade den ackerbaufreundlichen, lößbedeckten und waldarmen Kraichgau noch in ihren unmittelbaren Machtbereich einzubeziehen — wurde von ihnen an dieser Stelle am Enzübergang die erste christliche Kirche errichtet und ihrem Nationalheiligen Sankt Martin geweiht. In

dieselbe Richtung weist auch der fränkische Reihengräberfriedhof (vgl. E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden. II. Das Badische Unterland, Tübingen 1911, S. 143ff., bes. S. 152 und K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. II. III. Mainz 1923/25, III. S. 380), der auf dem Gelände des Gaswerkes ausgegraben wurde und die üblichen Grabbeigaben dieser Zeit (Speerspitzen, Schwerter, farbige Perlen und Tonware) ans Tageslicht brachte. Somit läßt sich für den römischen „Vicus Portus“ der „Civitas Aurelia Aquensis“ eine Siedlungskontinuität nachweisen. Dies braucht uns bei der einmalig günstigen topographischen Lage der ersten Römersiedlung am Flußübergang der von der Rheinlinie nach Cannstatt führenden großen römischen Heeresstraße nicht zu wundern, daß wir hier einen ungebrochenen Übergang von der Römerzeit zum Germanentum finden. Zunächst entstanden auf den großen Gütern des Fiskus neben den Königshöfen Kirchen, die dem König gehörten; bald aber errichteten auch die fränkischen Edlen auf ihren Grundbesitzen eigene Kapellen

und Kirchen als „Eigenkirchen“. In Pforzheim wird im Jahre 1240 ein Gotteshaus bezeugt („Morhardus, provisor ecclesie in Phorzheim“, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1, S. 120 und A. Seiler, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 10. Band, Stuttgart 1959, S. 93, Anm. 53) und zum Jahre 1385 heißt es: „pfarrkirche sant Martins der alten statt by Pfortzhein, dü ein mutter ist der kirchen ze Pfortzhein“ (Generallandes-Archiv Karlsruhe 38, 132). Damit wird die Existenz mindestens zweier Kirchen zu Pforzheim bezeugt. Die geographische Lage von Sankt Martin und Sankt Michael klärt die Frage der „Mutterkirche“ zu Pforzheim. In der Altstadt um Sankt Martin wurden die wesentlichsten prähistorischen Funde im Anschluß an die frühe römische Niederlassung und die ersten alemannisch-fränkischen Ansiedlungen gemacht. Das heutige Pforzheim aber entwickelte sich enzbwärts und seine Sankt-Michaels-Kirche wird im Jahre 1260 erstmals genannt; auch wenn dieses Gotteshaus sich zur alleinigen Stadtpfarrkirche emporschwang, so wird doch 1351 die Abtei von Hirsau als Patronatsherr von Sankt Martin „der alten statt by Pfortzhein“ angesprochen und zwar „ab antiquo“ (vgl. A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, hrsg. von der Badischen Historischen Kommission, Heidelberg 1904, I. II. 2. Auflage, II. Sp. 484f.). Das Patronatsrecht der jüngeren Sankt-Michaels-Kirche dagegen stand den Markgrafen von Baden zu. Woher das Calwer Hauskloster Hirsau seine Kirche in Pforzheim erhielt ist nicht letztlich zu klären; vielleicht aus einer Erwerbung von $\frac{3}{8}$ des Ortes zu Anfang des 12. Jahrhunderts, so wie der badische Besitz zu Pforzheim aus den Gütern der rheinischen Pfalzgrafschaft stammte und über Irmengard, Gattin Hermanns V. und Tochter des 1195

im Besitz von Pforzheim genannten rheinischen Pfalzgrafen Heinrich, in die Hand der Markgrafen von Baden kam. Bei der überragenden Verkehrslage von Pforzheim — neben den seit alten Zeiten bedeutenden West-Ost-Verbindungsstraßen treffen an diesem Platz ja noch die in Nord-Südrichtung verlaufenden Täler von Nagold und Würm auf die Enz — wollten eben möglichst viele dort Fuß fassen. Der Chronist David Cythräus — aus Menzingen, dem Sitz eines der ältesten Kraichgauer Adelsgeschlechter gebürtig und seinen guten deutschen Namen Kochhaf dem humanistischen Zug seiner Zeit entsprechend latinisiert — dieser Chronist David Cythräus hat im Jahre 1587 berichtet, wie die Handelsherren trotz vieler Zollstationen wohl oder übel die Lücke zwischen dem Schwarzwald und Odenwald benutzen mußten, wenn sie aus Bayern und Schwaben, aus Ostfranken zum Oberrhein und zur Pfalz hin wollten: „Und ist der Craichgowe Eingang und Schlüssel der Pfaltz, da die Wahren von Venedig, Augspurg und Ulm dadurch auff Frankfurt, wie auch die Posten auß Spanien, Teutsch und Welschen Landen gehen...“

Was dem Kraichgau seine einzigartige Stellung im Landschaftsgefüge Südwestdeutschlands gibt, ist seine überragende Verkehrsbedeutung. Wir gehen hier — wie wir ja bereits eingehend dargelegt haben — auf Hochstraßen der Römerzeit, auf mittelalterlichen Kaufmannswegen und staufischen Heeres- und Handelsstraßen; dann auf Landstraßen, die die erste kaiserliche Überlandpost von Brüssel nach Innsbruck benützte, nachdem sie bei Speyer und Rheinhausen den Rhein überschritten hatte und über Bruchsal weiter nach Cannstatt (vgl. hierzu den Verlauf der großen römischen Heeresstraße von der Rheinlinie mit dem römischen Statio ad Campum über Portus zum Kastell Cannstatt) durch den offenen Kraichgau führte. An diese Thurn-

und Taxische Post erinnert noch so manches „Adler-Post“-Wirtshaus. Es kam der moderne Straßenbau, der seine Krönung im Abschnitt Karlsruhe—Pforzheim—Stuttgart der Autobahn fand, ohne allerdings die alte kürzlich hervorragend ausgebaute Straße (B 35) über Bruchsal und Bretten entwerfen zu können.

Als Bundesverkehrsminister Dr. Hans Christoph Seeböhm im Juli 1964 bei seiner zweitägigen Besichtigungsfahrt durch Baden-Württemberg am „Wiesloch-Walldorfer-Autobahnkreuz“ weilte, stellte er den Autobahntlastungsbau von Wiesloch nach Heilbronn als besonders vordringlich heraus. Wer dann die folgenden Jahre im ersten Bauabschnitt (Wiesloch-Sinsheim) der neuen Kraichgauautobahn wanderte, erfuhr angesichts der zahllosen Bagger, Planier- raupen, Rüttelwalzen und schwerlastigen Großkipper, daß hier die gewaltigsten Erd- bewegungen für den Autobahnbau in der ganzen Bundesrepublik überhaupt gemeistert werden mußten. Im Dezember 1968 konnte die Teilstrecke Wiesloch-Sinsheim dem Verkehr übergeben werden, und nach der im Dezember 1969 erfolgten Freigabe auch des letzten Teilstücks, der Strecke Sinsheim-Neckarsulm, ist die neue Kraichgauautobahn, die den Raum Mannheim-Heidelberg mit Heilbronn verbindet und beim „Weinsberger Kreuz“ den Anschluß nach Stuttgart erreicht, nun in einem Zuge durchfahrbar. Quer durch das bisher so stille Bauernland des Kraich- und Elsenz- gaus zieht dieser achtundsiebzig Kilometer lange Autobahn-Abschnitt zwischen Wall- dorf-Wiesloch und Weinsberg die Linien sehr alter Straßen nach, um die sich eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen rankt.

Straßen haben ihre Schicksale, sie sind etwas Lebendiges. Menschen erdenken sie, erbauen sie und leben mit ihnen. Die Römer haben — wie wir aufzeigen konnten — in unserer südwestdeutschen Heimat viele Straßen gebaut, aber schon vor ihnen gab

es uralte Völkerstraßen von West nach Ost und von Nord nach Süd in Deutschland, meist von der Natur vorgezeichnete. Als die Cimbern und Teutonen ihre Wohnsitze in Schleswig-Holstein aufgaben und sich nach Süden wandten, folgten sie einer Völkerstraße entlang des Leine- und Fulda- tales durch Franken. Wir wissen nicht, was sie veranlaßt hat, plötzlich nach Westen abzuschwenken, aber auf derselben Straße, auf der später die Nibelungen nach Osten zogen, kamen sie in unser heimatliches Ge- biet, um dann von hier aus rheinaufwärts durch die Burgundische Pforte dem Süden — und ihrem Untergang — entgegenzu- ziehen. Nur der in der Nähe des Milten- berger Ringwalles gefundene, nicht ganz fertiggestellte Monolith des „Teutonen- steines“ mit der Inschrift „Inter Teutones CAHF“ — zu ergänzen wäre wohl Cim- bros, Ambrones, Harudes, Fundusios — erinnert uns noch an diese frühe Zeit. Die zu ihrem Zug an den Hof Etzels von Worms aufbrechenden Nibelungen erreichten in Heppenheim, nahe des zwölfhundertjäh- rigen Reichsklosters Lorsch, der Macht und Stütze der Karolinger, die Bergstraße, die römische „Strata Montana“; sie sind nicht durch den Odenwald gezogen, wo heute — des Fremdenverkehrs halber — die „Nibelungenstraße“ verläuft, denn der Odenwald war damals ein düsteres, un- heimliches Waldgebirge, durch das keine Straßen führten. Vielmehr haben sich die Nibelungen auf der Bergstraße südwärts gewandt, haben den Neckar bei Ladenburg unweit von Heidelberg auf einer Furt durchquert und sind nach Wiesloch weiter- gezogen. Hier vereinte sich diese später so berühmte „Große Kaiserstraße“ mit einer anderen, die von Speyer her über den Rhein kam und ins idyllische Waldangelbachtal mit Richtung auf Heilbronn hineinführte; auf einer uralten, schon in prähistorischer Zeit begangenen Salzstraße durch das Hohenloher Burgenland setzten die Nibe-

lungen sodann ihren Weg, wie ihn die deutsche Heldensage überliefert, an die Donau fort. Die „Große Kaiserstraße“ führte von Paris über Metz, Saarbrücken (so wie jetzt die französische Autobahn in ihrer Linienführung endgültig festgelegt wurde), Kaiserslautern und Monsheim zum Rheinübergang nach Worms. Die günstige Lage und eine gute Möglichkeit, an dieser Stelle schon in vorrömischer Zeit den Rhein zu überschreiten, ließen Worms im Zusammenhang mit den sich hier kreuzenden Straßen zu einem bedeutenden Platz früher Besiedlung und einem frühgeschichtlichen Ausstrahlungspunkt ersten Ranges werden. Eine spezielle statistisch-topographische Untersuchung von Keramikfunden des sechsten bis achten Jahrhunderts suchte auf Grund der Herstellungstechnik und der Formen eine feinere relative Chronologie zu erreichen; dabei erwiesen sich gerade der Wormser Raum und das Neckargebiet mit auf der Drehscheibe hergestellter Keramik als führend gegenüber den primitiven, mit der Hand gemachten Erzeugnissen an der oberen Donau. Gesicherte Grenzen solcher Fundgruppen ließen sich neuerdings ganz klar herausstellen: nur das Gebiet um Worms mit seinem wichtigen Rheinübergang kann als naturräumliches Ausstrahlungszentrum dieser Jahrhunderte angesehen werden und ist archäologisch durch eigene Keramikstempel im Stadtgebiet selbst und im gesamten Wormsgau in seiner überragenden Bedeutung und Stellung zu belegen.

So gesehen vermögen wir hier eine eindeutig abgegrenzte frühgeschichtliche „Industriezone“ und eventuelle spätere Gaugrenzen — mit aller Vorsicht und Vorbehalten — herauszuschälen. Wenn wir auch die Wettereiba, Maingau, Rheingau, Königssundergau, Wormsgau, Speyergau, Lobdengau, Kraichgau und Elsenzgau stets mit der rollstempelverzierten Knickwand-Keramik des sechsten bis achten Jahrhun-

derts identifizieren können, so scheidet diese Keramik als ethnisches Indiz aus; nur Kultur- und Wirtschaftsräume, vor allem aber Verkehrszusammenhänge lassen sich in dieser frühen Zeit sichtbar machen, jedoch keine Franken oder Alemannen. Neben Worms treten noch Speyer und Mainz mit dem gegenüberliegenden Wiesbaden in Erscheinung. Diese Punkte bilden gewissermaßen Varianten des Wormser Rheinüberganges. Von diesen großen frühgeschichtlichen „Industriezonen“ aus wurde die hier produzierte Keramik — dieselbe wurde als „Modeerscheinung“ im nördlichen Oberrheintal als maßgebend für den südlichen Bereich gehalten — auf den Straßen des großen Verkehrs jener Zeiten in einer großen Südost-Bewegung ausgeführt. Es ist das Verdienst von W. Hübener auf diese Rollstempel verzierte Knickwand-Keramik des sechsten bis achten Jahrhunderts — zu 80% nicht publiziert — geradezu „gereist“ zu sein und so die Museumsbestände zum Sprechen gebracht zu haben (W. Hübener berichtete darüber in der Fachsitzung des Alemannischen Institutes in Freiburg vom 12. 11. 1964). Die Bedeutung gerade des Neckarknies und des Durchbruchraumes im Kocher- und Jagstgebiet ist auch für die späteren sprachlichen Bewegungen — etwa die mittelhochdeutsche Diphthongierung vom bayerischen Stammesgebiet aus über Ostfranken nach Rheinfranken und Schwaben — wichtig geworden.

Von Worms aus führte die alte Völkerstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa zum Neckarübergang bei Ladenburg unweit von Heidelberg und weiter nach Wiesloch. Hier trat diese — erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts von dem württembergischen Landeshistoriker Karl Weller beweiskräftig festgestellte — „Große Kaiserstraße“ als „Heidelberg - Heilbronner Heer- und Geleitstraße“ in das ideale Durchgangsgebiet

des Kraichgaues ein. Am Steinsberg vorbei — dessen zweiunddreißig Meter hoher achteckiger Bergfried vom kurpfälzischen Hofhistoriographen Peter Harrer im Jahre 1525 „Compaß uff dem Craichgowe“ genannt wurde —, verlief sie über Sinsheim und Bad Rappenau durch das niedere Kraichgauer Hügelland, um dann von der alten Kaiserpfalz Wimpfen nach der Freien Reichsstadt Heilbronn weiterzuziehen. Von dort führte ein Straßenzug ostwärts über Rothenburg ob der Tauber nach Nürnberg, und Prag, ein anderer südöstlich über Dinkelsbühl, Nördlingen, Donauwörth und Ingolstadt donauabwärts nach Wien, ein Zug, der sich sogar bis Konstantinopel verfolgen läßt. Diese einst so berühmte Straße der Völker bestand schon zur Zeit der Hunneneinfälle, denen die Burgunder bei Worms zum Opfer fielen — hier war ja, wie wir bereits aufzeigen konnten, der wichtige Rheinübergang — und im Jahre 954 vernichteten die Ungarn das ehemalige römische „Cornelia“, die Stadt Wimpfen am Neckar. Wie anders konnten die Äbte des anno 763 gestifteten, an der Weschnitz zwischen Worms und Heppenheim gelegenen Benediktinerklosters Lorsch, das im Jahre 774 in Anwesenheit Karls des Großen geweiht wurde, Besitzungen bis nach Öhringen im heutigen Hohenloher Land unterhalten, wenn sie nicht diese uralte Völkerstraße durch den Kraichgau benutzt hätten?

Heute mußten beim Autobahnabschnitt Walldorf-Wiesloch bis Sinsheim insgesamt etwa 750 000 Kubikmeter Bodenaushub und 650 000 Kubikmeter Dammschüttung ausgeführt werden. Diese Wegstrecke der „Großen Kaiserstraße“ ist es auch, welche uns in ganz besonderem Maße geschichtliche Atmosphäre überliefert. Auf dieser unserer Kraichgauer „Heidelberg - Heilbronner Heer- und Geleitstraße“ wickelte sich ein reiches geschichtliches Leben ab, gerade hier wird uns beiderseits der neuen Kraichgauautobahn die Bedeutung dieses



Die Miniatur des Minnesängers Spervogel aus der Manessischen Liederhandschrift der Universitätsbibliothek Heidelberg.

Stückes unserer Heimat sogar in große historische Zusammenhänge und Entscheidungen hinein offenbar. An ihr und auf ihr zogen in dem scheinbar so regellosen Kraichgauer Formengewirr im ewigen Auf und Ab der Hügel Keltentämme nach Westen, die Römer nach Osten. Hier sind Alemannen und Franken sich in kriegerischer Auseinandersetzung begegnet. Später zogen ihr Kaiser und Könige des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mit ihrem Gefolge entlang; viele von ihnen ruhen ja im neunhundertjährigen Kaiserdom zu Speyer, der bis auf den heutigen Tag die friedliche Weltidee des salischen Kaisergeschlechtes widerspiegelt. Neben Konrad II., der im Jahre 1030 den Grundstein zum Dom legte, liegt hier Heinrich III., dessen Sohn Heinrich IV. den Bau

vollendet hat. Als Heinrich V. gestorben war, errichtete man über den drei ersten Grabstätten eine hohe Mauerschicht und eine neue Gräberreihe, in der auch Fürsten beigelegt wurden, die nicht aus dem salischen Hause stammten: Rudolf von Habsburg (der seinen Platz an der Stelle erhielt, die eigentlich für Friedrich Barbarossa vorgesehen war, dessen Frau und Tochter hier begraben sind), der ermordete Staufer Philipp von Schwaben, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich. In der Gruft des Domes ruhen also fünf Kaiser, drei Kaiserinnen und drei Könige, in ihm fand auch Konrad der Rote aus dem Geschlecht der Salier, Herzog des Wormsgaues, des Speyer-, Nahe-, Main-, Rhein-, Lobden- und Kraichgaues, der Herr des bedeutenden Wormser Straßenkreuzes im Zug der „Großen Kaiserstraße“ — wir fühlen uns direkt an die „Autobahn-Kleeblätter“ und „Autobahn-Kreuze“ unserer Tage erinnert — seine letzte Ruhestätte. Der Größe des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation unter den Hohenstaufenkaisern entsprach auch die Höhe des höfischen Minnesanges, der seit den Tagen Barbarossas blühte, bis er mit dem späten Mittelalter im dreizehnten Jahrhundert, in der Zeit Rudolfs von Habsburg ausklingt. Für die fahrenden Sänger der Stauferzeit bildete die weithin ins Land sichtbare, die „Große Kaiserstraße“ beherrschende Burg Steinsberg ein begehrenswertes Ziel. So weilten der Minnesänger und Spruchdichter Spervogel der Jüngere und „Mîn geselle“ (mein Geselle), der ältere Spervogel, oft auch Hergêr genannt, öfters als gern gesehene Gäste und Vortragende auf dem Kraichgauer Steinsberg. Für uns ist in diesem Zusammenhang besonders Hergêr aufschlußreich und bedeutsam, weil er in späten Sprüchen seinen hochherzigen Gönnern, eben den Herren von Burg Steinsberg, großes Lob spendet, wenn er beispielsweise singt:

„Got gnâde Wernharte,
der ûf Steinesberc saz
und niht vor den êren versparte.
hei wie er gab unde lêch!
Steinesberc die tugende hat“.

(„Gott sei Wernhard gnädig,
der auf Burg Steinsberg herrschte
und nicht mit edlen Gaben zurückhielt.
Oh, wie er freigebig spendete und wie gern,
auf Burg Steinsberg hat man jede nur
erdenkliche Tugend“).

Die Manessische Liederhandschrift, die sich heute als kostbarer Schatz in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet, enthält auch ein Bild des Spervogel, und in der Burgschenke auf dem Steinsberg bei Sinsheim hat der Landesverein „Badische Heimat“ am 16. Mai 1965 eine „Heimatstube“ als „Minnesänger-Gedenkstätte“ an Hergêr, den älteren Spervogel eingerichtet.

Nach den Minnesängern kamen auf unserer „Großen Kaiserstraße“ die Kreuzfahrer aus dem Westen gezogen. Aber auch Bischöfe und Kardinäle, dazu Luther als ernster Kuttenträger auf dem Weg zum großen Reichstag Karls V. von 1521 in Worms, Edelleute und Bettler, Kaufherren und Krämer wanderten hier. Götz von Berlichingen zog hier entlang mit Hans von Selbitz, Franz von Sickingen mit Ullrich von Hutten und dann auch die auf-rührerischen Bauernhaufen im unseligen Bauernkrieg von 1525. Im Dreißigjährigen Kriege hausten Landsknechte und Krieger vieler Völker mit Brandschatzung und Plünderung längs der „Großen Kaiserstraße“ und Ludwig XIV. schickte auf ihr seine Truppen in die Schlacht bei Sinsheim. Auch der Spanische und Pfälzische Erbfolgekrieg, und weiter der Siebenjährige Krieg hinterließ auf ihr schreckliche Spuren. Die alte historische Kurpfalz beiderseits des Oberrheins, war ja immer wieder der Schauplatz des ganzen europäischen

Kriegstheaters! Im Gedächtnis des gern und leicht erzählenden rheinfränkischen Volksschlages sind in zahllosen Sagen an die historischen Gestalten der „Großen Kaiserstraße“ Erinnerungen aufbewahrt. In volksetymologischer Umdeutung wird beispielsweise der gefürchtete französische General Melac zum „Mehlsack“!

Der historischen Wahrheit entspricht es, daß über die nach Westen führende „Große Kaiserstraße“ der junge preußische Kronprinz Friedrich — der später in der deutschen Geschichte so berühmte Friedrich der Große — von Steinsfurt bei Sinsheim aus nach dem nahen Frankreich entfliehen wollte. Im August des Jahres 1730 reiste auf der „Großen Kaiserstraße“, von Heilbronn herkommend, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der „Soldatenkönig“. Er hatte in Stuttgart den Herzog von Württemberg besucht und wollte nun nach Mannheim, um Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz seine Aufwartung zu machen. Im Gefolge befand sich auch der Kronprinz Friedrich. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war auf das äußerste gespannt, behandelte der Preußenkönig den Kronprinz doch wie den primitivsten Rekruten! So hatte denn der junge Kronprinz Friedrich von Preußen nur das eine Verlangen: diesem unwürdigen Zwang durch die Flucht nach Frankreich ein Ende zu setzen — schätzte er doch dessen Musik und Literatur außerordentlich. Die Einladung des Königs, ihn auf seinem Staatsbesuch in Süddeutschland zu begleiten, erweckte deshalb in dem jungen Kronprinzen die Hoffnung, seine schon lange vorbereitete Flucht verwirklichen zu können. Wohl war in Sinsheim Quartier bestellt worden, aber der „Soldatenkönig“ — selbst an das einfachste Leben gewöhnt — beschloß, trotz der glühend heißen Sonne dieses Sommertages und der staubigen Straße, erst nach weiteren zehn Kilometern beim Einbrechen der Dunkelheit



„Lerchennest“ in Steinsfurt mit Gedenktafel für Friedrich d. Gr.

in dem Flecken Steinsfurt die Tagesfahrt abzubrechen. Hier wurde in einer einfachen Scheune kampiert. Jetzt schien dem jungen preußischen Kronprinzen der geeignete Moment zur Durchführung seiner schon lange gefaßten Fluchtpläne endlich gekommen zu sein, denn der Rhein und damit die Grenze nach dem von ihm so verehrten Frankreich war nahegerückt wie nie zuvor. Wir wissen, daß der Fluchtversuch mißlang. So hat denn auch unsere Kraichgauer „Heidelberg - Heilbronner Heer- und Geleitstraße“, die „Große Kaiserstraße“ durch das Waldangelbachtal die Tragödie des jungen preußischen Kronprinzen Friedrich, des später so berühmten Preußenkönigs Friedrich des Großen, und seines Vertrauten Hermann von Katte, zum Schauplatz. An der Scheune der Fami-

lie Lerch in Steinsfurt, dem im Kraichgauer rheinfränkisch-pfälzischen Volksmund bis auf den heutigen Tag bekannten „Lerchennest“ erinnert eine Gedenktafel daran, daß „hier auf seiner Flucht am 31. August 1730 Friedrich der Große dem Vaterland erhalten blieb“. Kürzlich ging das „Lerchennest“ in den Besitz der Gemeinde Steinsfurt über und im August des Jahres 1964 wurde auf Anregung des Landesvereins „Badische Heimat“ im Nebenzimmer des Steinsfurter Gasthofs „Zur Krone“ — in der Scheune der „Krone“ hatte damals der preußische „Soldatenkönig“ übernachtet — eine Gedenkstätte feierlich eröffnet. Zahlreiche Bilder und Dokumente in dieser „Heimattube“ erinnern hier an den großen Preußenkönig Friedrich, der später den Beinamen „der Große“ erhielt. Wie wäre die preußische — und damit wohl auch die ganze deutsche Geschichte verlaufen, hinsichtlich Österreichs und Maria Theresias vor allem — wenn diese Flucht geglückt wäre? Wir können es nicht wissen. Aber es gibt eben im Leben keine Zufälle, sondern nur Fügungen!

Heute zeichnet die Bundesstraße 39 durch das Waldangelbachtal über Sinsheim nach Heilbronn verlaufend, die „Große Kaiserstraße“ nach. In der Idylle des Waldangelbachtals mit seinen Rebenhängen bei Rauenberg, Rotenberg und Eichtersheim, den stillen Wäldern und verträumten Wiesengründen, seinen Schlössern und Wasserburgen, den alten Gasthäusern und Fachwerkbauten, zog bislang — vom modernen Fremdenverkehr fast unberührt — die „vergessene Straße der Völker“ dahin. Am Kraichgau sahen die Urlauber meistens vorbei; vorbei an dieser herrlichen, einmalig farbigen und so abwechslungsreichen Parklandschaft, in der lichte Wälder mit fruchtbaren, lößschweren Ackerbreiten abwechseln, wo die Hügel sanft sich hinwellen und die Natur den

Ausgleich sucht zwischen dem Odenwald im Norden und dem Schwarzwald im Süden.

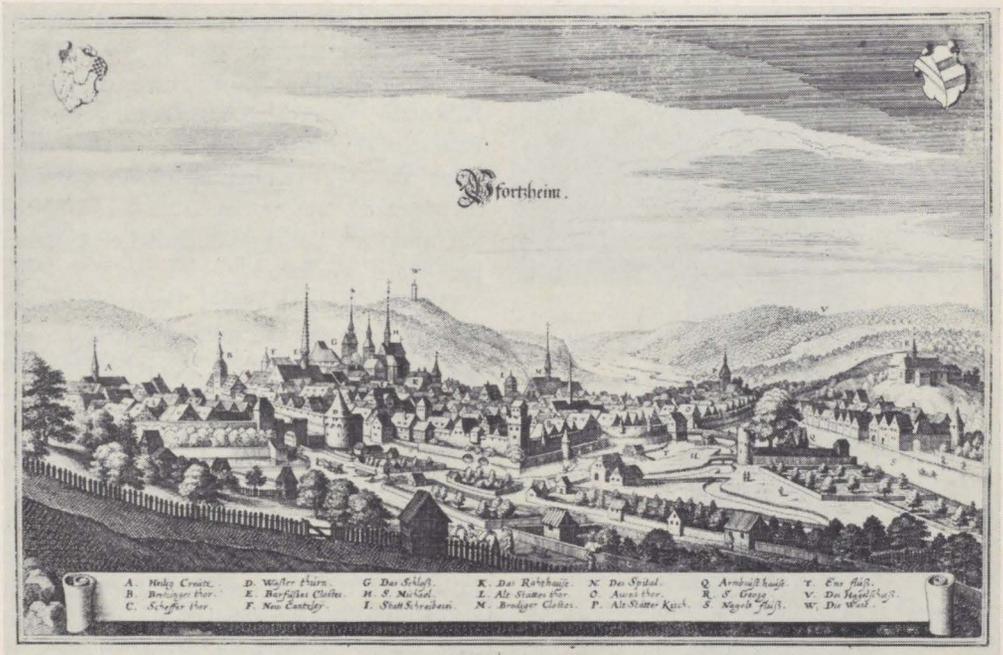
„Ein kaum entdecktes vergilisches Land“, nannte der schwäbische Dichter Otto Rombach einmal den Kraichgau, die „Landschaft der stillen Reize“, wie es der Historiker Willy Andreas ausdrückte, zwischen Rhein und Neckar, Odenwald und Schwarzwald. Goethe fand auf seiner Schweizer Reise im Jahre 1797 den „Kraichgau artig“, Sinsheim „ein nach Landesart heiteres Städtchen“ und der Geograph des Oberrheins, Friedrich Metz, sprach angesichts der Rebterrassen des Zeuterner „Himmelreiches“ von einem „toskanischen Land“. Es lohnt sich auch heute noch, dieses Land der schwingenden Hügelrücken, der Tief- und Höhenburgen zu besuchen. Der Kraichgau, einst im Herzland des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gelegen, gewinnt durch die neue Autobahnstrecke von Walldorf-Wiesloch nach Heilbronn seinen historischen Rang als Zentrum wichtiger europäischer Straßen zurück.

Literatur

Robert Gradmann, Süddeutschland, I. II. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 1. Auflage von 1931, Wissenschaftliche Buchgemeinschaft Darmstadt 1956; bes. Bd. II. Die einzelnen Landschaften.

Alois Seiler, Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiakonaten des Bistums Speyer, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 10. Band, Stuttgart 1959.

Festschrift Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung von Friedrich Metz. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages im Auftrag von Freunden und Schülern zusammengestellt und herausgegeben von E. Meynen und R. Oehme, Stuttgart 1961.



Pforzheim von Südwesten, Stich von Matthäus Merian. Aus „Topographia Sueviae“, 1643.

Foto: G. L. A. Landesdenkmalamt

Die Entwicklung Pforzheims bis 1945.

Von Käthe Lang, Pforzheim

Nachdem sich am 23. Februar dieses Jahres Pforzheims Zerstörung zum 25. Male jährte, erscheint es berechtigt, noch einmal Rückschau zu halten und uns klarzumachen, was an kunstgeschichtlichen und heimatkundlichen Werten uns Überlebenden — über 17000 Einwohner müssen wir ja als schwersten Verlust beklagen! — unersetzlich verloren ging. Dazu ist ein kurzer *historischer* Rückblick notwendig.

Nachdem um 90 n. Chr. die Römer eine Heerstraße von Straßburg über Ettlingen nach Cannstatt gebaut hatten, die über die Enz durch eine Furt verlief, entstand zu beiden Seiten des Flusses eine römische Siedlung, die sich „portus“ nannte und belegt ist durch den Fund eines Meilen-

steins (sog. Leugensäule) im Jahre 1934 am Frielzheimer Sträßchen. Man fand außerdem viele römische Erinnerungstücke. Ich erwähne hier nur einen römischen Altarstein der keltischen Göttin des Schwarzwalds Abnoba, mehrere Jupitersteine, Gefäße und Münzen, die vorwiegend in der Gegend der Altstadtkirche ausgegraben wurden.

Diese römische Siedlung hielt sich bis ins dritte Jh. und mußte etwa 260 n. Chr. dem Druck der von Norden einfallenden Alemannen weichen. Es waren dann die *Franken*, welche sich vorwiegend am Nordufer der Enz in der Nähe der einstigen römischen Siedlung festsetzten und diese „port(us)heim“ nannten. Der Name ver-



Leugensäule

änderte sich im Laufe der Jahrhunderte zu Porzheim, Portzheim, Phorzeim, ..., bis schließlich der heutige Name *Pforzheim* entstand.

Da immer wieder eine falsche Namensdeutung zu finden ist, die auf Melanchthon zurückgeht, sei nochmals betont, daß sich unser Stadtname vom römischen *portus* ableitet, an den die Franken, ihrer Gewohnheit getreu, die Endsilbe „heim“ anhängten. Daß sich Melanchthon irrt, Pforzheim von „*Porta Hercyniae silvae*“ abzuleiten, kann auch geologisch bewiesen werden: denn Pforzheim liegt im Kraichgau, also im Muschelkalkgebiet, während der Schwarzwald Buntsandstein ist.

Die Franken waren relativ frühzeitig Christen geworden und bauten auf römischen Grundmauern ihrem Schutzheiligen

St. Martin ein Kirchlein. Die Gründung geht vermutlich auf das Kloster Hirsau zurück. Daß über dieses älteste romanische Kirchlein unserer Stadt wiederholt der Feuerteufel hinwegging und sich wenigstens das Westtympanon eines Hirsauer Steinmetzen aus dem 12. Jh. erhalten hat, muß als kunstgeschichtlicher Gewinn bezeichnet werden.

Da die Deutung dieses Tympanon nicht ganz einfach ist, soll hier eine Erläuterung gegeben werden und die Besucher der Altstadtkirche anregen, dieses Kunstwerk des 12. Jhs. über dem inneren Portal zu besichtigen. Das im Flachrelief eingeritzte Bildwerk zeigt in der Mitte unten das Brustbild eines nackten Mannes mit großem Schnurrbart. Links über ihm steht ein Löwe als Verkörperung des Bösen und hat schon die menschliche Seele, als Vogel dargestellt, vor seinem Maul; ebenso ist rechts über ihm ein böses Fabeltier (*Basilisk*) und zwar ein gekrönter Hahn. Aber rechts unten liegt der Löwe an der Kette, weil das Christentum, dargestellt durch ein Kreuz im Kreis (*Hostie*?), ihn vor der den Menschen vernichtenden Tat zurückhält; ebenso wird der Christ durch das Kreuz vor dem Hahn von allen bösen Geistern bewahrt.

Auch die schönen Fresken aus der Anfangszeit des 15. Jhs., welche beim Abbröckeln des Verputzes durch die Erschütterungen des Bombenabwurfs am 23. Februar 1945 im gotischen Chor der Altstadtkirche zum Vorschein kamen, sind von kunstgeschichtlichem Wert.

Wahrscheinlich auf Betreiben von Markgraf Hermann V. entstand zwischen 1219 und 1227 die *Neustadt* am Hang eines Hügels, des heutigen Schloßbergs, auf dem er eine Burg (Schloß) anlegen ließ. Durch die Eheschließung Hermanns V. mit Irmengard, Enkelin Konrads von Hohenstaufen, um 1220 wurde auch die *Altstadt* Besitz der Zähringer.

In diese Zeit fällt der Bau des westlichen ältesten Teils der Schloßkirche, der romanisch war und sicherlich wie das Schloß eine Stiftung Hermanns V. Sie wird als „Kirche Sankt Michael“ späterhin urkundlich belegt. Nach dem Tode des Stifters im Jahre 1243 blieben die Bauarbeiten an der zu kleinen Kirche zunächst liegen, bis sich Mitte des 13. Jhs. der schon zur Gotik hinführende sog. Übergangsstil der Maulbronner Schule durchsetzte. So waren es sicher Maulbronner Steinmetze, welche das Langhaus mit seinen Seitenteilen an der Schloßkirche bauten. Markgraf Rudolf IV. (er regierte 1291—1348) veranlaßte Ende des 13. Jhs. den östlichen Abschlußbau, der zur Erstellung eines südlichen und eines nördlichen hochgotischen Diagonalchors und eines östlichen Abschlußchors der Vierung führte. Eine kleine Sonderkapelle, die sog. Margaretenskapelle, entstand um 1300 an der Westseite des nördlichen Diagonalchors und geht angeblich auf den Ritualmord an einem kleinen Mädchen zurück.

Um die interessante *Baugeschichte* der Sankt Michaels-Kirche zum Abschluß zu bringen, sei schon jetzt über die weiteren Baustationen berichtet, ehe die Stadtentwicklung unter Rudolf IV. und den folgenden Markgrafen abgeschlossen werden soll.

Markgraf Karl I. ließ durch Papst Pius II. im Jahre 1460 die Schloßkirche zur „Stiftskirche“ erheben und in Sankt Michael ein Kollegialstift errichten. So wurde im Zuge des weiteren Ausbaus der alte hochgotische Abschlußchor abgerissen und stattdessen durch den in Pforzheim ansässigen Steinmetz Hans Spryß von Zaberfeld ein spätgotischer Chor als Ostabschluß errichtet; außerdem erstellte Hans Spryß einen Lettner zwischen diesem und dem Kirchenschiff (um 1470).

Eine weitere Bedeutung erhielt die Schloßkirche dadurch, daß Markgraf Ernst sie



Tympanon (12. Jahrh.) über dem Westportal der Altenstädter Pfarrkirche St. Martin

um 1545 zur Grablege seiner Familie bestimmte, eine Gepflogenheit, welche auch die folgenden Fürsten beibehielten, nachdem sie schon längst ihren Wohnsitz nach Karlsruhe, bzw. Baden-Baden verlegt hatten. Zu der „alten“ Gruft auf der Südseite des Stiftschors wurde unter Markgraf Friedrich VI. im Jahre 1673 eine neue Gruft auf der Nordseite gebaut, in der weitere Familienangehörige des Fürstenhauses beigesetzt wurden. Markgraf Karl Friedrich, über den in der Folge noch ausführlich gesprochen werden wird, fügte in seiner Gewissenhaftigkeit und verantwortungsbewußten Regentschaft zu seinen vielen andern Großtaten noch die hinzu, daß er im Jahre 1760 die 1692 nach sinnlosen Verwüstungen durch die Soldateska zugemauerte Südgruft wieder aufbrechen und, der Würde des Ortes entsprechend, neu herrichten ließ. So wurde Platz geschaffen für weitere Särge der Fürstenfamilien. Im Jahre 1811 wurde er selbst — inzwischen war er ja Großherzog geworden — in der Südgruft beigesetzt.

Es würde weit den Rahmen dieses Berichts über die Schloßkirche sprengen, wenn ich die vielen Grabplatten von Adligen, hohen Beamten und Bürgern aufzählen würde, die in den beiden Diagonalchoren angebracht sind. Ebenso verbietet es sich, auf die großenteils unversehrt erhalten gebliebenen Epithaphien im Ost-

chor einzugehen, die uns in ihrem Spätrenaissance- und frühen Barockstil irgendwie etwas unruhig, überladen vorkommen, aber wertvolle Zeitbilder geben. Eine Sonderstellung nimmt in der Mitte des Chors die schöne Tumba des Markgrafen Ernst und seiner zweiten Gemahlin ein.

Als Abschluß der Baugeschichte der Schloßkirche sei an dieser Stelle der verantwortungsbewußten Pforzheimer gedacht, die sich schon bald nach dem großen Unglück des 23. Februar 1945 zusammenschlossen, um die „Stiftung der Freunde der Schloßkirche“ zu gründen und die Mitbürger aufriefen zur Mithilfe bei der Rettung ihres alten Pforzheimer Heiligtums. Da zeigte es sich, wie sehr allen Pforzheimern dieses „Stein gewordene Geschichtsbuch der Stadt“ ans Herz gewachsen war! *Oskar Trost*, einer der letzten noch lebenden Mitbegründer dieser Stiftung, schreibt in seinem wertvollen kleinen „Führer“ durch die Schloßkirche: „Wir dürfen dafür dankbar sein, daß in verständnisvoller Zusammenarbeit zwischen der opferbereiten Pforzheimer Bürgerschaft, dem staatlichen Hochbauamt, dem badischen Landesdenkmalamt, der evangelischen Kirche und der Stadtverwaltung unsere Schloßkirche in so hervorragender Weise wieder erstehen, ihrem jahrhundertalten kirchlichen Zweck neu geweiht und im Stadtbild eine ihrer Bedeutung entsprechende Stellung wieder erhalten konnte. So, wie die schwer beschädigte Schloßkirche ein Symbol der großen Zerstörung der Stadt war, so ist die neu erstandene Kirche das Symbol des neu erwachten Lebenswillens und der Liebe der Pforzheimer zu ihrer Heimat.“

Nun aber weiter in unserem *stadtgeschichtlichen* Rückblick! Rudolf IV. wurde durch Erbteilung „Herr von Pforzheim“ und nannte sich selbst so. Er war es, der 1338 zusammen mit der Burg Weißenstein das Pforzheimer Schultheisenamt dem Erz-

stift Mainz im Entschädigungswege als Ersatz für die Stadt Bönningheim zu Lehen aufgab.

Auf karitativem Gebiet erwarb sich Rudolf IV. Verdienste durch die Stiftung eines Spitals im Jahre 1322 gemeinsam mit seiner Gattin Luitgard. Das Schloß ließ er weiter ausbauen, und die Stadt erreichte unter seiner Herrschaft einen gewissen sozialen Wohlstand: der Wasserreichtum führte zu Mühlenbetrieben, das Flößerhandwerk entwickelte sich, und die günstige Lage der Dreitälerstadt brachte manche Zolleinkünfte durch die durchführenden Handelsstraßen. Es zogen Adelsfamilien in die Neustadt, die sich mählich vom Schloßberghang hinab bis in die Flußebene erstreckte. So galt Pforzheim bald „als vast die fürnemeste Statt so die Marggraffen in ihrer Herrschafft haben...“

Noch aber war es nicht zu einem Zusammenwachsen von Alt- und Neustadt gekommen, die durch Gärten, Wiesengrundstücke - meist im Besitz der Klöster Hirsau, Herrenalb und Maulbronn - voneinander getrennt waren und erst im 19. Jh. zusammenwachsen.

Durch die Tätigkeit der Bettelorden entstanden schon im 13. Jh. drei klösterliche Niederlassungen, von denen das Dominikanerinnenkloster am frühesten erwähnt wurde; aber auch das Franziskaner- oder Barfüßerkloster mit seiner Kirche wurde 1270 erbaut. Etwa um die gleiche Zeit entstand zwischen Schloßberg und Enz das Dominikanerkloster mit seiner „Predigerkirche“. Am 29. Januar 1455 ist dort als Kind des Klostersverwalters Pforzheims bedeutendster Sohn *Johannes Reuchlin* geboren worden. Auch über ihn wird noch manches zu sagen sein.

Die Klosterkirche diente mehr der Bürgerschaft Pforzheims als Bethaus, während die Schloßkirche in erster Linie Gotteshaus des fürstlichen Hofes war.



Vor 1945: Schloßkirche St. Michael von Nord-West

Auch die Dominikanerkirche St. Stephanus hat ihre tragische Geschichte! Sie wurde von den Protestanten nach der Reformation als Stadtkirche übernommen; aber schon der erste Franzosenbrand im Januar 1689 verursachte einen schweren Kirchturmschaden. Beim dritten Franzosenbrand am 21. September 1692 wurde die Kirche weitgehend zerstört. Durch Kollekten und andere Stiftungen konnte man sie wieder aufbauen und 1721 einweihen. Aber das Schicksal wollte es, daß auch diese Stadtkirche mit vielen Häusern der Oststadt am 18. Mai 1789 ausbrannte.

Nun dauerte es über 100 Jahre, bis die im Stil des 20. Jhs. erbaute neue Stadtkirche am Lindenplatz eingeweiht werden konnte. Zum Glück war der um 1500 entstandene Kruzifixus aus Lindenholz, der im Kreuzgang der Prediger- bzw. Stadtkirche gestanden hatte, nur geringfügig durch die 3 Brände beschädigt worden, so daß man ihn 1899 nach Ausbesserung der Schäden in die neue Stadtkirche überführen konnte. Damit aber ist seine rührende Geschichte noch nicht am Ende! Wie allbekannt, wurde am 23. Februar 1945 auch die Stadtkirche am Lindenplatz weitgehend zerstört, so daß sie abgerissen werden mußte. Diesmal hatte das Kruzifix beide Arme durch Bombenbrand verloren; aber durch Stiftung der Mittel wurde es von Bildhauer Loos restauriert und als Altarkreuz angebracht in der ersten deutschen Notkirche nach Kriegsende, welche Professor Bartning auf Initiative von Pfarrer Karl Specht im Rodviertel erbaute. Diese „Auferstehungskirche“ erhob sich schon bald mitten zwischen den Trümmern. „Ja, der Herr ist auferstanden!“, konnten die schicksalsbetroffenen Pforzheimer sagen.

In *geistiger* Hinsicht kam es durch die Gründung einer Lateinschule unterhalb der Schloßkirche um 1450 zu einem großen Aufschwung. Denn diese Lateinschule kam bald zu hoher Blüte dank ihrer bedeuten-

den Lehrkräfte. Ich nenne hier nur Georg Simmler, Johannes Unger und selbstverständlich auch Pforzheims großen Sohn Reuchlin. Dieser war selbst erst dort Schüler gewesen, hat aber später wiederholt unterrichtet, besonders, als sein Großneffe Melanchthon auf sein Betreiben hin die Pforzheimer Lateinschule besuchte. Der aufblühende deutsche Humanismus fand von Pforzheim aus weitgehende Verbreitung, als Thomas Anselm aus Baden-Baden nach Pforzheim übersiedelte und hier eine Druckerei gründete. So wurden auch Reuchlins bedeutende Schriften in Pforzheim gedruckt.

Die Geschichte der *Reformation* begann in Pforzheim bereits 1519 mit dem im Sinne Luthers predigenden Johannes Schwebel. Auch Rektor Unger der Lateinschule predigte seit 1524 in protestantischem Geist in der Schloßkirche. So nimmt es nicht wunder, daß Markgraf Karl II. aufgeschlossen war für die Idee der Reformation und nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 den Protestantismus im ganzen Land zur Staatsreligion erhob. Die Folge war die Schließung der drei Klöster und die Bestimmung der Predigerkirche zur evangelischen Stadtkirche.

Wie reizvoll die mittelalterliche Markgrafenstadt aussah mit ihren Stadtmauern und -toren, mit ihren Kirchen und Klöstern, den hohen Dachreitern, das zeigt uns der Stich von Matthäus Merian aus dem Jahre 1643.

Aber nach dieser harmonischen und bedeutenden Aufwärtsentwicklung Pforzheims bis ins 17. Jh. folgten sehr schwere Zeiten nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Nach der für Markgraf Georg Friedrich unglücklichen Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622, in der auch 400 Pforzheimer gefallen sein sollen, wurde die Markgrafschaft von kaiserlichen und verbündeten Truppen besetzt, dann wieder, je nach



Pforzheim einst: Reuchlinmuseum und Schloßkirche vom Schloßberg aus.

Kriegsglück, von schwedischen Soldaten. So hatte die Bevölkerung Badens viel zu leiden. Die evangelischen Geistlichen von Pforzheim mußten schon bald fliehen, die Pforzheimer Klöster wurden wieder von den Bettelorden besetzt. Nur die Dominikanerinnen blieben seit ihrem Exodus 1564 im damals österreichischen Kloster Kirchberg, dem jetzigen Berneuchner Haus der Michaelsbruderschaft. Die Nonnen hatten nur wenig ihrer Habe mitgenommen, darunter den zierlichen Schädel ihrer einst so verehrten Mitschwester Euphemia, der Tochter des englischen Königs Eduard III. Verfasserin hat ihn in der Krypta des Berneuchner Hauses besichtigen können.

Das Leid der Pforzheimer erreichte einen Höhepunkt, als die Bayern 1645 vor ihrem endgültigen Abzug die Stadt plünderten und dann ansteckten. Als Markgraf Friedrich V. im Jahre 1648 in den Besitz seines

Landes und seiner zeitweiligen Residenz Pforzheim kam, fand er eine halbzerstörte Stadt vor.

Aber die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges wurden durch die Ereignisse des Pfälzischen Erbfolgekriegs (auch „Orlean'scher Krieg“ genannt) weit übertroffen. Die auf Betreiben Ludwigs XIV. ausgebrochene Fehde brachte zwischen 1688 und 1697 über ganz Baden und die Pfalz unsagbares Leid. Auch Pforzheim wurde nicht verschont. Im Oktober 1688 erschien die erste französische Besatzung und steckte am 11. Januar 1689 Pforzheim an. Die Schloßkirche konnte durch den selbstlosen Einsatz des Zimmermanns Sebastian Bechtold gerettet werden, während Kloster und Langhaus der Barfüßerkirche in Schutt und Asche sanken. Im Juli des gleichen Jahres begann der berühmte Mordbrennerzug Mélacs von Heidelberg aus südwärts,



Pforzheim, Schloßkirche nach Wiederinstandsetzung inmitten moderner Umbauung.

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

wobei nach systematischer Plünderung der Stadtkern Pforzheims bis auf die Schloßkirche, die Mehrzahl der Schloßgebäude und das Gebiet des Dominikanerklosters ausbrannten. 1692 vollendeten die französischen Truppen unter General Chamilly ihr Zerstörungswerk durch erneute Plünderung und Brandlegung im Stadtkern (einschließlich Stadtkirche!), in der Au und in der Brötzingen Vorstadt.

Der Zustand der alten Markgrafenstadt muß erbarmungswürdig gewesen sein, als Markgraf Friedrich Magnus 1693 von Basel aus in sein ausgeplündertes Land zurückkehrte und zunächst im „alten Gebäu“ des Pforzheimer Schlosses Wohnsitz nahm, bis er die Augustenburg in Grötzingen 1699 bezog. Damit wurde Pforzheim als Wohnsitz der herrschenden Fürsten endgültig aufgegeben.

Markgraf Friedrich Magnus mühte sich, die Stadt Pforzheim neu aufzubauen und die durch Seuchen, Hungersnot und Krieg stark dezimierte Bevölkerung wieder aufzustocken. Es kam zu Einwanderungen aus dem Württembergischen und Niederlassung französischer Religionsflüchtlinge, die 1699

eine französische reformierte Kirchengemeinde hier gründeten.

Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer von Karlsruhe, ließ 1714 ein großes Landeswaisenhaus bauen, um dem Elend und der Verwahrlosung der vielen Kriegswaisen Einhalt zu gebieten. Auch ein Zucht-, Irren- und Siechenhaus wurde gebaut, alles im Gelände des einstigen Dominikanerinnenklosters. Über das vom Ehepaar Gottfried und Amalie von Mentzingen gestiftete „Adlige Fräuleinstift“ übernahm er 1721 die Schirmherrschaft.

Die innere Gesundung der Pforzheimer Verhältnisse machte aber erst deutliche Fortschritte, als sein Enkel Karl Friedrich im Jahre 1746 mündig erklärt wurde und 65 Jahre das Land regierte. Er hielt stets an seinem Grundsatz fest, „über ein freies, wohlhabendes und gesittetes Volk zu gebieten!“ Er verstand es, sich verantwortungsbewußte und kluge Ratgeber als Minister auszusuchen. Als im Jahre 1771 die Baden-Badener Linie des badischen Fürstenhauses ausstarb, wurde unter ihm die gesamte Markgrafschaft wieder vereint. Bei der Neugestaltung der Verhältnisse

Anfang des 19. Jhs. erhielt im Strudel der Napoleonischen Zeit die Markgrafschaft einen solchen Zuwachs an Gebieten, daß sie zum Großherzogtum wurde und Karl Friedrich Badens erster Großherzog.

Seine Verdienste um Pforzheim gipfelten in der Neuordnung des Waisenhauses. Dort ließ er eine Schmuck- und Uhrenfabrik 1767 einrichten, so daß die Waisen durch französische und Schweizer Lehrmeister in der Herstellung von Schmuck (zunächst von Stahlschmuck) und Uhren unterwiesen wurden. Der 8. April 1767 gilt als die Geburtsstunde dieser Industrie, welche späterhin trotz oftmaliger Rückschläge weltweite Bedeutung erlangte. Ein weiteres großes Verdienst um Pforzheim war es, daß Karl Friedrich jene Lehensverbindlichkeit an das Erzstift Mainz, die Rudolf IV. getätigt hatte, im Jahre 1750 ablösen ließ.

Sein ganz besonderes Verdienst um das *Badische Land* war aber die Aufhebung der Leibeigenschaft am 23. Juli 1783.

Wir wollen diesen Rückblick abschließen mit dem Hinweis, daß die Napoleonischen Eroberungskriege manche Erschwernisse brachten, daß vor allem die in Pforzheim einquartierten gefangenen Russen übel hausten und den Typhus einschleppten. Wie schlimm sich Epidemien bei Unkenntnis und ungenügender Hygiene auswirken können, hatte schon 1501 jene schwere Pestepidemie bewiesen, bei der es viele Todesfälle gab.

Immerhin konnte der *wirtschaftliche* Aufschwung Ende des 18. und im Beginn des 19. Jhs. nicht aufgehalten werden. Das Flößergewerbe war durch den 1747 neu gegründeten Flößerzunftverein wieder konkurrenzfähig geworden; es gewann den ganzen Holzhandel des Murgtals und verfiel erst endgültig um 1900. Weitere Erwerbsquellen waren die Tuchfabrik von Finkenstein und die Eisengießerei von Benckiser. Aber die Haupterwerbsquelle war und



Carl Friedrich, Markgraf zu Baden, 1802 Kurfürst, 1805 Großherzog, † 1811, beige setzt zu Pforzheim

blieb die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie, die ohne große Fabrikbauten auskommen konnte und durch Heimarbeit fast in jedem Hause Goldschmiede beschäftigte, so daß sich der Export mehr und mehr ausdehnte und Pforzheims Weltruf begründete.

Gewiß gab es auch hier mancherlei Rückschläge, besonders durch die Wirtschaftskrise der siebziger Jahre und durch die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg. Aber an sich zeigte sich immer wieder eine deutliche Erholung dank des zähen Fleißes der Pforzheimer Arbeitskräfte.



1930 Chor der Barfüßerkirche vom Blumenhof her
Foto: F. Schmid

Es bedarf abschließend nach diesem, durch die vorgeschriebene Kürze nur unvollkommen gebliebenen historischen Abriß noch einiger Bemerkungen zur *städtebaulichen* Entwicklung. Durch die geschilderten schweren Leiden Pforzheims und seiner Bevölkerung im späteren Mittelalter lag diese sehr im argen! Trotz der herrlichen Lage der Dreitälerstadt fehlte ein einheitlicher Bauplan, und der von Weinbrenner vorgelegte Stadterweiterungsplan wurde leider immer wieder zurückgestellt. So entstanden zwar einzelne schöne Häuser im Weinbrennerstil, die von ihm und seinen Schülern gebaut worden waren; aber es fehlte an einem einheitlichen großzügigen Bauprojekt. Es mußte schnell gebaut werden, so daß ein uneinheitliches Stadtbild geschaffen wurde.

Die durch Schneeschmelze oder plötzlichem Eisgang in früheren Jahrhunderten wiederholt auftretenden Überschwemmungen in der Auergegend, aber auch auf der Nordseite von Nagold und Enz bis hin zum Fuß des Schloßbergs, konnten nur durch eine weitgehende *Flußkorrektur* beseitigt werden. Sie wurde im 1. Jahrzehnt des 20. Jhs. in Angriff genommen. Man mußte in diesem Zusammenhang den romantischen Schelmenturm am Ende der Unteren Au sowie deren Uferhäuser abreißen und eine hohe solide Buntsandsteinmauer an Nagold

und Enz aufrichten. Es wurde außerdem eine Abzweigung des Enzwassers hinter dem Stauwehr des Elektrizitätswerks unter dem Lindenplatz in die Nagold geleitet, während der andere Teil der Enz nunmehr über zwei Staustufen unterhalb der Auerbrücke zu den andern Dreitälergewässern stößt und dem nun vereinten Fluß den Namen gibt. Zu Hochwasserzeiten wirkt die Enz wie ein großer, breiter Strom. Nur durch diese Flußkorrektur konnte im Pforzheimer Gebiet die Überschwemmungsgefahr gebannt werden.

1905 wurde Brötzingen, 1913 Dillweissenstein eingemeindet. — Was an wirklich schönen Häusern im Weinbrennerstil ins 20. Jh. hinübergerettet worden war, — manche schönen Häuser der einstigen Renaissance- und Barockzeit waren ohne



Kruzifixus des ehemaligen Dominikanerklosters in der Stadtkirche am Lindenplatz.

Einsicht für ihren kunstgeschichtlichen Wert aus nüchternem Geschäftsinteresse schon früher abgerissen worden, — das hat jener 23. Februar 1945 unwiederbringlich zerstört. Ich erwähne hier folgende Häuser: Saackescher Pavillon, Bohnenberger Schloßle, Villa Gülich, Haus Dennig, Haus v. Schauenburg, Haus Leutrum. Aus diesem hatte übrigens Herzog Eugen v. Württemberg im Jahre 1770 Franziska, die Gemahlin von Reinhard Leutrum von Ertingen entführen lassen; sie ist uns später als Reichsgräfin von Hohenheim bekannt geworden. — Auch die Romantik der Au, die so sehr mit dem Pforzheimer Flößerhandwerk verbunden ist, das ehemalige „Adlige Fräuleinstift“, das wir als „Kaufhaus am Schloßberg“ kannten, die zum Reuchlinmuseum umgebauten Restteile des Schlosses, Haus Benckiser, Haus Ehrismann auf der Insel am Platz des einstigen Finkensteiner Schloßchens und vieles andere Erinnerungsschöne gibt es nicht mehr! Wir können nur mit Karl Förster sagen:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!“

Möge das neu erstandene und weiterhin neu erstehende Pforzheim *schöner* und *glücklicher* wie jener sagenhafte Vogel Phönix aus der Asche erstehen!

Bei aller Moderne und Großzügigkeit des Bauens sollten wir aber *nie* vergessen, in Ehrfurcht der einstigen Markgrafenstadt und ihrer Bewohner zu gedenken, die auf blutgetränktem Boden trotz unsagbarer Leiden in ihrem unbeirrbar christlichen *Glauben* und in ihrem *Fleiß* immer wieder von neuem aufbauten!

Benützte Literatur

Die Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim, Bd IX Kr. Karlsruhe, bearb. von E. Lacroix, P. Horschfeld, W. Paeseler.

Badische Heimat: „Der Enz- und Pfünzgau“, 12. Jhrg. (1925).

Oskar Trost: „Führung in der Schloßkirche zu Pforzheim“.

Oskar Schumacher: „Die Schloßkirche zu Pforzheim St. Michael“.

Markgr. Karl Friedrich: Der königliche Brief vom 19. Sept. 1783, herausgegeben von K. Mack, Ortsgr. Pforzheim der Bad. Heimat.

Die erste Zerstörung Pforzheims und der Wiederaufbau der Stadt (1688-1692)

Von Herbert Rothfritz, Pforzheim

Schon im Mittelalter wurde Pforzheim wegen der Enge seiner Gassen und bei dem üblichen Fachwerkbau oft durch Feuersbrünste zerstört, zuletzt 1549. Sie haben aber das Bild der Stadt, wie der bekannte Merianstich von 1643 zeigt, nicht wesentlich in Mitleidenschaft gezogen. Eine viel größere Gefahr stellten die Kriege der Neuzeit dar: die wirtschaftlich so günstige Lage an drei Flüssen und an der Straßenverbindung vom Rheintal nach Schwaben lieferte die Stadt immer wieder einer plündernden, sengenden und brennenden Soldateska aus. Im Dreißigjährigen Krieg z. B. wurde sie von bayrischen Truppen vor ihrem Abzug in Brand gesteckt, so daß nicht allzu viele Gebäude aus dem Mittelalter erhalten blieben. Von diesen Wunden hat sich unsere Stadt nie mehr ganz erholt. Der Wohlstand war mindestens geschmälert. Noch 1667 gab es innerhalb der Mauern viele öde Plätze. Da brachen die Schrecknisse des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688—1697) herein. Pforzheim wurde wie viele andere Städte und Dörfer des Südwestens das Opfer der großen Politik, des Ringens zwischen den Herrscherhäusern Habsburg und Bourbon um die Vorherrschaft in Europa.

Die Gründe, die König Ludwig XIV. von Frankreich bewogen, zu den Waffen zu greifen, waren vielfältig: Selbstvergötterung und Eroberungslust, aber auch die Angst vor der drohenden Übermacht des Hauses Habsburg, das eben gerade 1688 in Ungarn den Türken eine Niederlage nach der anderen bereitete. Ein weiterer Grund: Kaiser und Reich hatten sich bisher geweigert, die Annexion Straßburgs und großer Teile des Elsaß in einem Friedensschluß anzuerkennen. In der Tat, Ludwig XIV. hatte mit

seiner Gewaltpolitik ganz Europa gegen sich aufgerufen.

Der französische König plante, durch einen Blitzkrieg am Rhein das Netz möglicher feindlicher Bündnisse zu zerreißen, den türkischen Verbündeten zu entlasten und durch Verbreitung von Schrecken, Kaiser und Reich zu einem schnellen, demütigenden Frieden zu zwingen. Als Kriegsziel setzte er sich die vertragliche Anerkennung der bisherigen Eroberungen und den Besitz der linksrheinischen Pfalz. Die Hoffnung auf Erfolg war groß: die Westflanke des Reiches war ungeschützt, da die meisten süddeutschen Truppen in Ungarn gegen die Türken kämpften.

In der letzten Septemberwoche des Jahres 1688 drangen plangemäß überlegene französische Streitkräfte in die friedliche Pfalz ein. Die Festung Philippsburg fiel am 24. Oktober. Heidelberg und Mannheim kapitulierten. In den folgenden Wochen verheerten französische Heeresabteilungen Schwaben und Franken; sie stießen über Heilbronn bis Ulm und Nürnberg vor. Mit seiner Strategie des Blitzkrieges erlebte Ludwig XIV. freilich eine herbe Enttäuschung: Kaiser Leopold ließ sich nicht zu einem Verzichtfrieden zwingen, sondern wagte einen Zweifrontenkrieg gegen Türken und Franzosen.

In Eilmärschen wurden deutsche Truppen vom ungarischen Kriegsschauplatz abgezogen und nach Westen geworfen. Die Franzosen wichen zum Rhein zurück. Ihr Rückzug war verderblicher als ihr Einfall; er war das Signal zur berüchtigten Verwüstung der Pfalz und der östlich angrenzenden Gebiete.

In diesem Zeitalter kannte die Kriegführung keine Achtung des Lebens und

Eigentums der Zivilbevölkerung. Der Krieg ernährte den Krieg. Wenn eine Armee sich aus dem Feindesland zurückzog, machte sie es nach geltendem Kriegesrecht für den Gegner „inutil“, d. h. unbrauchbar. Plünderung, Brand und Totschlag waren der Inbegriff aller Schrecken. Unvorstellbar hohe Kriegskontributionen vergrößerten die Leiden der Zivilbevölkerung.

Das über die Pfalz und die untere Markgrafschaft verhängte Schicksal übertraf aber an Ungeheuerlichkeit alles bisher Erlebte: einmal durch die kalte Grausamkeit, mit der ein zentraler Versailler Befehl buchstabengetreu und präzise ausgeführt wurde, zum anderen durch die Ausdehnung auf weite Gebiete des Südwestens. Die ausführenden französischen Generale waren nicht barbarischer als üblich. Manche zeigten sogar Mitleid. Die ganze Verantwortung fällt auf den französischen Kriegsminister Louvois, der den schwankenden König mitriß. Er leitete von Versailles aus die Vernichtungsaktion in allen Einzelheiten. Als der Plan, den Gegner durch Schrecken zu lähmen, scheiterte und die französischen Truppen, wie oben erwähnt, auf die Rheinlinie zurückgeworfen wurden, gab er den Befehl, alle preisgegebenen Städte und Dörfer, die dem Feind als Stützpunkt oder zur Versorgung dienen konnten, dem Erdboden gleichzumachen.

Wir übergehen das an Stadt- und Landkreis Heidelberg, an Mannheim, Speyer und Worms vollzogene Vernichtungswerk. Uns beschäftigt das Schicksal unserer Heimatstadt Pforzheim. Schon Ende Oktober 1688 hatten die ängstlichen Räte der Stadt eine starke französische Besatzung eingelassen, die den auf ihre Privilegien pochenden Bürgern Schanzarbeiten und Handdienste zumutete. Um die widerspenstigen Pforzheimer einzuschüchtern, ließ der französische Kommandant an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer legen. Dabei wurde die

Schloßkirche durch einen beherzten Zimmermann namens Sebastian Bechtold gerettet. Doch das war erst das Vorspiel.

Am 24. Juli 1689 nahte eine französische Heeresabteilung unter General Melac, nachdem sie Bruchsal und Bretten niedergebrannt hatte. Gegen den Rat des nach Basel geflüchteten Markgrafen Friedrich Magnus wurde dreimal die Übergabe abgelehnt und die Stadt, obwohl ohne jeden militärischen Schutz, verteidigt. Die schwäbischen Kreistruppen, auf deren Entsatz man hoffte, verharrten untätig im Hagenschieß und zogen sich dann zum Schutz Schwabens ins Hinterland zurück. Daher war es für die Angreifer ein leichtes, an der schwächsten Stelle der Festungsmauer in die Stadt einzudringen. Zahlreiche Bürger wurden erschlagen; einigen gelang es, schwimmend die Enz zu überqueren. Von den in den Hagenschieß Entkommenen starben später viele den Hungertod. Die unglückliche Stadt wurde von Melac zur Plünderung freigegeben. Eine besonders bewegende Szene ist uns überliefert: 36 Bürger warfen sich auf dem Marktplatz Melac zu Füßen und flehten um Schonung. Dieser soll einiges Mitgefühl gezeigt und ausgerufen haben: „Ich glaube, der Teufel präsidiert den Kriegsrat in Paris“. Aber Befehl war Befehl: Pforzheim stand auf der Liste der 1200 Städte und Dörfer, die zu verbrennen waren. Am 5. August 1689, dem Tag des Abzugs ihres Aufgebots, ließen die Franzosen alle Tore der Stadt schließen und legten Feuer an alle bedeutenden Gebäude. Die Durlacher Bürger, die vor der Anzündung ihrer Stadt hatten auswandern dürfen, sahen von Grünwettersbach aus die Flammen über Pforzheim auflodern. Der größte Teil der Stadt war ein Aschenhaufen. Nur die Schloßkirche, die Stadtkirche, die Barfüßerkirche, das Gebiet zwischen dem Altstädter Tor und der Enz (die Oststadt) und die Vorstädte blieben vom Brand verschont. Das war dem Mut einiger tapferer Bürger

zu verdanken, die, durch die französischen Wachen dringend, das untergelegte Pulver wegschafften und das Feuer löschten. Lange waren die Gassen mit Schutt und Asche angefüllt, so daß im oberen Teil der Stadt die Keller voll Wasser standen, das nicht abfließen konnte. Die aus dem Hagenschieß zurückkehrenden Bürger hausten entweder in ihren Kellern oder errichteten an beliebigen Stellen, selbst auf dem Marktplatz, Hütten. Viele wanderten aus, obwohl der Markgraf das Entweichen verboten hatte. Den Zurückgebliebenen standen neue Leiden bevor. Obgleich Handel und Wandel daniederlag, mußten die hohen Kontributionen an die Franzosen weitergezahlt werden. Auch die Abgaben an den Landesfürsten dauerten an; denn Pforzheim war, im Gegensatz zu anderen Städten nicht vollständig zerstört, immer noch die wohlhabendste Stadt der unteren Markgrafschaft. Vergebens sperrte sich der Bürgermeister Deimling gegen die Aufnahme einer starken kaiserlichen Garnison, da in der Stadtkasse nicht einmal Geld für zwei Pfund Talglichter pro Tag vorhanden sei.

Im Jahre 1691 mußte sich die Stadt erneut den Franzosen auf Gnade und Ungnade ergeben. Die deutsche Garnison und die vornehmsten Bürger, diese in Ketten, wurden nach Frankreich abgeführt. Wieder wurde die Stadt geplündert. Die Bürger wurden ihrer restlichen Habe beraubt. Die Gruft in der Schloßkirche wurde erbrochen, die Zinnsärge zerschlagen.

Das Jahr 1692 war von allen Kriegsjahren das schlimmste. Erneut brach ein französisches Heer von Philippsburg her in das badisch-schwäbische Land ein. Der Administrator von Württemberg, Herzog Friedrich Karl, lagerte bei Ötisheim, um den feindlichen Vormarsch aufzuhalten. Statt anzugreifen, machte der Herzog einen sogenannten „anständigen Rückzug“: die undisziplinierten frisch geworbenen Söldner ergriffen beim Anblick der Franzosen die

Flucht. Vaihingen, Mühlacker, Neuenbürg, Liebenzell wurden geplündert, Calw, Hirsau und Zavelstein eingeäschert, die Beute auf hundert Wagen nach Frankreich geschafft. Der Weg nach Pforzheim war offen. Jetzt wurde — abgesehen von der Schloßkirche, dem Chor der Barfüßerkirche und Gebäudeteilen des Schlosses — alles ein Raub der Flammen, was bei früheren Bränden erhalten geblieben war: die Oststadt, die Stadtkirche, die Brötzingen Vorstadt und die Vorstadt Au. Mit der Burg Liebeneck verbrannte der größte Teil des städtischen Archivs; ein unersetzlicher Verlust! Einzelne Dokumente wurden im Hagenschieß aufgelesen.

Der zerstörten und gänzlich verarmten Stadt wurde für das Jahr 1693 von dem französischen Kommandanten in Straßburg eine Kontribution von vierhundert Talern auferlegt, wovon ein Teil in vierzehn Tagen zu zahlen war. Die Bürger entäußerten sich ihres letzten beweglichen Eigentums, um den Feind zufriedenzustellen. Viele verkauften ihre Felder, um die weiteren Kriegssteuern und andere Abgaben entrichten zu können, z. B. Fouragegelder für Melac. Die Bevölkerung war seit 1688 auf ein Viertel, d. h. auf etwa 700 Bürger zusammengeschmolzen. Dies geht aus einer Bürgerliste hervor, die auf Geheiß des Markgrafen im Jahr 1698 angefertigt wurde. Erst 1695 war die ärgste Leidenszeit zu Ende. Die Menschen konnten wieder in Hütten wohnen, ohne Brand und Plünderung befürchten zu müssen. Dies war das Ergebnis des Krieges und der Brände von 1688, 1689 und 1692: Bevölkerungsschwund, schreckliche Verarmung, Tiefstand des einst so blühenden Gewerbes der Flößer und Tuchmacher, vor allem aber der unwiederbringliche Verlust des architektonischen Schmuckes der Stadt.

Der verarmten Bürgerschaft fehlten die Mittel, ihre Stadt schön und planmäßig wiederzuerrichten. Trotzdem verdient ihr Wiederaufbau Respekt, ja Bewunderung.

Er begann mit der Rückkehr des Markgrafen in den noch bewohnbaren Teil des Schlosses. Dort residierte er nur ein halbes Jahr, um die Bauarbeiten zu leiten. Schon vorher hatte er aus Basel Holzmodelle von Häusern nach Pforzheim geschickt. Die Stadt erhielt jetzt die Gestalt, die sie im wesentlichen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts behielt. An der Straßenführung wurde wenig geändert; denn viele Gebäude im Zentrum der Stadt waren sogenannte „gefreite Häuser“. Die damit verbundene Steuerfreiheit und andere Privilegien waren den Eigentümern so wertvoll, daß sie den Wiederaufbau an der alten Stelle einem planmäßigen Neubau an einem anderen Ort vorzogen. Das war bei einer so geringen Bevölkerungszahl kein Schaden, wohl aber ein großer Nachteil in späteren Jahren. So unterließ man es z. B., die schmale „Brötzingergaß“ zu begradigen und zu verbreitern.

Der Aufbau ging angesichts der beschränkten Mittel und bei der noch wenig entwickelten Technik nur langsam voran. Er nahm das ganze erste Viertel des 18. Jahrhunderts in Anspruch. Noch 1713 wurde die Klage laut, daß viel Schutt in den Straßen herumliege. Den öffentlichen Einrichtungen wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. 1700 entstand ein neues Rathaus. Tore und Stadtmauern wurden 1711 erneuert. Ein neues Schulhaus — zweistöckig! — wurde 1715 errichtet. Weder die Regierung noch die Stadt besoldete die Lehrer; diese fristeten ihr Dasein aus dem Schulgeld und durch wöchentlich gewährte Almosen. An Weihnachten mußten sie singend umherziehen, um ihren Lebensstandard zu verbessern. —

Die Schloßkirche erhielt neue Glocken aus den Gießereien von Basel und Landau. Um Gelder für den Bau der neuen Stadtkirche einzubringen, wurden zwei Geistliche in die Schweiz, ins Elsaß und durch das ganze Reich geschickt. Sie kehrten mit einer stattlichen Kollekte zurück. Wie arm

die Bürgerschaft jedoch war, geht aus der Tatsache hervor, daß z. B. die Anschaffung einer Feuerspritze als ein großes Ereignis empfunden wurde.

Daß es so langsam aufwärtsging, lag an den durch den Krieg zerrütteten Finanzen. Kapitalarmut und eine große Schuldenlast setzten enge Grenzen. Die häufigsten Besucher der Stadt waren ihre Gläubiger. Sie gingen meistens mit leeren Händen fort. Der Hauptgläubiger, das Kloster Frauenalb, wurde mit der Hälfte der Schuldsumme abgefunden; auch dieser Betrag war nur durch einen ausgedehnten Holzschlag aufzubringen. Daß das Gemeinwesen trotz aller Hemmnisse — dazu gehören auch die Erbfolgekriege der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — sich erholte und eines langsamen Wiederaufstiegs erfreute, beweist die starke Zuwanderung von Neubürgern aus dem benachbarten Württemberg: tüchtige Handwerker, aus deren Reihen viele spätere Unternehmer der Industrie hervorgingen. Es mag uns merkwürdig erscheinen, daß die Bürgerschaft die Schwaben den zuwanderungswilligen, fortschrittlichen und mit der industriellen Fertigung vertrauten französischen Flüchtlingen, den Hugenotten und Waldensern, vorzog. Dies läßt sich nur durch Glaubensgründe erklären. Die Pforzheimer sympathisierten mit den strenggläubigen schwäbischen Lutheranern und hegten eine überlieferte Abneigung gegen die dem Glauben Calvins anhängenden Ausländer. Daß Gewerbe und Handwerk auch ohne Einbürgerung einer größeren Anzahl von Ausländern aufblühten, geht aus der raschen Zunahme der Bevölkerungszahl hervor. Hatte Pforzheim 1693 nur 700 Einwohner, so wuchs deren Zahl 1698 auf 1700 an. 1725 waren es schon über dreitausend. Seine spätere Bedeutung freilich verdankt Pforzheim nicht so sehr den Anstrengungen der Gewerbetreibenden und Handwerker als vielmehr der Einrichtung einer Uhren- und Bijouteriefabrik (1767) in dem 1718 gegründeten Waisenhaus.

Burgen und Schlösser im Umkreis von Pforzheim

Karl Ehm ann, Pforzheim

Das Vorkommen zahlreicher Burgen rund um unsere Stadt hängt eng damit zusammen, daß der alte Markttort Pforzheim am Schnittpunkt wichtiger Heer- und Handelsstraßen lag, die unter dem Schutz des Reiches standen. Auch besaß er schon unter den Saliern einen Königshof, in dem 1057 Kaiser Heinrich IV. eine Urkunde ausstellte. Die uralte Römerstraße Ettlingen—Pforzheim—Cannstatt wurde noch weit ins Mittelalter hinein benützt, nach Norden führte die Rheinstraße über Bretten nach Speyer, nach Osten eine Straße durch das Enztal über Vaihingen zum Neckar. Zum Schutz dieser wichtigen Straßenverbindungen mögen wohl schon zur Zeit der Ungarneinfälle im 10. Jahrhundert da und dort auf den Höhen einfache Burganlagen mit ovalen Ringwällen und Wohntürmen für die Besatzung erbaut worden sein. Die ersten richtigen Burgen waren die im 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts unter den Salierkaisern auf Bergen und in Spornlagen erstellten mächtigen Burgen des Hochadels und der Gaugrafengeschlechter. Sie dienten vor allem der Verteidigung, waren aber auch Verwaltungs- und Gerichtssitze. Zu ihnen zählen die Kräheneck, Straubenhart, Enzberg, Calw, Nagold, Alteberstein, Hohenberg bei Durlach, drüben in der Pfalz Trifels, Kestenburg und Madenburg. Mit dem 12. Jahrhundert begann der Burgenbau des Niederadels. Seine Burgen konnten nicht so aufwendig sein wie die Hochadelsburgen und weisen einen gedrängteren Grundriß auf. Vielfach hatten sie hohe und starke Schildmauern und einen Bergfried. In unserm Raum entstanden im 12. Jahrhundert Liebeneck, Steinegg, Liebenzell, Zavelstein, Waldeck, Berneck und Hohenbaden. Von der Mitte des 12. bis Mitte des

13. Jahrhunderts übten die Staufer das alleinige Burgbaurecht aus. Sie errichteten ihre Königsburgen überall längs der wichtigen Straßen und besetzten sie mit zuverlässigen Burgleuten und Vögten, die für die Sicherheit von Handel und Wandel sorgten. Um jene Zeit entstanden die Reichsburgen Ettlingen, Bretten, Eppingen, Mühlburg, Staffurt, Neuenbürg, Lomersheim, die Eselsburg, Markgröningen, Besigheim, Heimsheim, Wildberg und andere. Vermutlich dürfen wir auch Pforzheim in diese Reihe stellen.

Die erste Burg in *Pforzheim* ist sehr wahrscheinlich unter dem staufischen Pfalzgrafen Konrad nach der Mitte des 12. Jahrhunderts auf dem Schloßberg angelegt worden. In ihrem Bereich stand wohl die kleine Michaelskirche, deren Grundmauern unter der heutigen Schloßkirche liegen. Die badischen Markgrafen, die hier von 1220 bis 1565 ihre Residenz hatten, bauten die Burg zu einem Schloß aus. Diese Schloßanlage ist auf dem Merianstich von 1645 deutlich zu erkennen. Leider wurde im Pfälzischen Erbfolgekrieg das schöne Schloß zerstört, und heute sind nur noch ein Stück der Schildmauer, der Archivturm, die Schloßkirche und der Leitgasturm erhalten.

Innerhalb des heutigen Stadtgebietes liegen die Ruinen der drei *Weissensteiner Burgen*. Die älteste und größte dieser Burgen war die unter dem volkstümlichen Namen *Hobeneck* bekannte, die allerdings nur noch ein Trümmerhaufen ist. Wegen ihrer hervorragenden strategischen Lage auf der schmalsten Stelle eines Umlaufberges der Nagold mit Sicht ins Enz- und Nagoldtal muß sie — früheren Grabungen zufolge — schon zur Ungarnzeit als Beobachtungs- und Verteidigungspunkt in Form eines Ringwalles mit Wohntürmen ent-



Pforzheim, Schloßberg mit Markgrafenschloß im 16. Jahrh.

standen sein. Nach ihrer Zerstörung wurde sie vermutlich in der Salierzeit wieder aufgebaut. Allem Anschein nach trug diese zweite Anlage den Namen Krähenneck und war im 11. Jahrhundert Sitz der Grafen von Krähenneck (erw. 1037, 1092).

Unter diesem Namen wurde die Ruine 1709 zu einer Schanze im Zuge der Eppinger Linien ausgebaut. Wann die Burg zerstört wurde, meldet keine Urkunde, vielleicht in der Staufer-Welfenfehde 1164 bis 1166, die auch das Nagoldtal berührt hat. In ihrer nächsten Nähe lag der alte Richtplatz der Herrschaft Weißenstein. Die zweite Weißensteiner Burg ist die heute

als *Krähenneck* bezeichnete, auf der andern Seite des Nagoldtals liegende Ruine. Als besonderes Kennzeichen hat sie auf der Bergseite eine mächtige, noch 12 m hohe Schildmauer aus Buckelquadern. Sie hat einen gedrängten Grundriß und eine ähnliche Bauart wie Liebeneck, Liebenzell und Berneck, die alle wohl im 12. Jahrhundert angelegt wurden. Zwischen 1147–58, vielleicht noch 1194, saßen auf der Krähenneck die edelfreien Herren de Creinegge, die vom Stromberg stammen, als staufisch-vaihingensche Vögte.

Nach 1125 hatte der Staufer Herzog Friedrich II. von Schwaben das salische



Weißenstein, Nagoldumlauf

Stich von Meichelt

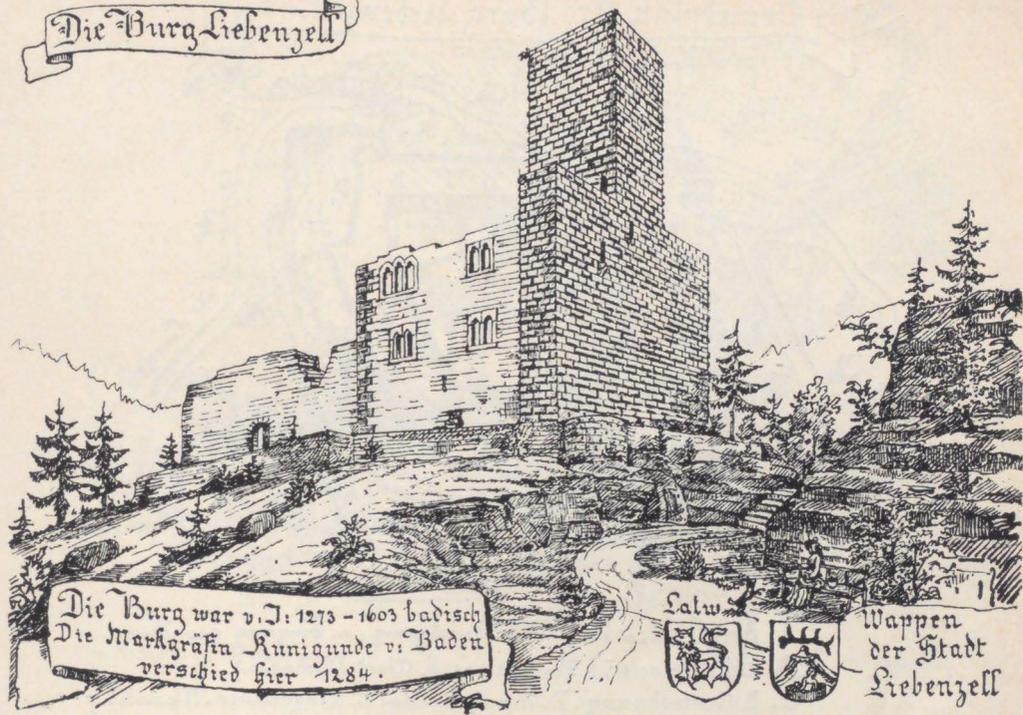
Erbe in Pforzheim angetreten, und wenig später fiel auch die Herrschaft Kräheneck als Erbe an die Staufer.

Als 1156 Konrad, der Stiefbruder Kaiser Friedrich Barbarossas, Pfalzgraf am Rhein wurde, trat er diesen Besitz an. Um jene Zeit dürfte die Kräheneck als Sperrfeste im Nagoldtal zum Schutz des Markortes Pforzheim und der Reichsstraße angelegt worden sein, ähnlich wie die Liebeneck im Würmtal. Nachdem die Burg aus unbekanntem Gründen zerstört war, erbauten Verwandte der Creinegge unterhalb der Ruine in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts das *Schloß Weißenstein*. Die Herren von Weißenstein sind uns seit 1240 als calwaihingensche, später als markgräflich-badische Lehnslute und Vögte bekannt. Zu ihrer Herrschaft zählten — wie wir einer Urkunde von 1263 entnehmen — Weißenstein, Dillstein, Rod, Falkengarten, Huchenfeld, Würm und die Liebeneck.

Doch hatten sie auch Streubesitz in Brötzingen, am Stromberg und im oberen Pfnzgebiet. Mit einem der Weißensteiner beschäftigt sich die auf die Zeit der Kreuzzüge zurückgehende Sage vom Ritter Belrem. Nach dem Aussterben dieses Geschlechts fiel sein Besitz Ende des 13. Jahrhunderts an die Markgrafen zurück. 1338 kam die Herrschaft Weißenstein im Tauschwege an die Erzbischöfe von Mainz, doch blieb sie Mannlehen der Markgrafen. Diese verliehen sie in der Folgezeit an verschiedene badische Rittergeschlechter. Nach dem Dreißigjährigen Krieg zerfiel das Schloß und diente schließlich als Steinbruch. Vor einigen Jahren ist in die Rabeneck, wie sie heute heißt, durch den Einbau einer schönen Jugendherberge wieder neues Leben eingekehrt.

Auch im Stadtteil Brötzingen existierte vor Zeiten eine Burg, an die noch die Burgstraße beim Bahnhof erinnert. Ver-

Die Burg Liebenzell



Die Burg war v. J. 1273 - 1603 badisch
Die Markgräfin Kunigunde v. Baden
verschied hier 1284.



Wappen
der Stadt
Liebenzell

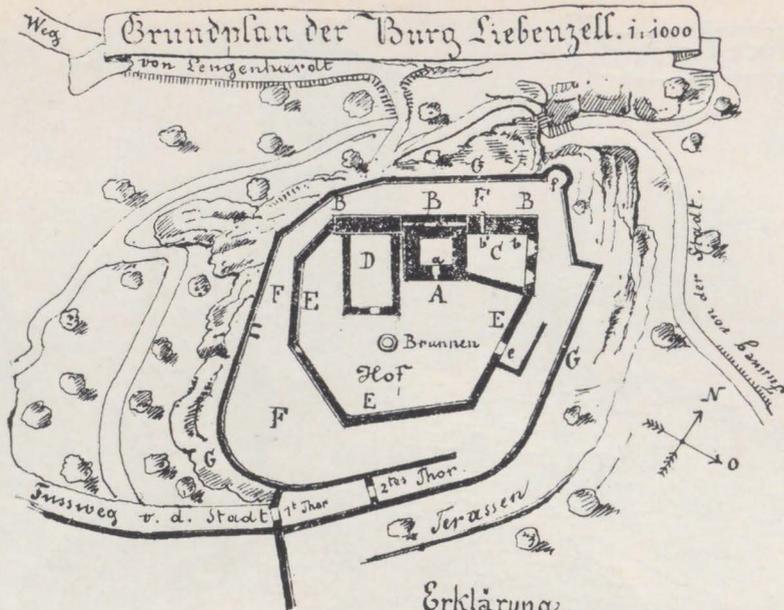
mutlich war sie nur ein kleiner Burgstall, in dem die dort begüterten Herren von Weißenstein einen zweiten Wohnsitz hatten.

20 km südlich von Pforzheim liegt im Nagoldtal oberhalb des Badestädtchens Liebenzell auf einer Bergnase die schöne Burg *Liebenzell*. Im 12. Jahrhundert von den Calwer Grafen erbaut, war sie Sitz der Calwer Lehnslente von Liebenzell. 1273 kam sie aus dem Besitz des Deutschordens an die badischen Markgrafen und blieb samt der zugehörigen Herrschaft bis 1603 in badischem Besitz. Die stolze Burg mit ihrem hohen Bergfried wurde vor etlichen Jahren zu einem bekannten europäischen Jugendforum ausgebaut.

Das landschaftlich reizende Würmtal hat zwei Burgen aufzuweisen. Die eine, die *Liebeneck* mit ihrem 30 m hohen Bergfried gehört nach ihrer Bauart dem 12. Jahrhundert an. 1263 kam sie aus dem Besitz der

Ritter von Weißenstein an die Markgrafen. Seit etwa 1450 war sie mit Würm und einem Teil des Hagenschießwaldes badisches Lehen der Leutrum von Ertingen. 1692 wurde die Burg von den Franzosen zerstört und dabei das dorthin geflüchtete Pforzheimer Stadtarchiv vernichtet. Unter der Burg lag einst an der Würm eine Floßzollstelle, die im ersten badisch-württembergischen Floßvertrag 1342 erwähnt ist. Heute ist die interessante Ruine gegen weiteren Verfall gesichert.

Eine Wegstunde südlich von ihr steht am andern Würmtalhang die Burg *Steinegg*. Ihre ältesten Teile gehen ins 12. Jahrhundert zurück. Einst war sie mit der zugehörigen Herrschaft links und rechts der Würm calwisches Lehen der Ritter Stein von Steineck. Ihre Nachkommen mußten wegen ihrer Teilnahme am Schleglerkrieg nach der Niederlage dieses Ritterbundes in Heims-



Erklärung.

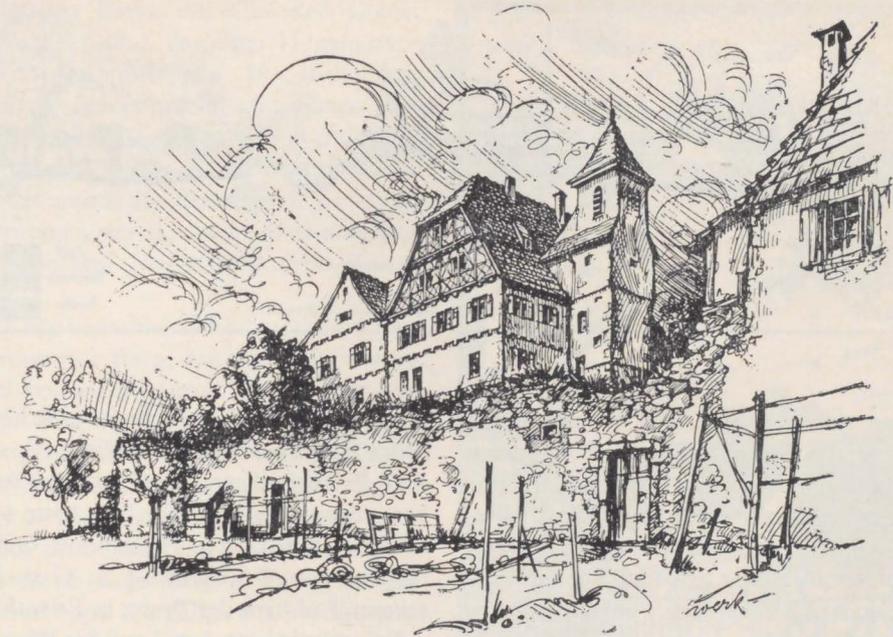
- A. Bergfried. a Eingang a Durchgang. e. Eingang zur Burg.
 B. Schildmauer. b Wendeltreppe. b. Abort. (Pehnas.)
 C. Ritterwohnung. D. Wohngebäude. E. Ringmauer. Mantel.
 F. Zwinger. G. Untere Ringmauer. f. Flankierungsturm.

heim in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren gesamten Besitz an die Herren von Gemmingen veräußern. Diese bauten um 1580 die Burg zu einem Schloß aus. Sie besaßen das gesamte „Biet“ mit Tiefenbronn, Mühlhausen, Lehningen, Steinegg, Hamberg, Neuhausen, Schellbronn und Hohenwart noch bis 1839 als badisches Lehen. Zweige der Gemmingen erbauten um 1550 ein Schloß in Mühlhausen a. W., das noch erhalten ist, und eines in Tiefenbronn, das nicht mehr besteht. Vor einigen Jahren wurde die Ruine Steinegg zu einem evangelischen Jugendfreizeitheim ausgebaut.

Jenseits der Würm, zwei Wegstunden südöstlich von Steinegg, liegt das Städtchen *Heimsheim* mit seinem Schleglerschloß. Dieses dreistöckige Steinhaus geht wohl ins 13. Jahrhundert zurück, war lange Zeit ein Ganerbschloß, d. h. im Besitz mehrerer

Geschlechter und 1395 Schauplatz der Niederlage der Schlegler, die uns Umland in seinem Gedicht „Drei Könige von Heimsen“ so eindrucksvoll schildert. In der Nähe liegt Mönshheim. Mitten im Ort steht ein wehrhafter Turm als Rest der 1645 zerstörten *Diepolzburg*, einst Sitz eines 1260 erwähnten Ortsadels. Unweit südlich des Orts steht das im 16. Jahrhundert erbaute und noch bewohnte Schloß *Obermönshheim* mit dem Lerchenhof.

Doch wenden wir uns jetzt den Burgen im Enztal zu. Die älteste dieser Gegend scheint die Burg *Straubenhart* zu sein. Ihre Ruine liegt auf einer Bergnase oberhalb von Rotenbach. Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts berichten Urkunden von dem hochadligen Geschlecht der Herren von Strubenhart. 1130 sind sie Zeugen des Herzogs Friedrich von Schwaben. Sie



Altes Schloß zu Mühlhausen

Zeichnung von K. Werkmeister

schufen sich durch ihre Rodungs- und Siedlungstätigkeit im obersten Pfinzgebiet zwischen Gräfenhausen und Dobel ihr Herrschaftsgebiet und konnten es bis zum Ende des 14. Jahrhunderts halten. Auf der Höhe gegenüber dem Schloß Neuenbürg stand eine weitere Burg dieses Geschlechts, die *Waldenburg*. Da die Strubenhart und ihre Verwandten, die Schmalenstein 1367 beim Überfall auf Graf Eberhard in Wildbad mitbeteiligt waren, wurden ihre beiden Burgen um 1380 gebrochen. Wenige Jahrzehnte später sahen sich beide Geschlechter gezwungen, ihren Besitz an die Grafen von Württemberg und an die Markgrafen von Baden zu veräußern. Nur eine Seitenlinie, die Schöner von Straubenhart, konnte Teile der einstigen Herrschaft noch bis 1602 behaupten.

Gegenüber der Waldenburg wurde — vermutlich auf Veranlassung der Stauer — gegen Ende des 12. Jahrhunderts von den Grafen von Calw-Vaihingen eine neue Burg

erbaut, bekannt als Nuwe Burg oder *Neuenbürg*. Sie sollte wohl als Sperre des Entzals und als Verwaltungsmittelpunkt des Königsgutes „*Dominium Novo Castro*“ dienen, das sich bis hinüber zur Linie Weiler - Ellmendingen - Dietlingen erstreckte. Wahrscheinlich war aber die neue Burg auch zum Schutz von Bergbauregalien errichtet worden, denn das Neuenbürger Erzbaugebiet war ja schon seit der Keltenzeit bekannt, wie die auf dem Schloßberg entdeckten Reste einer Fliehburg ergaben.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kamen Burg und Herrschaft aus dem Besitz der Vaihinger in die Hand der Grafen von Eberstein und der Markgrafen von Baden. Doch 1285 erwarb Kaiser Rudolf von Habsburg die Hälfte der Burg zum Nutzen des Reiches, um eine weitere Machtausbreitung der verschwägerten Grafen von Württemberg und der Markgrafen zu verhindern. Beide hatten in der kaiserlosen Zeit (1256 bis 1273) Reichs- und Klostersgüter mit Ge-



Fig. 78. Schnitt durch das Wasserschloß zu Stein.

walt an sich gerissen. 1307 erwarb Kaiser Albrecht die andere Hälfte der Burg hinzu. Neuenbürg war nun wie zuvor wieder eine Reichsburg. Doch verstand es Graf Eberhard von Württemberg, sich durch Hilfeleistungen für König Friedrich den Schönen von Österreich Pfandrechte auf die Burg zu sichern. So kam etwa um 1315 die Burg in seinen Besitz. Von dieser Zeit an war sie Reichslehen der Württemberger, d. h. der König hatte das Öffnungsrecht. Im 14. und 15. Jahrhundert verstanden es die Württemberger, durch Landkäufe von den Straubenhart und andern Adligen große Teile der Herrschaft Neuenbürg in ihre Hand zu bekommen, und nach 1500 verwalteten ihre Vögte auf Neuenbürg das Land vom Dobel bis Birkenfeld. Die alte Burg Neuenbürg steht heute noch als Ruine oberhalb eines zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Renaissancestil erbauten und noch bewohnten Schlosses.

Die oben erwähnten Schöner von Straubenhart hatten im 16. Jahrhundert in Schwann, Rudmersbach (heute Teil von Ottenhausen) und Weiler kleine Herrnsitze. Das einzige noch erhaltene und auch bewohnte Schloßchen in *Rudmersbach* wurde 1598 erbaut, kam jedoch bereits 1602 in württembergischen Besitz. 1690 kaufte es Samuel Fügner, Edler von Rudmersbach. Dieser Lörracher Pfarrerssohn erwarb sich als württembergischer Gesandter am kaiser-

lichen Hof große Verdienste, wurde herzoglicher Rat, Forstmeister in Wildbad, später auch Reichsfreiherr. Als Oberinspektor des Festungswesens am Oberrhein hatte er den Prinzen Eugen, den Türkenlouis und den Herzog von Württemberg zu Gast. Nach seinem Tod kam der Besitz in Privathände.

Folgen wir jetzt dem Lauf der Pfalz nach Norden, so kommen wir bei Wilferdingen in die Gegend, wo bis ins 18. Jahrhundert Dorf und Burg *Remchingen* lagen, schon im 12. Jahrhundert Sitz vaihingischer, später markgräflicher Vögte. 1692 wurde die Burg von den Franzosen zerstört, und die Herrschaft zerfiel.

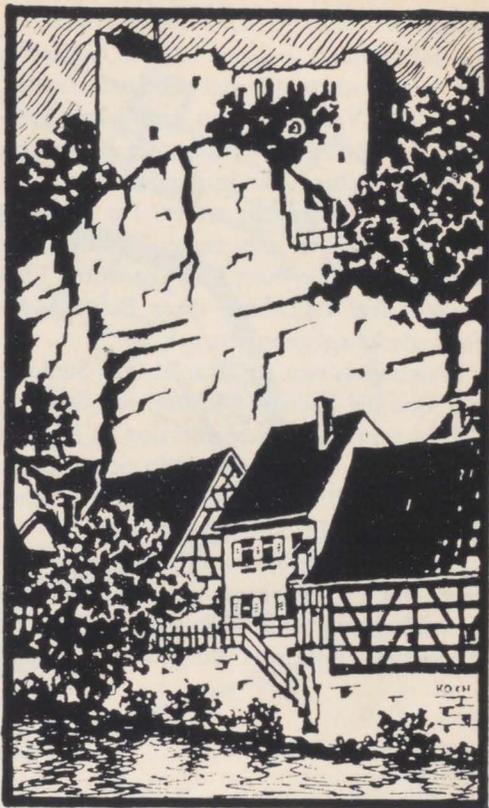
Eine gute halbe Wegstunde ostwärts liegt am Kämpfelbach das Dorf *Königsbach*. Einst stand hier eine Höhenburg der Herren von Königsbach, die aber früh einging. Nur wenige Mauerreste sind noch zu erkennen. Im Tal jedoch stand eine seit 1375 bekannte Tief- oder Wasserburg, die damals von den Herren v. Balzhofen an die v. Niefern veräußert wurde. Um 1400 entstand an ihrer Stelle eine neue Wasserburg mit Wohnhaus, Vorbau und Kornspeicher. Nach dem Aussterben der v. Niefern kam die Burg an die Herren von Venningen, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts das mächtige Torhaus, Stall- und Wirtschaftsgebäude errichteten. 1622 zerstörten kaiserliche Truppen das Schloß, doch wurde es 1624—1650 auf den alten Grundmauern wieder erstellt und kam

dann in den Besitz des Obersten Daniel Rollin v. St. André, der einer Hugenottenfamilie entstammte. Im 19. Jahrhundert wurden die Schloßgräben eingeebnet. Das in einem Park liegende, von Rund- und Ecktürmen flankierte Gebäude strahlt eine ruhige Harmonie aus. Es ist noch heute von Nachkommen der St. André bewohnt und birgt in seinem Innern zahlreiche Kunstschätze.

Auch das benachbarte Fachwerkdorf *Stein* hatte einst eine Burg, die seit 1150 bekannt ist und von einem gleichnamigen Ortsadel bewohnt war. 1390 erlosch er mit Heinrich v. Stein, der damals „Vogt zu Steine in der Burge“ war. Stein ist altbadischer Besitz. 1603 war die Wasserburg offenbar noch Amtssitz eines badischen Vogts, doch 1674 zerstörten sie kaiserliche Truppen, so daß heute nur noch die äußeren Befestigungen und der anfangs des 16. Jahrhunderts erbaute Bergfried erhalten sind.

Eine Wegstunde östlich von Stein liegt *Bauschlott*, das schon 1071 im Lorscher Schenkungsbuch erwähnt wird. 1532 begann der damalige Ortsherr Eglof von Wallstein, ein badischer Lehnsmann, mit dem Bau eines Schlosses. Nach verschiedenen Besitzwechseln kam es 1725 in die Hand der Markgrafen. Um 1800 wurde es von Weinbrenner zu seiner heutigen Größe ausgebaut. 1811–1817 war es Witwensitz der zweiten Gemahlin von Markgraf Karl Friedrich, Karoline v. Hochberg. Das Schloß ist heute Privatbesitz und beherbergt eine Gaststätte. In seinen Räumen sind öfters Konzerte und Kunstausstellungen.

Auch das Enztal unterhalb von Pforzheim hat Burgen aufzuweisen. *Niefern* hatte einst zwei Burgen. Die Höhenburg Hohenniefern wird nur einmal 1281 genannt, und ihr Standort ist nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Vielleicht ist sie mit der Nachbarburg Enzberg identisch. Die zweite ist die Nieferenburg, einst eine Wasserburg der Herren v. Niefern aus dem 14. Jahrhundert.



Burg Dürrmenz

Sie kam mit dem Ort um 1500 an die badischen Markgrafen. Markgraf Karl II. schenkte sie 1556 seinem Kanzler Martin Achtsynit. Das ländliche, dreistöckige Schloß mit seinem achteckigen Turm, zu dem früher eine Mahlmühle, Sägmühle und Kelter gehörten, wurde 1857 als Waisenhaus benützt und ist heute ein Mädchen-erziehungsheim.

Die benachbarte Burg *Enzberg*, heute eine Ruine über dem gleichnamigen Ort, spielte einst als Mittelpunkt und Sitz der Gau- grafen des westlichen Enzgaus eine bedeutende Rolle.

Graf Zeisolf, seine Tochter Adelheid, die „Gräfin v. Enzberg“ und Zeisolfs Bruder, Bischof Johann von Speyer, sind uns durch

reiche Schenkungen an Kloster Hirsau im 11. Jahrhundert bekannt. Vom Ende des 12. Jahrhunderts ab beherrschten die Grafen von Calw-Vaihingen den westlichen Enzgau. Ihre Lehnslente waren die Ritter von Niefern-Enzberg, die in der Stauferzeit ein mächtiges Geschlecht waren. Im 14. Jahrhundert wurden sie treue Vasallen der Markgrafen. Die Burg Enzberg wurde 1384 wegen der Teilnahme ihrer Besitzer am Schleglerkrieg gebrochen.

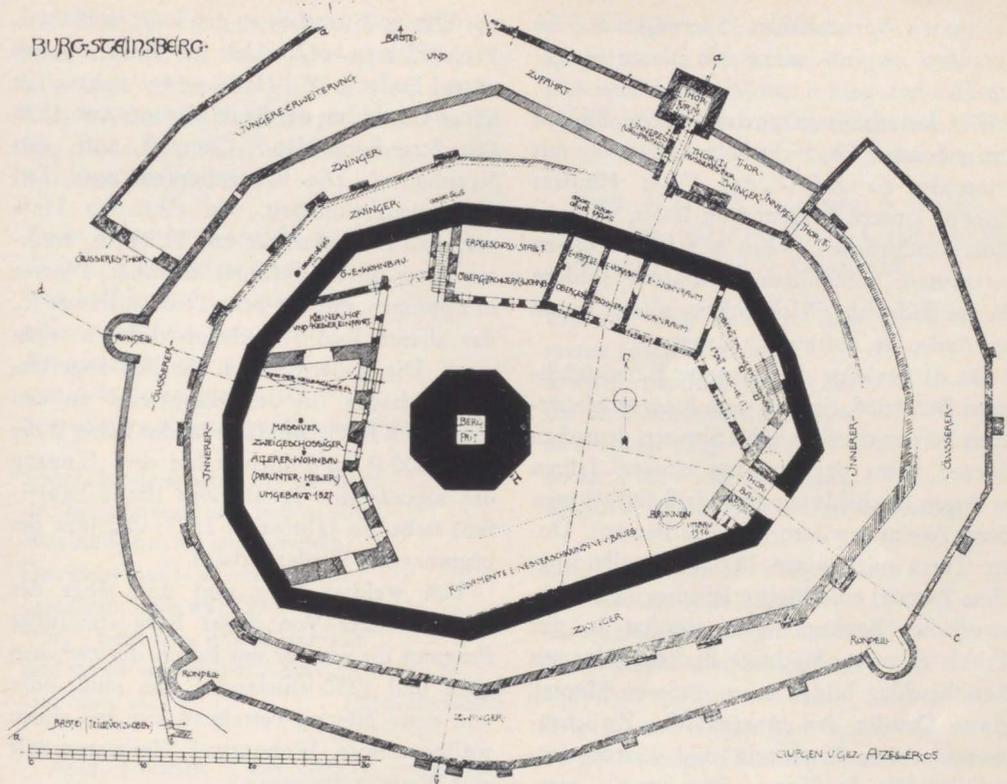
Talabwärts ragt auf dem felsigen Steilufer der Enz die Ruine *Löffelstelz*, seit dem 12. Jahrhundert Sitz der mit den v. Niefern verwandten Ritter von Dürrmenz. Einer von ihnen, Ulrich, war bis 1163 kaiserlicher Kanzler und Bischof von Speyer.

Enzabwärts folgen nun eine Reihe weiterer Burgen, die ebenfalls einmal mächtige Geschlechter beherbergt haben. Da ist *Lomersheim* mit zwei Burgruinen, Heimat

Walters von Lomersheim, der 1148 das Kloster Maulbronn gründete. *Roßwag* hatte einst auch zwei Burgen und war der Sitz staufischer Reichsministerialien und Erbrichter. Dann folgt die heute noch erhaltene Reichsburg *Vaihingen*, schon 1113 als Castrum Vehingen bekannt und Sitz eines Grafengeschlechts im Enzgau.

Die vielen Burgen an der Enz, südlich der Enz und am Stromberg alle zu nennen, würde hier zu weit führen. Auch das Nagoldtal ist noch reich an Ruinen und Burgen, von denen wir nur Waldeck, Zavelstein, Wildberg, Nagold, Berneck und Altensteig erwähnen möchten, die zum Teil auch in der badischen Landesgeschichte einmal eine Rolle spielten.

Damit rundet sich das Bild einer geschichtsträchtigen und an Burgen und Schlössern reichen Landschaft rund um unsere alte Markgrafenstadt.



Die Herren vom Steinsberg und ihr Dichter

Von Alfred Caroli, Aglasterhausen

In wesentlichen Teilen schließt sich diese Arbeit an einen Vortrag an, den der Verfasser am 16. Mai 1965 zur Weihe einer Spervogel-Hergêr-Stube auf dem Steinsberg hielt. Kleine Erweiterungen ergaben sich durch eine ausführlich begründete Gegenüberstellung der Sprüche von Hergêr und Spervogel. Die Zahl der aufgenommenen Sprüche Hergêrs wurde vermehrt. Grundsätzlich wurde eine nhd Übersetzung neben das Original gestellt; die mhd Texte wurden ausführlich kommentiert. Die Frage nach dem Geschlecht derer von Steinsberg und von Öttingen konnte durch wertvolle Anregungen von Herrn Pfarrer Gehrig/Els. et-

was ausführlicher dargelegt werden. Tabellenartig wird die weitere Geschichte des Steinsbergs am Ende beigelegt.

Edle Sânger dürfen

Nicht ungehrt von meinem Hofe ziehn.

Schiller

Bei dem Zauber, den der Steinsberg schon immer ausübte — wie ein breitschultriger Recke wuchtet er sich empor als Herrscher über das Kraichgauer Hügelland — ist es verständlich, daß Sage und heimatbetonte Geschichtsschreibung die uns allen lieb gewordene Vorstellung von einer alten Burg, das Bild vom Bund des Burgherrn mit dem

bekanntem Spruchdichter Spervogel — ein geradezu magisch wirkender Name — geschaffen hat.

Wir lassen uns gerne tragen von Bildern antiquarischer Geschichtsbetrachtung, um mit Nietzsche zu reden: der Väter Hausrat ehrend. Unsere Begeisterung lassen wir uns nicht abschwächen, wenn wir hinter diesen vertrauten, romantisch verklärten Bildern die geschichtliche Wirklichkeit, soweit sie zu ergründen ist, auftauchen lassen.

Da ist zunächst die Burg mit ihrem mächtigen Bergfried, der aus dem inneren Mauerkreis hervorschießt wie bei ältesten deutschen Burgen, etwa der erst vor einigen Jahren in ihrem bescheidenen Grundriß festgelegten Burg Agelasterwilare (Aglasterhausen). Unser Turm mit seinem Bering ist allerdings ohne Zweifel eine Meisterleistung italienisch-staufischer Baukunst; wir werden an den Trifels erinnert. Mächtige Buckelquader mit Randbeslag bilden einen äußeren Mantel, glatte Quader den inneren; der Zwischenraum ist mit Bruchstein und Mörtel ausgefüllt. Die Stoßfugen sind jeweils sorgfältig versetzt. 4,1 Meter Mauerstärke und 12 Meter Höhe sind die Maße der Mauern des Erdgeschosses, das ursprünglich nur von oben erreichbar war. Dieser Turm ragt empor aus einem eiförmigen, man könnte auch sagen, unregelmäßig zwölfeckigem Bering. Im ganzen legen sich drei aufeinander abgestimmte, auf drei verschiedenen Ebenen errichtete Mauerringe, zwei Zwinger bildend, um den Turm. Die innerste der drei Ringmauern allein — sie könnte in Form und Ausdehnung einem ursprünglich palisadenbewehrten Wall folgen — ist von allseitig bearbeiteten Buckelquadern geschichtet. Die äußere Ringmauer steht, geologisch bemerkenswert, etwa auf der Grenze zwischen dem Vulkanschlott, einem Basalt, auf dem sich die gesamte Burg auftürmt, und dem oberen Keuper, der sich aus Mergel und Tonstein zusammensetzt. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude lehnten sich östlich,

nördlich und westlich an den inneren Mantel. Peter Harrer, pfälzischer Hofhistoriograph unter Ludwig V. (1508—44), nannte in seiner Geschichte des Bauernkrieges von 1525 den Steinsberg den „Compaß auff den Kraichgow“. Die Bauernhaufen, zum Teil zusammengetrommelt von Christian Hafner, dem Bürgermeister von Hilsbach, machten unter ihrem Anführer Eisenhut, Pfarrer in Eppingen, mit der Burg „ein Lustfeuer . . . das allenthalben . . . scheinbarlich zu sehen war“. Die Bauern hatten für den angerichteten Schaden (in der Hauptsache an den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden) eine Buße von 5000 fl zu zahlen. Über dem Eingang des sogenannten Bandhauses (Band-Faßreifen) steht die Jahreszahl 1527, das Jahr des beginnenden Wiederaufbaus.

Von welcher Burg sagt und singt der Spruchdichter? Von dieser Burg staufischer Prägung, die wir vor uns haben, die zwischen 1225 und 1250 entstanden sein muß, oder von einer älteren, bestehend nur aus einem wallbewehrten Wohnturm? Verharren wir eine Weile in Spannung!

Wir wollen zunächst den Dichter des Steinsbergs kennen lernen. Wir stellen fest, daß in dem für uns entscheidenden Jahrhundert, dem 12ten, sich ein Wandel in der Weltschau vollzieht. Die Welt erscheint den vorausgehenden Jahrhunderten als das imaginäre Spielfeld der göttlichen und teuflischen Mächte (so hat es de Boor formuliert). Die Welt ist nun Wirklichkeit geworden; die überkommene Haltung der Weltverachtung hält den Forderungen einer realistischen Schau nicht mehr stand. Die Menschen des 12. Jahrhunderts verlangen Anweisung für ihr Leben in dieser Welt. Da setzt, nachdem die althochdeutsche Spruchdichtung verklungen war, die mittelhochdeutsche ein.

Unter doppeltem Aspekt haben wir zu scheiden zwischen Spruch- und Lieddichtung. Der Spruch will erziehen und bilden, will allgemeine Lebenserfahrung, will Normen

zur Führung des Lebens in dichterische Formen kleiden. In realer Anschaulichkeit, in allgemein vertrauten Bildern wird das Leben, werden die Forderungen an dieses Leben lebendig. Die Tierfabel klingt in den Sprüchen Hergêrs an.

Zwên hunde striten umbe ein bein.
dô stuont der boeser unde grein.
waz half in al sîn grînen?
er muostez bein vermîden.
der ander der truog ez
von dem tische hin zer tür:
er stuont ze sîner angesiht und gnuogez.

Zwei Hunde stritten um ein Bein;
der Feige greint' und ließ es sein.
Was half ihm all sein Greinen?
Das Bein mußte er vermeiden.
Der Grimmere wagt's:
Vom Tische trug er's zu der Tür
und stand vor seinem Angesicht
und nagt' es. (nach Simrock)

Anm. 1 boeser = der Geringwertige, der Feige, der viel verträgt; 2. grînen, grein = den Mund verziehen, knurren, winseln; 3. gnuogez = sich an etwas befriedigen, ersättigen.

Es geht hier um zwei Menschentypen: der boeser, der geringwertige, der feige, der tatenlose Mensch widerspricht; der andere (mhd der raeze), der Scharfe und Rasche, packt zu.

Ez was ein wolf grâwe
unde ein man alwâre.
die liute wolten slâfen,
er lie den wolf zen schâfen.
dô begienc er in der stîge
daz man in des morgens hienc
und iemer mê sîn künne anne schrîet.

Es war ein Wolf, ein grauer,
und ein alberner Bauer,
der ließ, in Ruhe zu schlafen,

den Wolf zu seinen Schafen.
Da hielt er so die Rechte,
daß man ihn des Morgens hing;
Nun muß er stets angähnen sein Geschlechte.
(nach Simrock)

Anm. 4. alwâre = älbarn; 5. begienc = erreichte, setzte ins Werk; 6. stîge = Versuch; 7. künne = Geschlecht.

Ein wolf unde ein witzic man
sazten schachzâbel an:
si wurden spilnde umbe guot.
der wolf begonde sînen muot
nâch sînem vater wenden.
dô kom ein wider dar gegân:
dô gab er beidiu roch und einen venden.

Ein Wolf mit einem klugen Mann
ein Sachzabelspiel begann.
Als sie nun spielten um das Gut,
den Wolf sah man seinen Mut
nach seinem Vater wenden.
Denn als ein Widder kam hinzu,
Da gab er beide Türm um einen Fenden.
(nach Simrock)

Anm. 8. muot Sinn, Gedanken; 9. roch Turm und venden = Bauer, beides im Schachspiel.

Ein wolf sîne sünde flôch,
in ein klôster er sich zôch,
er wolde geistlichen leben.
dô hiez man in der schâfe pflegen:
sît wart er unstaete.
dô beiz er schâf unde swîn,
er jach daz ez des pfaffen rûde taete.

Der Wolf, der Sünde zu entfliehn,
zog sich in ein Kloster hin,
wo er nun geistlich sollte leben.
Die Schafe gab man ihm zu pflegen:
Statt Messe nun zu lesen,
biß er Schwein und Schafe tot
Und sprach, des Pfaffen Rûde sei's gewesen.
(nach Simrock)

Anm. 10. jach = gestand.

Da der Spruchdichter aus einer Tradition schöpft, kann er die Kenntnis seiner Tiergeschichten bei seinen Zuhörern voraussetzen; ihnen überläßt er das *fabula docet*, ihre Nutzenwendung.

Das Lied — im Gegensatz zum Spruch — also wesentlich das Minnelied, ist ein Bekenntnis, ist Ausdruck subjektiven Erlebnisses. In der Begegnung mit der Frau erwacht das seelisch-geistige Sein des Ritters. Wenn der höfische Minnesänger scheinbar nur von seinem Verhältnis zur Frau spricht, so öffnet doch die thematische Verengung eine innere Weite: der Dichter birgt in diesem seinem engen Rahmen sein Verhältnis zum Menschen, zum Leben, zu Gott. Zum zweiten: das Minnelied wird geprägt und gesungen von ritterbürtigen Dilettanten, die keinen Anspruch erheben auf Geltung als Dichter. Der Spruchdichter dagegen ist ein fahrender Geselle, nicht etwa Possenreißer oder vagabundierender Musikant; er ist Dichter von Beruf, er lebt von seiner Kunst, er ist sich mit Stolz der Würde seines Berufs bewußt. Für sein Können begehrt er den Titel Meister. Der adlige Dichter des Minnesangs hat keine Berührung mit den „wandernden Journalisten“, wie sie Scherer nannte, mit den „wandernden Literaten“, wie sie liebenswürdig de Boor bezeichnet. In der Blütezeit der höfischen Dichtung hat Walther von der Vogelweide beide Gattungen, Spruch und Lied, geübt. Er verschafft dem Spruch die Geltung einer anerkannten Kunstgattung; wir denken an seinen Lobpreis Deutschlands:

Ir sult sprechen willekomen:
der iu maere bringet, daz bin ich.

Gemeinsam ist Spruch und Lied, einmal daß sie sich kunstvoller Strophenformen bedienen, zum andern, daß beide komponiert und gesungen vorgetragen wurden.

Der Spruchdichter, dem wir uns zuwenden müssen, kämpft in eng beschränktem Leben um Notdurft und Nahrung; das bestimmt

in einem wesentlichen Teil den Inhalt seiner Sprüche.

Ich sage iu, lieben süne mîn,
iu enwâset korn noch der wîn,
ich enkan iu niht gezeigen
diu lêhen noch die eigen.
nu genâde iu got der guote
und gebe iu saelde unde heil.
vil wol gelanc von Tenemarke Fruote.

Ich sage euch, meine lieben Söhne,
Euch wächst weder Korn, noch Wein.
Ich kann Euch nicht Lehen
oder Eigentum zeigen.
Der gute Gott möge Euch gnädig sein.
Er gebe Euch Glück und Heil,
wie es Frute von Dänemark geschah.

Anm. 11. korn und wîn = aus der Kirchensprache; 12. gezeigen = zuweisen, stiften; 13. lêhen und eigen = juristische Formel; 14. saelde unde heil = christliche Formel; heil ist später mehr auf das Äußerliche gerichtet.

Dieser Spruch läßt zwei Deutungen zu: 1) Der Dichter spricht zu seinen Söhnen bei ihrer Volljährigkeit oder beim Abschied. 2) Der Spruch findet sich in der Manessischen Handschrift als erster der fünf „Steinsbergsprüche“; mit den Söhnen, im biblischen Stil *filioli*, können die Zuhörer gemeint sein; und *gnade iu got*: das iu = euch wäre dann an den neuen Gönner gerichtet.

Hören wir eine andere Klage, in einem Gleichnis vom Obstbaum:

Mich hungerte harte.
Ich steic in einen garten.
dâ was obez innen:
des mochte ich niht gewinnen.
daz kom von unheile.
dicke weget ich den ast:
mir wart des obezes nie niht ze teile.

Mich hungerte sehr.
Ich stieg in einen Garten.
Da war Obst drin

Aber ich bekam keines;
denn ich hatte kein Glück.
Oft schüttelte ich den Ast:
Doch ich erhielt kein Obst.

Unser Dichter, ein durchaus naiver Mensch, sieht sich als Mittelpunkt des Lebens. Er gehört jener schon erwähnten, sozial ungeformten Gruppe außerhalb der Rechtsordnung an, ohne Geltungsanspruch — ich zitiere de Boor — in der ständisch gegliederten Gesellschaft. Er ist im übrigen der einzige uns bekannte Vertreter einer älteren Spielmannsgattung, die ihre Abhängigkeit von der *êre* — gemeint ist in diesem Zusammenhang die Freigebigkeit eines Herrn — als schwere Last durch ihr Leben tragen müssen.

Swie daz weter tûeje,
der gast sol wesen frûeje.
der wirt hât truckenen fuoz
vil dicke, sô der gast muoz
die herberge rûmen.
swer alter welle wesen wirt,
der sol sich in der jugende niht sûmen.

Wie auch immer das Wetter tut,
der Gast muß früh scheiden.
Der Wirt hat trockenen Fuß,
der Gast dagegen muß
oft die Herberge räumen.
Wer im Alter Wirt sein will,
der darf in der Jugend nicht säumen.

Anm. 15. tûeje = tun; 16. dicke = oft;
17. wesen = sein.

Die Überlieferung will, daß Spervogel der Dichter sei, der in Dankbarkeit der Herren auf dem Steinsberg gedenkt; die Welt um diese verfallene Burg ist umspinnen von dieser Legende. Die Forschung weiß seit Simrock um einen älteren und einen jüngeren Dichter; der jüngere ist Spervogel — wohl ein Pseudonym — der ältere wird von der heutigen Literaturwissenschaft fast übereinstimmend als Hergêr angesprochen. Die Manessische Handschrift — die Samm-

lung wurde von Ruediger Manesse und dessen Sohn Johannes aus Begeisterung für die höfische Lyrik, als Ausdruck höfischer Gesinnung wenigstens geplant — hat die Sprüche beider Dichter unter den Namen Spervogel gestellt. Jeweils fünf innerlich zusammengehörende Sprüche sind in der Handschrift einander zugeordnet, wohl im Sinne des Dichters, allerdings ohne daß man von einem fünfstrophigen Lied sprechen könnte. Das läßt formal die heute Hergêr, dem älteren Dichter zugeteilten Sprüche erkennen; er nennt sich so in dem Spruch: Mich muet das alter sêre. Von einer Selbstnennung des Dichters spricht die Forschung, auch der Anonymus Spervogel übte diesen Brauch.

Mich muet das alter sêre,
wan es Hergêre
alle sîne kraft benam.
es sol der gransprunge man
bedenken sich enzîte,
swenn er ze hove werde leit,
daz er ze gwissen herbergen rîte.

Mich bedrückt das Alter sehr,
da es dem Herger
all seine Kraft nahm.
Schon der ganz junge Mann
bedenke sich bei Zeiten,
daß er am Hofe unbeliebt wird.
Er möge in eine zuverlässige
Herberge reiten.

Anm. 18. wan = da; 19. der gransprunge man = der Mann, dem die ersten Barthaare wie Granen sprießen; 20. leit = Gegensatz zu lieb; 21. gwissen = sicher, zuverlässig.

Hergêr unterscheidet sich von Spervogel zunächst durch seine altertümlichere Strophenform. Alle ihm zugesprochenen Sprüche sind siebenzeilig, wobei er den Strophen-schluß durch eine Waise (= Versende ohne Reimgenossen) in der sechsten Zeile und durch Dehnung der Schlußzeile heraushebt.

Weistu wie der igel sprach?
„vil guot ist eigen gemach“.
zimber ein hûs, Kerlinc.
dar inne schaffe dîniu dinc.
die hêrren sint eraget.
swer dâ heime niht enhât
wie manger guoter dinge der darbet!

Weißt du, wie der Igel sprach?
„Sehr gut ist eigen Gemach“.
Zimmre ein Haus, Kerling!
Darinnen schaffe dir dein Ding.
Die Herren sind veraget.
Wer ein Daheim nicht hat,
Wie mancher guter Dinge er darbet!

Anm. 22. gemach = Wohlbehagen, Wohnung; 23. Kerlinc = für Hergêr eine Autorität in Lebenserfahrung (Anholt spricht Kerlinc und Gebehart, in einem hier nicht angeführten Spruch, als Söhne Hergêrs an).

Klar trennen sich Hergêr und Spervogel in der religiösen Haltung. Der Jüngere versagt sich der religiösen Dichtung, er ist geprägt von der Stauferzeit: Gleichmut im Unglück. Sein Spruch, der auf die Zeit nach dem Tode blickt (so er in der erde erfûlet ist), verspricht als Lohn für Treue nicht die ewige Seligkeit, sondern langes Fortleben im Gedenken der Menschen. Sein Rat, Gott von Herzen zu lieben und die Welt zu ehren, ist aus höfischer Gesinnung erwachsen:
mit rehtem herzen minnen got, und al die werlt wol êren,
und neme ze wîsem manne rât und volge ouch siner lêre.

Dieser jüngere Dichter spricht und singt von ritterlichem Zeitvertreib:

Man sol die jungen hunde lâzen zuo dem bern,
und rôten habech zem reiger werfen . . .

Anm. 25. bern = Bären; 26. habech = Habicht; 27. reiger = Reiher.

Eine weitere Beobachtung weist Hergêr und Spervogel als verschiedene Persönlichkeiten aus. Während Hergêr die Fabel als bîspel gestaltet, wird sie bei Spervogel zur Metapher, zum Bild:

Wer den Wolf sich nimmt ins Haus, der
hat den Schaden.
(v. Scholz)

Die Grundhaltung Spervogels ist, wie schon gesagt: Gleichmut im Unglück:
Ez zimt wol helden daz sie frô nâch leide sîn.

kein ungelücke wart nie sô grôz, da
enwaere bî
ein heil: des suln wir uns versehen.

Beide Dichter verleihen der Not und Armut des Gastseins Ausdruck. So Spervogel:
Sô wê dir armüete! du benimst dem man
beidiu witze und ouch den sin . . .

Und nun Hergêr: er findet eindringliche Worte für die Erlösertat Christi, gestaltet satte Bilder für den Dualismus Himmel—Hölle; das Jenseits stellt er sich, volkstümlich, als unmittelbares Erlebnis vor.

Er ist gewaltic unde starc,
der ze wîhen naht geborn wart.
daz ist der heilige Krist.
jâ lobt in allez daz dir ist,
niwan der tievel eine:
dur sînen grôzen übermuot
sô wart im diu helle ze teile.

Er ist gewaltig und stark,
der zur Weihnacht geboren ward.
Das ist der Heilige Christ.
Lobt ihn mit allem, was in euch ist.
Den Bösen verstößt er vom Heile.
Durch seinen Trotz und Übermuot
wird dem die Hölle zuteile.

W. v. Scholz

In der helle ist michel unrât.
swer dâ heimüete hât,
diu sunne schînet nie sô licht,
der mâne hilfet in nieht,
noch der liechte sterne.

jâ müet in allez daz er siht.
jâ waere er dâ ze himel alsô gerne.

In himelrîche ein hûs stât:
ein guldîn wec dar in gât:
die siule die sint marmelîn:
die zieret unser trehtîn
mit edelem gesteine.
dâ enkumt nieman in,
ern sî von allen sünden alsô reine.

Nur Qual ist in der Höllenstadt.
Wer darin seine Heimat hat,
dem scheint kein mildes Sonnenlicht
den kühl't des Mondes Frieden nicht,
den trösten nicht die Sterne.
Qual ist ihm alles, was er sieht.
Wie wär er im Himmel gerne!

Im Himmelreiche steht ein Haus,
ein goldner Pfad führt ein und aus.
Seine Säulen sind aus Marmelstein;
Da setzte unser Herr hinein
Viel kostbare Gesteine.
Doch durch die goldbeschlagne Tür
geht nur der Sündenreine. W. v. Scholz

Anm. 28. der ze wîhen naht geborn wart
= gebräuchliche Umschreibung für Christus;
29. niwan = außer; 30. unrât = schlechter Rat,
Hilflosigkeit; 32. heimüete = Heimat;
32. mâne = Mond; 33. trehtin = Kriegsherr,
im mhd Gott, der Herr.

Diese drei Sprüche in Verbindung mit den zwei später zu behandelnden Sprüchen Swer gerne ... und Ich hân gedienet ..., als ein Ganzes geschaut, stellen sich dar als Predigt von Höllenstrafe und Himmelslohn, eingeleitet durch eine Verherrlichung Christi und ausklingend in einen Ausruf an den Heiligen Geist um Hilfe im Kampf gegen den Teufel. Von den Geschehnissen des Jüngsten Tages, vom Jüngsten Gericht, spricht Hergêr nicht; er fühlt sich sicher in den Armen der Kirche.

Zu dichterischer Höhe erhebt er sich in dem „Osterlied“

Krist sich ze marterenne gap,
er lie sich legen in ein grap.
das tete er dur die goteheit:
dâ mite lôt er die kristenheit
von der heizen helle.
er getuot ez niemer mêt
dar an gedenke swer sôder welle.

Christ sich den Marterknechten gab,
er ließ sich legen in ein Grab,
das tat er durch seine Göttlichkeit.
Damit erlöst er die Christenheit
von der heißen Hölle Qual.
Denket, denket alle daran!
Er tut es nicht ein zweites Mal.

W. v. Scholz

An dem ôsterlîchen tage
dó stuont sich Krist ûz dem grabe.
künec aller keiser
vater aller weisen
sîn hantgetât erlôste.
in die helle schein ein lieht:
dê kom er sînen kinden ze trôste.

Wurze des waldes
und grieze des goldes
und elliu apgründe
diu sint dir, hêrre in kûnde:
diu stênt in dîner hende.
allez himeleschez her
daz enmôcht dich niht volloben an ein ende.

Aber am Ostertage
da steigt Christ aus dem Grabe.
er, der König aller Kaiser,
er, der Vater aller Waisen,
die durch seine Tat erlöst.
In die Hölle dringt ein Schein:
Gnade allen, die der Zorn verstößt.

Wurzeln des Waldes,
Erze des Goldes,
Tiefe und ewiger Grund,
sind dir, Herr, kund,
ruhn im Rund deiner Hände.
Alles himmlische Heer
mag dein Lob nicht aussingen bis an ein
Ende. (W. v. Scholz)

Anm. 34: lie/ließ; 35. dur die goteheit = um den Zorn Gottes zu versöhnen; 36. swer sôder = wer immer es; 37. wurze des waldes, grieze des goldes Alliteration!

Dieser letzte Spruch könnte als Doxologie angesprochen werden.

Als Nutzenanwendung der dichterisch gestalteten Heilstat Gottes erscheinen, rührend in ihrer schlichten Kirchlichkeit, die folgenden zwei schon angesagten Sprüche:

Swer gerne zuo der kirchen gât
und âne nît dâ stât
der mac wol froelîchen leben.
dem wirt ze jungest gegeben
der engel gemeine.
wol in, daz er ie wart!
ze himel ist daz leben alsô reine.
Wer gerne zu der Kirche geht
und da lautern Sinnes steht,
der mag wohl fröhlich leben.
Ihm wird zuletzt gegeben
der Engel Gemeine.
Wohl ihm, daß er geboren ward!
Im Himmel ist das Leben schön und reine.
(nach Simrock)

Ich hân gedienet lange
leider einem manne
der in der helle umbe gât.
der brüevet mîne missetât,
sîn lôn der ist boese.
hilf mir, heiliger geist,
deich mich von sîner vancnisse erlöese.

Ich war zu Diensten lange
leider einem Manne,
der in der Hölle Herberg hat;
der weiß um meine Missetat.
Sein Lohn, das ist böse.
Hilf mir, Heiliger Geist,
daß ich aus seinen Banden mich erlöse.
(nach Simrock)

Anm. 38. nît = feindselige Gesinnung;
39. gemeine = Gemeinschaft; 40. brüevet
= prüft; 41. deich = daß ich.

Mit diesen Aussagen erschöpft sich das religiöse Bekenntnis des Dichters. Wir stellen fest: den mittelalterlichen contemptus mundi als Grundhaltung treffen wir bei ihm, einem Menschen aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, nicht mehr an. Er mißt der Welt ihren eigenen Wert zu: der Mensch soll ère haben, ère als zentrales Anliegen für den Dichter und seine Zeit.

Ein man sol haben ère
und sol jedoch der sêle
under wîlen wesen guot,
daz in dehein sîn übermuot
verleite niht ze verre.
swenne er urlobes ger, —
daz ez im an dem wege niht enwerre.
Ein Mann strebe wohl nach irdischer Ehre,
Doch gedenke er bisweilen
an das Heil seiner Seele,
damit kein Übermut
ihm zu weit und fern verleite.
Wenn immer er Abschied nimmt,
möge es ihn nicht vom Wege abbringen

Anm. 42. ère = darunter haben wir zu verstehen, zunächst passivisch: Verehrtheit, Ansehen, Ruhm — aktivisch: Ehrgefühl, ehrenhaftes Benehmen; 43. dahien = kein; 44. uebermuot = superbia, Überheblichkeit, Standesdünkel = das Teufelslaster; 45. verre = fern, weit; 46. swenne er urlobes ger = wenn immer er Abschied begehrt urlobes gern könnte auch als Sterben gedeutet werden. Eingängiger scheint die Deutung: wer in Gottes Hand steht, befindet sich auf der Reise unter Gottes Schutz; 47. niht enwerre = nicht hindern; doppelte Negation.

Es folgt ein anschauliches Beispiel für unehrenhaftes Benehmen:

Swel man ein guot wîp hât
und zeiner anderer gât,
der bezeichnet daz swîn.
wie möchte ez iemer erger sîn?

ez lât den lûtern brunnen
und leit sich in den trüeben pful.
den site hât vil manic man gewonnen.

Wer ein gutes Weib gewann
und geht zu einer andern dann,
der tut nicht anders denn ein Schwein.

Wie mögt es immer ärger sein?
Er läßt den lautern Brunnen
und legt sich in den trüben Pful.

Die Sitte hat doch mancher Mann gewonnen.
(nach Simrock)

Anm. 48. swel = welcher auch immer; 49.
bezeichnen = mit einem Zeichen aus-
drücken; 50. site = heute f.

Zu dem Begriff êre gehört auch — wir
wissen es schon — die vom Dichter erwartete
Freigebigkeit.

Hergêr kennt noch nicht die Lösungs-
worte der ritterlichen Hochzeit: minne,
mâze, fröude; er kennt nicht die Standes-
begriffe herre und frouwe — er sagt man
und wîp. Er nennt seine Gönner kurzweg
beim Namen.

Wir schreiten der Auflösung entgegen:
Hergêr verleiht seiner Sorge Ausdruck dar-
über, ob „Wernhartes werc“ — hei
wie er gap und lêch — (lîhan = leihen)
Fortsetzung findet. Er darf schließlich ju-
belnd verkünden:

nû hat es einen erben,
der werden Ôtingaere stam
der wil im (= dem Steinsberg)
sînen namen niht verderben.

Anhang I:

Schauen und hören wir das Steinsberg-
quintett, die Pentade, als Ganzes! Den
ersten Spruch kennen wir. Die lieben süne
mîn stellen sich nun als die Zuhörer dar;
nu genâde iu got der guote: mit iu = euch
redet Hergêr seinen neuen Gönner, den uns
mit Namen nicht bekannten Ôtinger an und
stellt ihm das Beispiel des sagenhaften Fruote
von Tenemarke vor Augen: auch dieser war

in der Jugend arm, sein späteres Wohler-
gehen ist dem Dichter Bürgschaft für sein
eigenes oder seiner Nachkommen späteres
Glück; zugleich steht dem Dichter Fruote
als beispielhafter Herr vor Augen. Zusam-
men mit ihm gedenkt der Dichter in Dank-
barkeit dreier historisch schwer faßbarer
Gönner, um dann den Herrn Wernharte von
Steinsberg zu feiern.

Ich sage iu, lieben süne mîn
iu enwahset korn noch der wîn
ich enkan iu niht zezeigen
diu lêhen noch diu eigen
nu genâde iu got der guote
und gebe iu saelde unde heil.
vil wol gelanc von Tenemarke Fruote.

Mich riuwet Fruote von über mer
und von Hûsen Walther
Heinrîch von Gebechenstein
und von Stoufen noch ein.
got gnâde Wernharte,
der ûf Steinesberc saz
und niht vor den êren versparte.

Wer sol ûf Steinesberc
würken Wernhartes werc?
hei wie er gab unde lêch!
des er dem biderben man verzêch,
des enmochte er nicht gewinnen.
daz was der wille: kom diu state,
sie schieden sich ze jungist mit minnen.

Dô der guote Wernhart
an dise werlt geborn wart,
do begonde er teilen al sîn guot.
do gewan er Ruedegêres muot,
der saz ze Bechelaeren
und pflac der marke mangan tac:
der wart von sîner frûmekeit sô maere.

Steinesberc die tugende hât
daz ez sich nieman erben lât,
wan einen der ouch êren pfligt.
dem strîte hât ez an gesigt:
nû hât ez einen erben;
der werden Ôtingaere stam
der wil im sînen namen niht verderben.

Ich sag euch, liebe Söhne mein,
euch wächst nicht Korn, euch reift nicht
Wein.

ich Armer kann euch nicht zeigen
die Lehen und die Eigen.
Euch wird von mir ein Nichts zuteil.
Der gute Gott, der gebe euch Heil
und die mir hold gewesen.
Das war Herr Frute von Dänemark,
der war mit seinem Lohn nie karg,
ein Hausen, ein Heinrich Giebichenstein,
ein Staufen fällt mir auch noch ein.
Gottes Gnade dem Wernhard von Steinberg!
Die waren mein Feld und mein Weinberg —
Jetzt sind sie wohl alle gestorben.

Wer soll nun auf Steinsberg
wirken Wernhartes Werk?
Hei! wie der gegeben und nicht gespart!
Es war bei Gott nie seine Art,
daß er dem Tüchtigen den Lohn verkürzt.
Sein Wille war: wenn die Stunde kam,
daß jeder in Liebe Abschied nahm.

Als der gute Wernhart
auf Schloß Steinberg zum Herrn ward,
da begann er zu teilen all sein Gut.
da gewann er Rüdigers Sinn und Mut —
der saß zu Bechelaren
und herrschte lang und glücklich im Land,
auch ohne Knausern und Sparen.

Schloß Steinberg hält an der Tugend fest,
daß es sich von niemand erben läßt
als von einem, der Ehre läßt walten,
wie es Wernhart gehalten.
Nun fand es einen Erben:
Der edle Stamm der Öttinger
läßt Steinbergs Ruhm nicht verderben.

W. v. Scholz

Anm. 52. mich riuwet = setzt mich in
Betrübnis, ich beklage; 53. vor den êren
versparte = sparen an; 54. wûrken Wern-
hartes werc Alliteration! vergl operari
opera Joh. 9/4; 55. lêch = Praet. von
lîhen = (ver)leihen; 56. biderb = tüchtig,
anständig, bieder; 57. verzêch = Praet

von verzîhen = versagen; 58. gewinnen
= über sich gewinnen; 59. kom = kam,
60. state = gute Gelegenheit; 61. minnen
= Geschenke; 62. guote Werenhart =
dieser Beiname, weil er sich auch in der
Kirche Verdienste erworben hat; 63.
frûmekeit = Tapferkeit, Tüchtigkeit; 64.
tugende = gute Eigenschaft; 65. erben =
vererben; 66. ansigen mit Dat. = über
etwas siegen; 67. stam = Geschlecht,
Sprößling eines Geschlechts.

Wie ein für Steinsberg geschaffener Mythos
erscheinen die Visionen Hergêrs: Wernhart
wird in innere Verbindung gebracht mit
Rüdiger von Bechlarern:

Do gewan er Ruedegêres muot
der saz ze Bechelaeren
und pflac der marke mangan tac:
der wart von sîner frûmekeit sô maere.

Die Zeit der Recken der alten Sage steigt
aus dem Gemäuer der ehrwürdigen Burg
auf.

Ein Geheimnis unwittert den Burgherrn,
den guoten Wernhart; *Mildtätigkeit* wurde
ihm in die Wiege gelegt:

Dô der guote Wernhart
an dise werlt geborn wart,
do bonde er teilen al sîn guot.

Wernhart pflegte auf seiner Burg die liebera-
litas. Hier fand der Sänger seine Wirkungs-
stätte. Der Steinsberg selbst aber erscheint
in überirdischem Glanz; er läßt sich nur
an ehrenhafte Männer vererben:

Steinesberc die tugende hât
daz ez sich nieman erben lât
wan einen der ouch êren pfligt . . .

Und in diesem Zusammenhang wird der
Öttinger genannt:

dem strîte hat ez an gesigt
nû hât ez einen erben:
der weren Ötingaere stam
der wil im sînen namen niht verderben.

Mit gutem Gewissen durfte der *Landesverein Badische Heimat* zusammen mit den Freunden der Geschichte Sinsheims und den Bewohnern des Dorfes Weiler zu Füßen des Berges den edlen Bund von Burgherr und Künstler, von den Edlen von Steinsberg und von Öttingen mit dem Spruchdichter Hergêr feiern und das Gedenken an den Dichter, von der Tradition umfassen, durch die Weihe einer *Spervogel-Hergêr-Stube* festhalten. Aus der heimeligen Burgschenke soll fortan erklingen über das vom Steinsberg beherrschte Land:

got gnâde Wernharte
 der ûf Steinesberc saz
 und niht vor den êren versparte.

nû hat ez einen erben:
 der werden Ötingaere stam
 der wil im sînen namen niht verderben.

Zu der Frage: der Steinsberg als Sitz des Geschlechtes derer von Steinsberg und ihrer Nachfolger, der Öttinger, sind folgende lückenhafte Aussagen zu machen. Wir wissen nicht, wer die alten Steinsberger waren. Wissenschaftlich möglich ist die Nennung des Geschlechtes nach der Residenz; es könnte ein altes Geschlecht derer von Steinsberg gegeben haben; die Steinsberger könnten aber auch einem der großen Grafengeschlechter der Gegend angehört haben, etwa den Laufenern oder den Kochendörfern, oder sollten etwa schon früh die Öttinger im Besitz der Feste gewesen sein? Dieses im Nördlinger Ries beheimatete schwäbische Geschlecht, das sich in Reichsdiensten auszeichnete, hatte ansehnlichen Besitz im Umkreis des Steinsbergs, u. a. Ittlingen, Stebbach, Mühlbach, Sulzbach und die Ravensburg. Erste Erwähnungen der Steinsberger Herren — das sei am Rande vermerkt — sind 1109 ein Eberhardus de Steinsberg und 1128, da als comes bezeichnet, in einer neuerdings in Straßburg aufgedeckten Urkunde ein Werinhardus. Nun erscheint 1165

Wernher von Steynsberg neben dem wohl im Nahetal beheimateten Walther von Hausen als Zeuge (dieser letztere wird ebenfalls 1165 im Lorscher Codex Nr 158 genannt und ist gemäß Guden, Sylloge I, 18 im Jahre 1159 Vogt in Rohrheim, nordwestlich Lorsch. Die Urkunde von 1165 kennen wir nur in einer Bestätigung durch Karl IV. von 1372. Die Forschung nimmt an, daß Wernher ein Schreiberfehler für Wernhart ist oder daß ein abgekürztes Wernh. des Originals falsch gedeutet wurde. Das ist jener Wernharte, der uf Steinesberc saz, der Gönner Hergêrs. Wer ist aber nun der Erbe aus dem werten Ötingaere stam? Urkundlich erwähnt werden 1190 ein Adelrat von Steinsberg und 1196 Albert von Steinsberg. Die Urkunde von 1190 wurde in Worms durch Bischof Konrad ausgestellt, der einerseits als Konrad von Sterrenberg erscheint, andererseits im Schönauer Codex (I f 19) in der Überschrift zu einer Urkunde von 1174 mit „de Steinberg“ bezeichnet wird. Waren Adelrat und Albert etwa die öttingischen Gastgeber Hergêrs? Es scheint allerdings nicht ausgeschlossen, daß beide alte Steinsberger waren, die ihre Burg an die Schwester abtraten und vielleicht nach Worms übersiedelten. Wenn der 1196 als Zeuge in Besançon auftretende Albert ein Altsteinsberger war, und wenn dann nach seinem Tod (Jahreszahl unbekannt) die Öttinger das Erbe auf der Burg antraten, dann muß allerdings Hergêr über 1196 hinaus gelebt haben — im Gegensatz zu der auf literarhistorischen Indizien beruhenden Schätzung, nach der sein Wirken zwischen 1150 und 1180 lag. Aus den genannten Daten wird klar, daß Hergêr nicht in der stolzen „Staufenburg“, die erst zwischen 1225 und 1250 entstand, als willkommener Gast beherbergt wurde, sondern in der bescheidenen Behausung auf dem Steinsberg im 12. Jahrhundert. Eines ist sicher: Hergêr ist der Dichter des Steinsbergs.

Anhang II:

Drei Urkunden bezeugen den Besitz des Steinsbergs durch die Öttinger, eine von 1283 (ein Gemminger wird erneut von Graf Ludwig wie von dessen Vorfahren mit Gütern belehnt); 1294 wirkt auf dem Steinsberg ein Vogt H. von Kimenade in Dienste der Öttinger auf dem Steinsberg, und 1310 wird die von Graf Konrad an den Pfalzgrafen Rudolf und Ludwig 1307 übertragene Burg Steinsberg von den genannten Pfalzgrafen aus politischen Gründen zurückgegeben. Der Rückgabevertrag wird aber nicht wirksam.

Bis 1517 gehörte die Burg den Pfalzgrafen und zwar von 1410 bis 1499 der Mosbacher Linie; sie wurde von einem adligen Vogt verwaltet.

Mit der Verlegung der Amtskellerei vom Steinsberg nach Hilsbach unter Kurfürst Ludwig V. (1508—44) ging die Burg an die Herren von Venningen — bis heute — über.

1525 Bauernkrieg.

Im 18. Jahrhundert wird die Burg nach und nach aufgegeben in Verbindung mit der von Karl Philipp von Venningen, 1797, angeordneten Zerstörung der Wohngebäude.

Literatur:

Anholt, Die sogenannten Spervogelsprüche und ihre Stellung in der älteren Spruchdichtung. Amsterdam 1937.

de Boor Newald, Geschichte der deutschen Literatur Bd. II München 1960.

Deutscher Minnesang. Herausgegeben und eingeleitet von Richard Zozmann. Regensburg o. J. Druck und Verlag J. Habel (Übersetzungen von verschiedenen Autoren).

Ehrismann Gustav, Beiträge zur Erklärung der Spervogelsprüche. Festschrift f. Max. Jellinek. Oestr. Bundesverlag 1928.

From, Der deutsche Minnesang. Wissensch. Buchgesellschaft 1961.

Kosch, deutsches Literatur-Lexikon. Bern, Francke 1949—58.

Des Minnesangs Frühling. Nach Karl Lachmann, Moritz Haupt und Friedrich Vogt, neu bearbeitet von Carl von Kraus, 32. Aufl., S. Hirzel Verlag, Stuttgart 1959.

Paul-Braune, Beiträge 1942, Bd. 65 mit Beiträgen von Otto Grüters, Theodor Frings, Karl Hauck.

Pfaff Friedrich, Minnesang im Lande Baden. Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission 1908.

Scholz Wilhelm von, Minnesang. Freie Nachdichtungen. Georg Müller Verlag, München 1917.

Seebass, A. Lied der Minnesänger von den Anfängen bis zu Walther. Benno Schwabe 1959/65. Sudhof, Verfasserlexikon V. Bd. 1955.

Wolters Friedrich, Minnelieder und Sprüche. Übertragungen aus deutschen Minnesängern des XII. bis XIV. Jahrhunderts. Berlin 1922 bei Georg Bondi.
Zu Steinsberg:

Kunstdenkmäler Badens, VIII Kreis Heidelberg I. Abtlg. Sinsheim, Eppingen und Wiesloch. Mohr, Tübingen 1909.

Naeher, J(ulius), Die Burgen, Schlösser und Städte des oberen Kraichgaues. Karlsruhe 1885.

Pfaff Friedrich, Die Burg Steinsberg bei Sinsheim und der Spruchdichter Spervogel. ZGO 44 NF 5 (1890).

St. Michael, Pforzheim im Spannungsfeld zwischen Romanik und Spätgotik

Versuch der Deutung der Skulpturen

Von Erich-Volkmar Delcker, Pforzheim

Ein Bauwerk bedarf der Deutung. Die Sprache erschließt das Geheimnis der stummen steinernen Welt. Schloßkirche St. Michael verläßt so die floskelhafte Bezeichnung einer mittelalterlichen Traditionskirche aus der „dunklen Zeit“. Sie wird ein Zeuge des menschlichen Strebens nach dem Standort in der Welt. Geheimnisvolles Erleben der Menschen damaliger Zeit spricht durch den Formenreichtum von St. Michael. Mauerwerk, das wie ein Baum von Lianen und Laubwerk umflochten ist. Die Majestät Gottes und die kleine Welt des Menschen stehen sich gegenüber und suchen zugleich nach einer Begegnung. Die Spannung von Romanik und Spätgotik im Bauwerk St. Michael wird zum „*Sursum corda*“. Die 250-jährige Baugeschichte der Jahre 1225 bis ca. 1470 gewährt einen lebendigen Einblick in Leben und Geisteshaltung der zweiten Hälfte des Mittelalters.

Die von West nach Ost gelagerte Baumasse auf dem Schloßberghügel Pforzheims blickt nach Süden in die heutige Innenstadt und zum Marktplatz. Als der Bad. Markgraf Hermann V. aus dem Geschlecht der Zähringer die junge Enkelin Konrads von Staufen, Irmengard, zur Ehefrau nimmt, werden die ersten Steine am *Westwerk* gesetzt. Zwischen 1220 bis 1235 wächst das Westwerk St. Michael aus der Planung zum Bau. Die romanische Form läßt die Verbindung zur geistigen Welt staufischer Kaiser erkennen und weckt Erinnerung an imperiale, frühsalische Architektur.

Das *rundbogige Hauptportal* in seiner rechteckigen Umrahmung ist mit archaisierender Kleinplastik gefüllt: Antike Kleinskulptur, Blütenknospen, die Maske eines kaiserlich

anmutenden Hauptes mit Kreuz darüber, ein Stierkopf, eine Maske wie die eines Ochsen, ein Mischgebilde zwischen Hund und Lurch. Dazwischen in einem Mäanderband ein Drudenfuß, der uns in seinem Fünfeck an das Bundeszeichen der Pythagoräer, an die Beschwörung gegen böse Geister erinnert. Im Mittelalter wird der „Drudenfuß“ zur Abwehr von Hexen (Druden) auf Schwellen und Türen gemalt. Wir finden seine Erwähnung auch in Goethes *Faust* (Reklam Teil I. Vers 1173). Eine rationale Erfassung der Welt und ihrer Menschen wird abgewehrt. Die Welt als Schöpfung Gottes wird nur verständlich für den, der durch das Tor in die Kirche eintritt. Die *Doppeltür des Portals* weist somit auf das versöhnende Heilswerk Gottes hin.

Die „Stiftung der Freunde der Schloßkirche“ hat im Jahre 1958 den Bildhauer Jürgen Weber beauftragt, das Portal neu zu gestalten. Über dem eichenen Holzgrund entfaltet sich auf bronzenem Flechtwerk großteils in Vollplastik das Thema: Die Heilsgeschichte Gottes, vergegenwärtigt in Christi und seiner Zeugen Mund, siegt, leidet, glaubt, hofft und überwindet die Welt. Die einzelnen Figuren sind vom rechten Türteil oben nach der linken Mitte des zweiten Türteils angeordnet und schließen unten quer über beide Türen in einer zeilenartigen Zusammenfassung. Der Reihe nach stellen sie dar: Jesus im Schiff spricht das Schöpfer- und Siegeswort in Sturm und Wellen des Meeres. St. Michael tötet als Gottesstreiter mit einer Lanze den Drachen. Beides sind Motive des Sieges Gottes über die Welt. In der Querlinie finden wir: Judas verrät Jesus mit einem



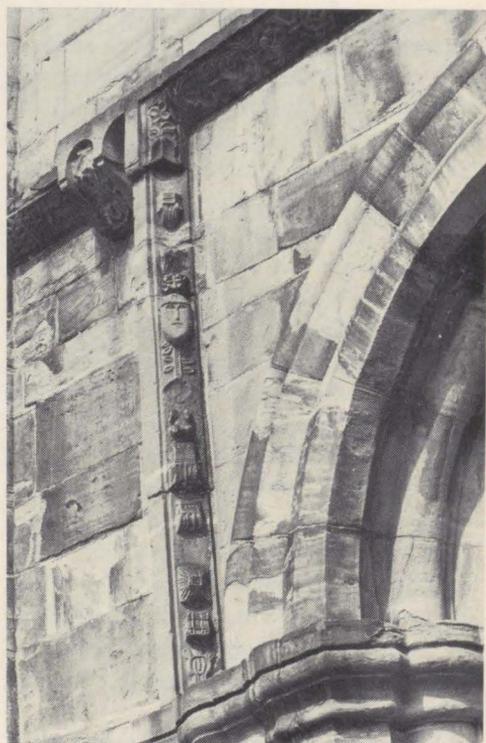
Das rundbogige Hauptportal mit der rechteckigen Umrahmung Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

Kuß. Petrus weint bitterlich, als der Hahn kräht. Das Motiv des unergründlichen Spieles Gottes mit den Seinen, selbst durch das Widersprüchlichste hindurch, wird sichtbar. Es folgt auf der rechten Türseite: Paulus hinter Gefängnisgittern schreibt frohe Botschaft Gottes an die Gemeinden. Es klingt das Motiv der Freude mitten im Leid an. Stephanus der Zeuge Christi wird gesteint. Das Motiv der Auferstehung Jesu als Hoffnung in Leiden und Sterben ist hier verarbeitet.

Ein Rundbogenfries umrahmt das Westwerk dicht unter dem Dach. Zwischen den beiden vom Sockel bis zum Dach emporlaufenden pilasterartigen Streifen ruht in breiter Mauerfläche das Westwerkfenster. Es ist ein spätgotisches Fenster mit Fischblasenmaßwerk, das erst Ende des 15. Jahrhunderts eingesetzt wird. Professor Carl Crodel hat im Jahr 1957 die Kunstverglasung geschaffen und darin Gottes Willen an die gesamte Schöpfung und Welt zum Ausdruck gebracht.

Von den Kapitellen und Basen im Innern des Erdgeschosses blicken uns späte Elemente romanischer Ornamentik an. Die Verflechtung des romanischen Westbaues mit dem gotischen basilikalischen querschifflosen Langhaus ist besonders reizvoll. Die Fülle der zueinander geordneten Pfeiler und

blumenreichen Konsolen enthält die ganze Spannung eines Übergangs, der wohl in der damaligen raschen Veränderung der Lebensverhältnisse und ihrer geistigen Weltsicht verwurzelt ist. Somit wirkt das Eingangsquadrat des Westbaues wie in das Langhaus hinübergezogen und hineinverwoben. Am Bau außen sehen wir die Verklammerung von Romanik und Gotik im Hauptgesims des Westwerks, das in den Obergaden des Mittelschiffes seine Fortführung findet. Der berühmte „Paradiesmeister“, der im Zisterzienserkloster Maulbronn mit einigen Bauteilen historische Berühmtheit erlangt hat, gewährt hier in St. Michael in der Art der Wölbung der quadratischen Vorhalle und dem weiteren Bau nach Osten hin bis ausschließlich der Vierung einen Einblick in



Antike Kleinskulptur in der rechteckigen Umrahmung des Hauptportals

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

sein Können. Das sechsteilige Emporen-
gewölbe wie die drei weitgespannten Joche
des Langhauses sind sein Werk. Spitzbogen-
arkaden durchbrechen die Wände zwischen
Mittelschiff und den beiden Seitenschiffen.
An der Technik des Gewölbesystems wird
spürbar, wie sich der Baumeister zaghaft
und tastend, oft mit seltsamen Unregel-
mäßigkeiten im Übergang des Spannungsfel-
des von Romanik zur Gotik befindet. Lineare
und auch vegetabilische Motive füllen die
Arkadenleibungen. Kapitelle mit flach anlie-
gendem Blattwerk bieten die ganze Mannig-
faltigkeit eines strukturierten Laubwerks
aus der Schöpfungswelt Gottes. Der Natu-
ralismus in der Kunst der Gotik umfängt
uns. Im Jahr 1230 soll der Baumeister aus
Pforzheim verzogen sein. Es ist anzunehmen,
daß nach seiner Planung ein Schüler des
„Paradiesmeisters“ den Bau



Portal: St. Michael tötet den Drachen

Foto H. A. Kirschner, Pforzheim



Schloßkirche, Westportal mit Bronzetür von Jürgen
Weber Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

weiterführte. Jedenfalls ist dieser Bau-
schnitt mit dem Niedergang der Stauferzeit,
mit dem Hermann V. eng verbunden war,
zu seinem Abschluß gekommen. Die kranz-
artigen Schlußsteine des Gewölbes unter-
streichen mit ihrem Motiv des Sieges den
„Unterwegscharakter“ der Kirche.

Eine längere Pause unterbricht den Bau-
fortgang. Ursache dafür ist sowohl die „böse
kaiserlose Zeit“ des Interregnum (1256 bis
1276) als auch die örtliche Geschichte der
Markgrafschaft, die immer neu eine Auf-
teilung des Besitzes des verstorbenen Herr-
schers an seine Söhne erfordert.

Die Bauarbeit wird unter Markgraf Ru-
dolf IV. wieder aufgenommen (1291—1348).
Markgraf Rudolf nennt sich majestätisch:
„Herr von Pforzheim“. Unter ihm nimmt
die Flößerei wie das gewerbliche Leben
einen beachtlichen Aufschwung. Es ent-



Das Brauttor an der südl. Seite des Mittelschiffs.

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

wickelt sich in ersten Anfängen das Bürger-tum. Eine *querrechteckige Vierung* wird an das Langhaus angesetzt. Im Schlußstein des Kreuzrippengewölbes der Vierung findet der Schutzheilige der Kirche, Erzengel St. Michael einen würdigen Platz. Der Schlußstein des *Chorquadrates* umschließt den ursprünglichen Bau mit der Figur des Christus als des Welterlösers (Salvator mundi). Die Figurik stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Sie bietet eine starke Konturierung, die in den hervorstechenden Augen und dem lockenförmigen Haar und Bart deutlich wird. Der Ornamentalschmuck wechselt von Rose und Blume über kreuzartige Rosetten bis hin zu Weinranken.

Nach der Zerstörung der Kirche im Jahre 1945 hat im Wiederaufbau Prof. Klaus Arnold, Karlsruhe, im Jahre 1967 dem Langhaus die Kunstverglasung gegeben. Die weitgespannte Thematik will eine Aussage an die hörende Gemeinde sein: Die kommende Schöpfung Gottes und ihre Auferstehungsherrlichkeit (südliches Obergadenfenster und Mittelfenster des südlichen Seitenschiffes) gibt der jetzigen Schöpfung dieser Erde (nördliche Obergadenfenster) durch das Schöpfungswort Gottes freudige Erwartung des kommenden Menschensohns (die beiden Fenster im nördlichen

Seitenschiff). Das Tiefblau und Rot der Fenster will Ausdruck der treuen Verheißungen Gottes sein. Was in gotischen Kirchen andernorts die bunte naturhafte Bemalung des Gewölbes vermittelt, das will hier in den Fenstern durch farbliche Leuchtkraft und Auflösung des Naturhaften in „reine Form“ zum Ausdruck kommen. Eine Weltzugewandtheit, die die Erkenntnis der Auferstehungswelt Gottes in die natürlichen und geschichtlichen Vorgänge dieser Welt überträgt. Denn Gotik ist nicht die asketische Abkehr vom Geschöpflichen, sondern umgekehrt eine Aufforderung, am Werk der Schöpfung Gottes mitzuarbeiten. Der Mensch lebt die Freiheit der Kinder Gottes, der den Mut hat, die Zwänge der „Schemata“ dieser Welt abzulegen.

Die Buntfenster des Brauttors (nördliches Seitenschiff) mit ihrer abstrakten Figurik des Vogels, der Lilie und des Raben sagen das aus, was in der Bergpredigt (nach Evangelist Lukas) verkündigt wird: „Sorget nicht!“

Die gesamten Kunstfenster des Langhauses sind somit auf das besondere Charakteristikum ihrer Architektur abgestimmt, nämlich die Schwere der Wandflächen durch die Breite frühgotischer Fenster zu entlasten.



Die Verklammerung von Romanik und Gotik im Gesims des südl. Westtores

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim



Die Rose im Zifferblatt einer Uhr

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

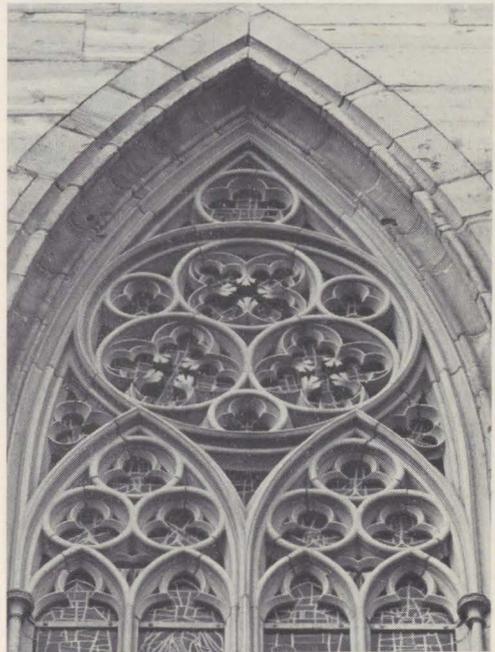
Ein *Anhängsel an St. Michael*, angesetzt an das nördliche Seitenschiff, ist eine Polygonalkapelle, die sog. Margaretenkapelle. Drei Wasserspeier am Dachgesims außen zeigen folgende Skulpturen: Einen Juden mit Rabbinermütze, Lamm- und Widder als Opfertiere jüdischen Gottesdienstes. Auf der Spitze der Dachfiale sitzt eine kleine Marien- bzw. Margaretenfigur. Sie weist auf eine stadtgeschichtliche Begebenheit um ca. 1260 hin. Der Dominikanerorden berichtet von einem Ritualmord, dem ein siebenjähriges Bürgerkind Margarete zum Opfer gefallen ist.

Die Juden sollen die Urheber sein. Volkstümliche Legendenbildung späterer Zeit erklärt dies als Anlaß für die Errichtung einer Kapelle. Viel näher liegt jedoch die Deutung, daß der jüdische Gesetzesgottesdienst mit seiner Art der Anbetung im christlichen Gottesdienst seine Erfüllung findet. Schon in der Bibel selbst (Hebräer-

brief) finden wir solche Deutung präfiguriert. Im Gedenken an die Geschichte des Zweiten Weltkrieges und das schwere Leid, das sie über die Bevölkerung Pforzheims bringt (Zerstörung am 23. Februar 1945), hat Prof. Arnold den Fenstern in ihrer Kunstverglasung die Botschaft des Propheten Jesaja zugrunde gelegt: „Tröstet mein Volk, redet mit Jerusalem freundlich!“ Farbe und Linie bekräftigen im Leitmotiv des Sternes die treue Verheißung Gottes an sein wanderndes Volk.

Der *nördliche Diagonalchor* übersetzt durch die Kunstverglasung seiner spätgotischen Fenster Erinnerungen der Stadtgeschichte in unsere Zeit: Die Verleihung der Marktrechte an Pforzheim durch den Markgrafen Rudolf IV., das Flößer- und Goldschmiedegewerbe, das Bildnis Reuchlins, des großen Humanisten.

Der *südliche Diagonalchor* mit seinem reich gegliederten gotischen Maßwerk besonders



Das Prachtfenster im nördl. Diagonalchor

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim



Wasserspeier an den Streberpfeilern des südl. Mittelschiffs

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

des „Prachtfensters“ dient heute als Taufkapelle. So ziert die Kunstverglasung die Darstellung der Taufe Jesu und die Eingliederung des Menschen in das Volk Gottes.

Beide Diagonalchöre hat in restaurativer Anpassung an die Spätgotik Kunstmaler Valentin Feuerstein in den Jahren 1963-64 gestaltet.

Der letzte Bauabschnitt fällt in die Jahre zwischen 1460 und 1480. Der Papst zu Rom gewährt dem Markgrafen Karl I. im Jahr 1460 die Errichtung eines *Kollegiatstifts*. Zwei Meter höher als der romanische Westteil liegt der Boden des *Stiftschors*. Dadurch entsteht die Stufung im Kircbau. Der markgräfllich badische Baumeister Hans Spryß von Zaberfeld plant und führt den Bau durch. Ein riesiger Innenraum, kahl, nur von sieben schmalen gotischen Fenstern belichtet, gibt heute dem Beschauer den Eindruck, wie der Ruhm der Welt ver-

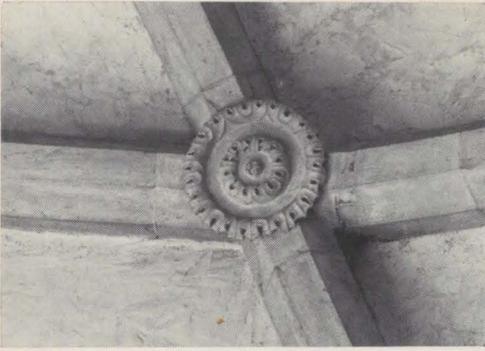
geht. Die Kunstverglasung durch Prof. Carl Crodel bietet in bildhafter Darstellung von Nordost nach Südost: Die Auferstehung der Toten-gebeine durch den Atem des Geistes Gottes (aus dem Propheten Hesekiel), die vier apokalyptischen Reiter, die Stadt Gottes als das neue Jerusalem im Himmel, Christus als das für uns geopfert Lamm Gottes (aus der Offenbarung des Johannes), der Leidensweg Christi mit den Marterwerkzeugen und zuletzt oben das geöffnete Grab des Auferstehungsmorgens.

Von dem gewaltigen Netzgewölbe ragt im zweiten Schlußstein von Osten her ein langer Hängezapfen in den Raum, ein Virtuosenstück der Spryß'schen Steinmetzkunst. Dem gesamten Innenraum ist von außen her ein riesiges Satteldach übergestülpt, das in unförmiger Silhouette die gesamten übrigen Bauteile von St. Michael überragt.



Kapitelle mit flachanliegendem Blattwerk

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim



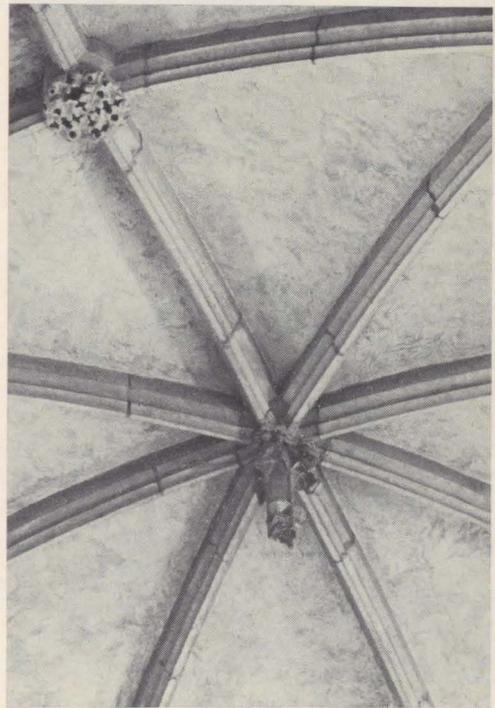
„Der Kranz als Motiv des Sieges trägt den Unterwegscharakter der Kirche“.

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

Der breite *Lettner*, der sich sperrend zwischen Chorquadrat und Stiftschor legt, sammelt den Blick des Betrachters, wie wenn ein breiter Wasserstrom in ein enges Flußbett gefaßt wird. Drei Spitzbogentore gewähren Durchgang. Im Lettner haben wir ein Schmuckstück der Spätgotik aus dem Jahre 1460 bis 1470 vor uns. Zu Füßen des Lettners liegt nach Osten zu im Stiftschor die *Tumba* des Markgrafen Christoph und dessen Gemahlin Ursula von Rosenfeld (1438—1445) mit Löwe und Jagdhund zu Füßen der beiden. Von der breiten Brüstung des Lettners mit seinem gleichförmigen Fischblasenmaßwerk grüßt ein in Stein gearbeitetes Zifferblatt einer Uhr. Südlich am Lettner trägt eine über einem Spitzbogen ruhende Treppe den Fuß des Beschauers an die Tür, die zur Reuchlinkammer führt. An der Südwestkante des Lettners, der in das ältere Chorquadrat ragt, steht auf einer mit Ast- und Laubwerk geschmückten Konsole die Skulptur des Apostels Petrus. Ein Blattschild zeigt in den beiden aus dem Wasser emporspringenden Fischen den Beruf des Apostels an: „Menschenfischer“. Petrus liest in einem aufgeschlagenen Buch. Lettner einschließlich ihrer Skulptur werden dem Baumeister Hans Spryß zugeschrieben.

Grabdenkmäler (sogen. Epitaphien) finden sich reichlich an den Wänden von St. Michael. Eines unter ihnen ragt durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit besonders hervor (nördlicher Diagonalchor). Der Kanzler Achtsynit, Sohn eines Freiburger Universitätsrektors, Verwaltungsjurist am Hofe Karls II. hat sich hier ein würdiges Andenken errichtet. In der Reformationsgeschichte Badens findet er dadurch Erwähnung, daß er im Jahre 1556 in der Markgrafschaft Baden-Durlach die Umstellung von der mittelalterlich christlichen Verkündigungs- und Ständeordnung in die durch Luther eingeleitete neue evangelische Ordnung durchführt.

Markgraf Karl II. blickt majestätisch mitten an der Ostwand des Stiftschors von seiner Gedenkstätte uns an. Die beiden „charmanten Hofdamen“, seine beiden Gemahlinnen Kunigunde von Brandenburg



Der Hängezapfen im Stiftschor

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim



Im Vordergrund die Tumba des Markgr. Christoph und seiner Gemahlin Ursula von Rosenfeld

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

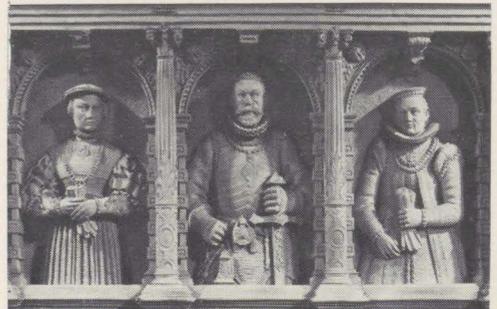
und Anna von Veldenz zeigen den ganzen Modereichtum damaliger Gewänder. Die Nordostwand des Stiftschors füllen die mächtigen Vollplastiken der Söhne Karl II. Die „feindlichen Brüder“: der konfessionell-kämpferische Friedrich Ernst (gestorben 1604) und der feinsinnige, humanistisch-ausgleichende Jakob III. (gest. 1591) liefern die ganze Bewegtheit in den Auseinandersetzungen damaliger Zeit.

Der Geist der Renaissance mit seinem manieristischen Stil ist Ausdruck der Krise und des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Davon zeugen die Gedenkstätten. Die Wurzeln solchen manieristischen Stils reichen bis in die Gotik zurück. Das Gegensätzliche wird gesetzt, um eigene Stellungnahme herauszufordern. Natur und Bändigung durch die Form stehen so unvermittelt beieinander, daß sie im Beschauer den Reiz der Deutung wecken.

Auf dem langen Wege der Baugeschichte von St. Michael finden wir im Spannungsfeld zwischen Romanik und Spätgotik den manieristischen Stil als Ausdruck der Kultur- und Geistesgeschichte der zweiten Hälfte des Mittelalters und ihrer Übergangsstimmung. Die gesellschaftspolitischen Veränderungen seit dem Ende des 12. Jahrhunderts spiegeln sich in ihm: Der Neuaufbau der Städte, die Anfänge bürgerlicher

Kultur, die neue Geldwirtschaft, die Vorzeichen für die Auflösung eines feudalistischen Systems. Der Naturalismus der Gotik wird hineingezogen in polyvalente stilisierte Ausdrucksformen: ein Ausdruck sowohl der Lebensbedrängnis und Verunsicherung als auch der Zuflucht in strukturierte Ordnung. In seiner Zeitbezogenheit ist es, wie ein Stück von uns.

Zwei Skulpturen des Bauwerks bestätigen das soeben Gesagte. Es sind die beiden Wasserspeier, die von den Strebepfeilern des südlichen Mittelschiffs zur Innenstadt hin schauen. Als essayistische Randbemerkungen zum Sprachstil des steinernen Buches St. Michael wollen sie verstanden sein. Wie urzeitliche Monstren muten die beiden Wasserspeier an. Jeder Deutungsversuch mit dem Mittel eines „naiven“ Sehens und Erkennens scheitert an ihnen. Nur der Geist des manieristischen Stils der Spätgotik öffnet die Tür, durch die wir den Sinn der Zwittergebilde erahnen. Der Betrachter gehört mit hinein in die Deutung. Denn die Skulptur als solche erreicht nur dann ihre Absicht, wenn in eigener Mitarbeit neue Horizonte des Schauens entstehen. Die Welt wird nicht einfach hingenommen, wie sie ist. Nur durch die Mitbeteiligung des Betrachters wird die Welt erst entdeckt, neu gesehen und entsprechend



Epitaph des Kanzlers Achtsynit mit seinen beiden Frauen, lk. Elisabeth von Jestetten, rechts die Pforzheimerin geb. Gößlin

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim



Die feindlichen Brüder und Söhne des Markgrafen Karls II., der feinsinnig, wissenschaftliche Jakob III.
Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

gestaltet. Was für die Sprache die Metapher bedeutet, ist hier im gestaltgewordenen Dualismus einer naturalistischen Symbolik die Widersprüchlichkeit, die bis zum Äußersten vorangetrieben wird. Der Beschauer wird geradezu gezwungen, den nachforschenden Weg in die Zukunft zu beschreiten. Denn für den manieristischen Stil wird der Mensch zwischen Gott und Welt nur so geortet und entschlüsselt.

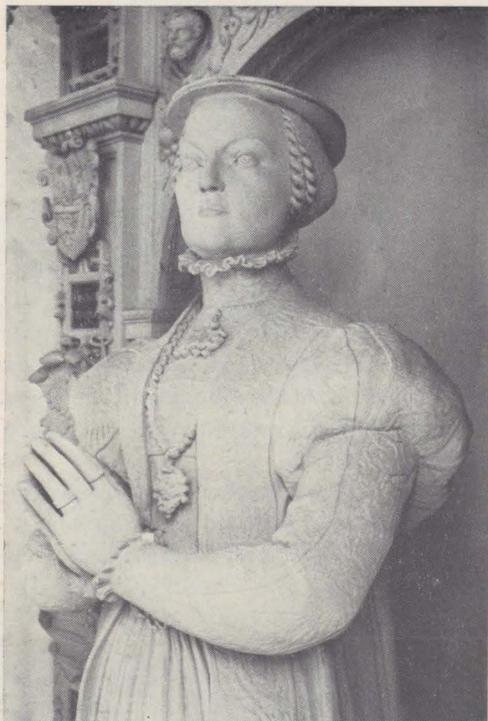
Die westliche Skulptur am linken Strebe- Pfeiler des südlichen Mittelschiffes wird in „Kunstdenkmäler“ der Stadt Pforzheim (hrsg. 1939, S. 105) als ein „katzenartiges Gebilde“ umschrieben. Genau beschen handelt es sich um eine chimärenhafte Tier- Menschgestalt. Der Unterleib ist krokodil- förmig wie die Haut eines Alligators, der

im Schilfwasser liegt. Die Erinnerung an das mythische Urchaos wird im Beschauer geweckt. Vielleicht liegen auch Gedanken- assoziationen vom Durchzug des Volkes Israels durchs Rote Meer vor. Das Haupt weist menschliche Züge auf: Aufmerksam hörende, spitz nach oben gezogene Ohren, kugelförmig stauende Augen und halb- geöffneten Mund, eine gespannt lauende Körperhaltung, kurz vor dem Zugriff. Die ganze Gestalt scheint nur auf ein Geschehnis zu warten, das durch ein Wort von außen her ausgelöst wird. Die Erwartung des Kommenden lebt schon in der geschauten Erfüllung.

Ordnen wir die Skulptur in den Zusam- menhang jüdisch-christlicher Heilsgeschichte ein, so ist hier das religionsgeschichtliche Motiv des uralten Schöpfungsmythos be-



„Die feindlichen Brüder und Söhne des Markgr. Karls II., der konfessionell-streitende Friedrich Ernst.“
Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim



Kunigunde von Brandenburg

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

rührt: Das Chaos wird durch das Schöpferwort eines Gottes geordnet. Der Schöpfungsbericht der Bibel liegt in derselben Linie. Die Aussage heißt: „Ich bin der Herr dein Gott“ — der Schöpfer Himmels und der Erden.

Die *östliche Skulptur am rechten Strebepfeiler* des südlichen Mittelschiffs wird in „Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim“ (S. 105) sprachlich nachgezeichnet als „eine groteske Figur mit Froschgesicht und kleinen froschenkelartigen Armen“. Sehen wir genauer hin. Ein menschliches Angesicht sieht uns hilflos an: Geplagt, geängstigt, mit einfältig unbeholfenem Gesichtsausdruck eines ausgeweglos Unterdrückten, der schmerzhaft schiefgezogene, entsetzt geöffnete Mund, der stumme Laute ausstößt. Eine stumpfe, nach oben gezogene Nase und die Augen,

die kurzsichtig zur Nase hinschielen, lassen uns an der ganzen Verunsicherung und Verzweiflung des Menschen teilnehmen. Irgendwie fällt uns das Wort des Apostels Paulus aus seinem Brief an die Gemeinde zu Rom ein: „Wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?“ Wiederum gibt uns der Blick in die jüdisch-christliche Heilsgeschichte eine Antwort: „Ich bin der Herr dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland aus der Knechtschaft geführt habe“ (2. Mose 20, 2).

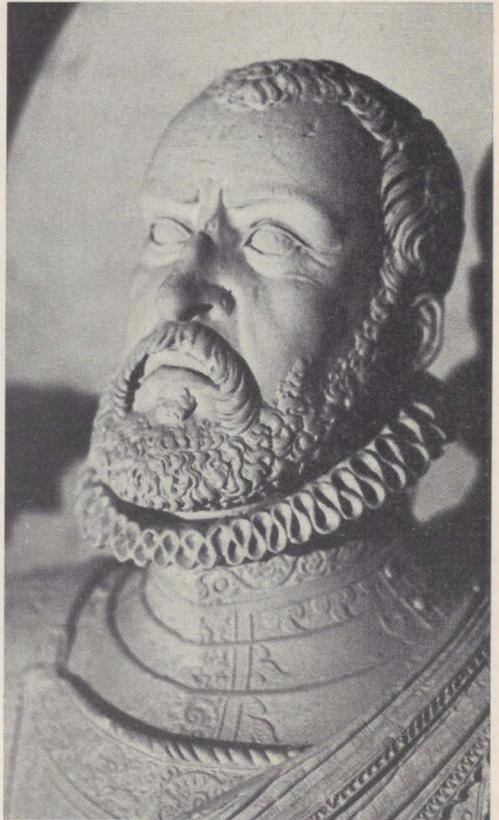
Beide Skulpturen atmen den Geist eines spätgotischen Manierismus. Vielleicht ist der Steinmetz ein Schüler des berühmten Baumeisters des Langhauses, des sogen. „Paradiesmeisters“. Die Skulpturen nehmen voraus, was wir drei Jahrhunderte später wieder im sprachlichen Bereich bei den Lemuren des Shakespeare'schen „Sommernachtstraums“ finden.

Eine weitere interessante Skulptur schmückt die Brüstung des Lettners nach Osten zu: *Eine blühende Rose im Zifferblatt einer Uhr*. Der Baumeister des Stiftschors Hans Spryß von Zaberfeld hat sie im Jahr 1470 gefertigt. Was sagt das Symbol der Rose? In der Zeit des Spätjudentums wie auch in den ersten christlichen Jahrhunderten ist es bekannt. Ein französischer Gelehrter René Gilles deutet die Symbolik in seinem Buch „Le sybolisme dans l'art religieux: „Die Rose ebenso durch ihre Form als durch ihren Geruch eignet sich besonders als Symbol der vollkommenen Harmonie und entfaltet sich unter den Erwählten.“ Ein Weihnachtslied aus dem 15. Jahrhundert besingt im Anschluß an den Propheten Jesaja die Rose: „Es ist ein Ros entsprungen“. Die Rose als ein Symbol will eine Verbundenheit feststellen, die zwei getrennte Wesen ineinanderfügt. Für die jüdisch-christliche Vorstellungswelt ist darum die Rose das Symbol der treuen Bindung Gottes an sein Volk.

Im zweiten bis vierten Jahrhundert benutzen die Kirchenväter bis hin zu Augustin die Rose als Symbol in der Verbundenheit Gottes mit der gesamten Schöpfung. Gestirnbilder, Morgen- und Abendstern, Sonne und Mond werden nun dem Symbol der Rose zugeordnet. Uralte Astralkulte und ihre weltanschauliche Vorstellung wird durch das Symbol der Rose auf den christlichen Glauben bezogen.

Das Symbol der Rose ist das Band, durch das Gott seine Verheißung um sein Volk schlingt. Letztlich wird so Christus zum „Band des Friedens“ und das Symbol der Rose wird auf Christus hin gedeutet. Das Zifferblatt mit seiner Zwölfstundenzahl weist auf die Zwölferzahl seiner Erwählten hin: 12 Patriarchen, 12 Apostel, 12 Tore der Stadt Jerusalems (Offenbarung des Johannes). Der Blütenkelch der Rose strömt seinen Duft aus an die Auserwählten. Sinnliche Vorstellungsgelalte, wie sie die Worte des Apostel Paulus aus dem 2. Korintherbrief ebenfalls enthalten: „Wir sind ein guter Geruch Christi, ein Geruch des Lebens zum Leben“. So finden wir die Rose als Symbol, in Gold gemeißelt in der Hand des Papstes, oder sie wird im Mittelalter durch schöpferische Gestaltung der Baumeister zu einer großartig angesetzten steinernen Zentralfigur der Kathedralen.

Rose und Zifferblatt des Lettners sind in eine runde Uhrenform eingebettet. Die Zeit ist noch Gottes Zeit und wird in ihrem didaktisch-ethischen Zeitbegriff angenommen. Erst ein Jahrhundert später (ca. ab 1570) verlagert sich der Zeitbegriff in die profane irdisch-rationale Sonnenuhrzeit und



Markgr. Karl II an der Ostwand des Stiftschors.

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

deren Vergänglichkeit. Hier im Jahre 1470 hat die Zeit noch ihren Anspruch an den Menschen aus der Heilsgeschichte Gottes: „Meine Zeit steht in deinen Händen“.

Das Bauwerk St. Michael hat uns somit in die ganze bewegte Übergangszeit des ausgehenden Mittelalters hineingeführt. Der Mitte des 20. Jahrhunderts ist es darin sehr wesensnah.

Die Pforzheimer Tumba

Gedanken zu einer Zeitenwende

Von Werner Pletscher, Niefern

Wenn man den Chor der Pforzheimer Schloßkirche betritt, bietet sich einem ein harmonisches Bild. Den Mittelpunkt des hochgewölbten Raumes bildet eine Tumba, das Grabmal des Stammelternpaares des Hauses Baden, der Linie Pforzheim—Durlach, des Markgrafen Ernst und der Markgräfin Ursula, geb. v. Rosenfeld. Den Sockel des Sarkophags schmücken die Ahnenwappen der Beiden, weisen damit gleichsam hin auf die lange Kette von Geschlechtern vor ihnen. Rings an den Wänden aber stehen die prunkvollen Epitaphien, geschmückt mit mächtigen Rittern und edlen Frauen: Die stolze Nachkommenschaft. — Wirklich eine Stätte würdevoller Ruhe und sicher ganz im Sinne des Markgrafen Ernst, der Pforzheim zur Grablege seines Hauses bestimmt hatte.

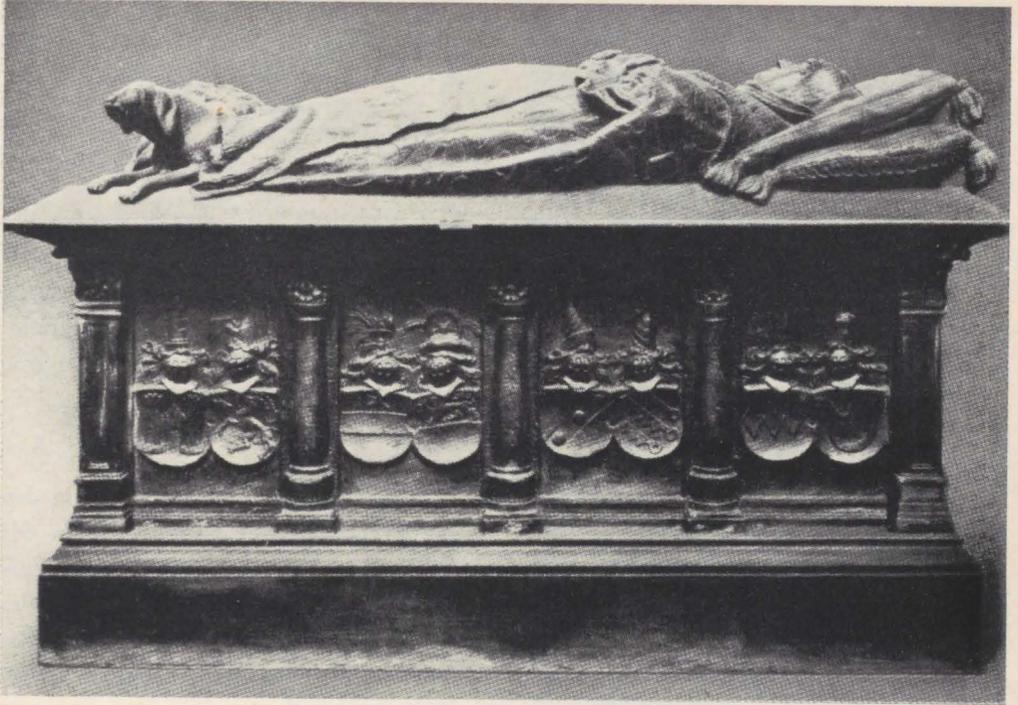
Aber wie so oft, sieht auch hier die Nachwelt das verklärte Bild einer Vergangenheit, die einst leidenschaftliche Gegenwart war. Der Plan des Markgrafen, an so hervorstechender Stelle für sich und Ursula v. Rosenfeld eine gemeinsame Grabstätte zu errichten, war eine Provokation.

Die Ehe des Fürsten mit einer nicht ebenbürtigen Frau, einem Hoffräulein, hatte viel Aufsehen und besonders unter den Reichsfürsten Unwillen erregt. Unter diesen gab es manche, die mit dem Gedanken spielten, diese Ehe politisch gegen Markgraf Ernst auszunützen. Nun, soweit kam es nicht. Ernst setzte es durch, daß seine Frau als legitime Fürstin an seiner Seite respektiert wurde. Dies bedeutete schon etwas für Ursula v. Rosenfeld. Wir kennen von festlichen Veranstaltungen des badischen Hofes jener Zeit, zu denen der Adel des Landes ge-

laden war, die Tischordnungen. Darin sehen wir, daß den Rosenfeld Plätze an den unteren Tischen zugewiesen waren. Und jetzt saß eine aus ihrem Geschlecht ganz oben, an der Seite des Fürsten.

Eine neue Zeit war angebrochen. Schließlich deckte schon längst der grüne Rasen den strahlenden Kaiser Maximilian, mit dem Markgraf Ernst, in jungen Jahren, noch ins Feld gezogen war und in dem man, Ende einer Zeit, den letzten Ritter sieht. Auch er war schon nicht mehr die unnahbare Majestät gewesen, wie die Kaiser vor ihm, die sich in den alten Domen die Kaiserloge bauen ließen, die sie vor den Blicken der gläubigen Gemeinde verbarg, weil diese nicht würdig war, zu sehen, wie der Kaiser in Demut sein Knie vor Gott beugt. Der galante Maximilian hatte keinen so weiten Abstand zu seinem Volke. Bei seinen Reisen durchs Land drückten ihn nicht nur die Sorgen des Reiches. Daneben beschäftigten ihn, um ein Beispiel zu nennen, Dinge, wie das Brieflein der scharmanten Frau v. Habsperg (einer Base der 3. Frau des Markgrafen Ernst), das ihn mit Vorwurf daran erinnerte, daß er anderen Frauen von ähnlichen Reisen schöne Purpurstoffe mitgebracht hatte. — Auch des Kaisers Ansichten waren also freiere geworden.

Trotzdem blieb diese Heirat für Markgraf Ernst eine schwere Belastung, vor allem im Zusammenleben mit seiner Familie. Es kam zum Zerwürfnis mit seinen Söhnen erster Ehe, Albrecht und Bernhard, die ihren Stiefbruder nicht als ebenbürtig anerkannten; ihre Mutter war eine Markgräfin von Brandenburg-Ansbach gewesen. Sie grollten



Seitenansicht der Tumba des Markgrafen Ernst.

ihrem Vater, obwohl er sie, 1537, in einem Erbvertrag, sehr bevorzugte, weil auch der Stiefbruder Karl ein bescheidenes Herrschaftsgebiet erhalten sollte.

So bedeutete der etwa 1545 gefaßte Entschluß, für sich und Ursula v. Rosenfeld, ein gemeinsames Grabmal zu errichten, eine bewußte Herausforderung. Albrecht, der älteste Sohn, war 1542 gestorben. Aber welche Kränkung war es für den ihn beerbenden Bernhard, daß der Vater bestimmte, daß auf dem Sarkophag, an seiner Seite, die verachtete Stiefmutter ruhen sollte, wo doch seine Mutter, aus fürstlichem Geschlecht, dem Lande den Erben der Dynastie geschenkt hatte.

Markgraf Ernst muß von seiner 2. Frau sehr beeindruckt gewesen sein und der Bau der Tumba war nicht lediglich eine Trotzreaktion. Ursula war 1538 gestorben und

Markgraf Ernst stand nach all diesen Jahren immer im Banne dieser Frau. In der Zwischenzeit hatte er eine 3. Ehe mit Anna Bombast v. Hohenheim geschlossen. Da war es ja gerade keine Aufmerksamkeit dieser Frau gegenüber, daß man, zu ihren Lebzeiten, ein Denkmal errichtete, daß ihre Vorgängerin an der Seite ihres Mannes darstellte.

Markgräfin Anna lebte nach dem Tode ihres Mannes zurückgezogen in Sulzburg, wo sie auch begraben liegt. Weder ihr Mann noch der Stiefsohn, Karl, entschieden, daß sie nach Pforzheim in die Ruhstätte der Familie überführt würde. Und eben das Grabmal der Anna Bombast v. Hohenheim hätte so gut in die Schloßkirche gepaßt, denn gerade dieses Geschlecht zeigt, wie überlebt der Streit im Hause Baden, wegen der Meinungsverschiedenheit über den Begriff Aristokratie war.



Tumba des Markgrafen Ernst und seiner 2. Gemahlin Ursula von Rosenfeld

Drei Hohenheimer stiegen damals zu fürstlicher Würde empor, Anna, die durch Heirat Markgräfin von Baden wurde, ihr Bruder Georg, Fürst von Heitersheim, dem als Großprior des Johanniterordens dieser Titel zustand und schließlich der von allen gering geachtete Theophrastus v. Hohenheim, genannt Paracelsus. Er, der von sich sagte: „Das ich in großer armuth erzogen und aufgewachsen bin... als einer der under der stiegen hat muessen ligen...“, den Markgraf Christoph, den er heilte, tief beleidigte, weil er seine Kunst nicht anerkannte. Ihn erhob weder Gesetz noch Machtakt in den Fürstenstand. Er tat es selbst. Für ihn galt

der Adel der neuen Zeit, der Adel des Geistes und so sagte er: „Ihr müßt mir nach... Ich werd Monarcha und mein wird die Monarchie sein und ich führe die Monarchie und gürtete euch eure Lenden!“

Der Adel des Geistes war neben den der Geburt getreten. Weil Paracelsus, als einer der ersten dieses neuen Adels so persönliche Beziehungen zum Hause Baden hatte (auch die Mutter der Markgräfin Ursula war eine Hohenheim), sei diese Abschweifung, als Schlaglicht auf jene Zeit, gestattet.

Kehren wir zum Schluß nochmals in den Chor der Schloßkirche zurück, in dem wir das Abbild der Beständigkeit und Lebenskraft eines Herrscherhauses sahen. Ist es wirklich nur dieses harmonische Bild, das wir sehen? Wohl ist die Tumba das Herzstück des Ganzen. Aber sie steht auch ganz allein, ja fast einsam im weiten Raume; isolierte Ruhstätte eines Menschenpaares, das sich über Konvention und Sitte hinwegsetzte, um ein eigenes Leben zu führen, dessen Ziel war, die Entfaltung des freien Menschen. Indem die Tumba zu einem Ärgernis ihrer Zeit wurde, wurde sie gleichzeitig ein Denkmal des sich von den Bindungen des Mittelalters lösenden Menschen.

Am 20. 1. 1553 starb Bernhard, der letzte Sohn aus der ersten Ehe des Markgrafen. Das schuf eine völlig neue Lage. Die beiden Söhne, die Markgraf Ernst soviel Kummer bereitet hatten waren tot. Als Alleinerbe blieb zurück, Markgraf Karl II., der Sohn der Ursula v. Rosenfeld, ein junger Mensch, der durch die Demütigungen seiner Stiefbrüder zum Thronerben reif geworden war. Der Lebensabend von Markgraf Ernst war von Sorgen überschattet. Er suchte nach einer

Erlösung, welche den Frieden zwischen seinen Söhnen herstellen könnte, aber er fand sie nicht. Jetzt hatte das Schicksal ihm die Aufgabe aus der Hand genommen. Sein Leben war erfüllt. Noch 17 Tage lebte er. Am 6. 2. 1553 folgte er dem Sohn in den Tod.

Nun wurde die Tumba zu mehr als Ernst es sich gedacht hatte. Sie war nicht mehr lediglich das Denkmal der Liebe zweier Menschen. Sie wurde jetzt erst das, was wir heute so selbstverständlich in ihr sehen: Der organische Mittelpunkt der Grablege des Hauses Baden.

Weißer Rosen

*Weißer Rosen lassen in dem Regen
Ihrer weichen Fülle zarte Pracht,
Hingestreut auf feuchten Wegen,
Hingewelkt in einer kalten Nacht.*

*Und ich stehe lang in tiefem Sinnen
Vor dem Bild des Jammers und der Not,
Fröstelnd schleiche ich von hinnen,
Achtlos tritt mein Fuß sie in den Kot.*

*Weißer Rosen an dem wilden Hage,
Ihr habt eures Daseins Sinn erfüllt,
Wenn an einem heiteren Junitage
Eines Herzens Durst ihr habt gestillt.*

Adolf Blösch

Das Schmuckmuseum Pforzheim im Reuchlinhaus

Von Fritz Falk, Pforzheim

Zusammen mit dem Heimatmuseum, dem Stadtarchiv, den Räumen des Kunst- und Kunstgewerbevereins und der Zentralstelle der Stadtbücherei bildet das Schmuckmuseum Pforzheim einen Teil des Reuchlinhauses, des kulturellen Zentrums der Stadt Pforzheim. Benannt nach dem größten Sohn Pforzheims, dem Humanisten Johannes Reuchlin, ist dieses Haus trotz seines erst neunjährigen Bestehens neben dem Stadttheater zum wesentlichen Träger des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens der Stadt geworden. Als über den engeren lokalen Raum hinauswirkende Institution mit den in ihrer speziellen Art einmaligen Sammlungen konnte sich das Schmuckmuseum Pforzheim in steigendem Maße große Beachtung sowohl der entsprechenden Fachkreise als auch des breiten Publikums erwerben. Siebzig- bis achtzigtausend Besucher jährlich sehen die ständigen und wechselnden Ausstellungen, die in dem von Manfred Lehbruck gebauten Gebäudekomplex veranstaltet werden.

Nachdem während des verhängnisvollen Luftangriffs, der am 23. Februar 1945 die Stadt Pforzheim traf, die relativ bescheidenen Städtischen Gemäldesammlungen nahezu vollständig zerstört worden waren, wurde es den Verantwortlichen klar, daß ein Wiederaufbau einer Gemäldegalerie sinnlos sei. Eine neue Kunstsammlung, aus dem Nichts anzulegen, würde die Möglichkeiten einer Stadt von der Größe Pforzheims übersteigen. Außerdem hat Pforzheim nie eine überragende Rolle in der bildenden Kunst gespielt, so daß auch von dieser Seite kein Anlaß zu einer neuen „Kunsthalle“ gegeben war.

Ganz anders verhielt es sich jedoch auf dem Gebiet des Kunsthandwerks, und hier besonders im Bereiche des Schmuckes.

Durch die seit mehr als zweihundert Jahren in dieser Stadt existierende Schmuck- und Uhrenindustrie ist Pforzheim wie kein anderer Platz prädestiniert für eine Dokumentation des Schmuckes von den Anfängen bis zur Gegenwart. Die frühe Empfehlung des damaligen württemberg-badischen Kultusministers Theodor Heuss, kultur- und kunsthistorische Zentren mit besonderer Berücksichtigung lokaler Schwerpunkte zu schaffen, war Hinweis und Bestätigung der Überlegungen, in Pforzheim als dem ehemaligen und wiedererstehenden Zentrum der deutschen Schmuckherstellung sich mit besonderem Augenmerk der Kultur und Geschichte des Schmuckes zu widmen.

Voraussetzungen für ein Museum dieser Art waren seit langem in Pforzheim gegeben; schon im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde hier alter Schmuck gesammelt. Zwar „weder im wissenschaftlichen Sinne noch zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern in der Absicht, Vorbilder und Anregungen zu praktischer Erzieherarbeit zu erhalten“⁽¹⁾. Die im Jahre 1877 gegründete Großherzogliche Badische Kunstgewerbeschule und der Kunst- und Kunstgewerbeverein legten Vorbildersammlungen an, die in erster Linie dazu dienen sollten, als Anschauungsmaterial die zeitgenössischen Entwerfer und „Mustermacher“ der Pforzheimer Schmuckwerkstätten zu „neuen“ Formen anzuregen. Diese beiden in der Vorstellungswelt des Historismus entstandenen Sammlungen wandelten bereits in

Bild rechts: Renaissance-Anhänger nach einem Entwurf von Hans Collaert. Gold, Diamanten, Perlen, transluzidem und opakem Email. Ende 16. Jh., Schmuckmuseum Pforzheim

Foto: Dipl.-Ing. Gerd Wipfler, Pforzheim



den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts ihren Charakter insofern, als mit dem beginnenden Jugendstil, ungefähr seit 1895, auch zeitgenössische Schmuckstücke aufgenommen wurden.

Fortlaufend wurden die Kollektionen ergänzt, zum Teil durch äußerst kostbare Exemplare, in der Mehrzahl jedoch durch Schmuckstücke, deren Wert als Vorbilder für die Industrie größer war als ihre kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung.

Als nach längeren Vorverhandlungen in den 30er Jahren schließlich im Jahre 1938 die beiden Sammlungen vereinigt im „Städtischen Schmuckmuseum Pforzheim“ als ständige Leihgaben zum ersten Mal der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten, mußte Rudolf Rücklin, der Verfasser des ersten kleinen Museumsführers, zugeben, daß die Aufstellung „sorgfältiges Ausscheiden von Minderwertigem“²⁾ erforderte und daß sich „mancherlei Lücken . . . in der Darstellung des geschichtlichen Ablaufs“ zeigten.

Nur drei Jahre dauerte die erste Phase des Pforzheimer Schmuckmuseums. Die Bestände mußten 1941 aus Sicherheitsgründen verlagert und geschützt werden. Auf diese Weise überstanden sie ohne jeglichen Verlust und ohne Schaden die völlige Zerstörung des Gebäudes, das dem Schmuckmuseum bisher als Unterkunft gedient hatte.

Die neuen Anfänge nach Beendigung des Krieges waren von Beginn an auf eine großzügige Lösung des nun wieder gestellten Problems „Schmuckmuseum“ ausgerichtet. Zwar konnten bis zum Jahre 1961 die Sammlungen nicht wieder öffentlich ausgestellt werden, doch die vorausschauende Planung zielte auf eine der Stadt Pforzheim mit ihrer spezifischen Industrie angemessene repräsentative Neugestaltung. So wurden außer den verschiedenen Plänen und Entwürfen für ein zu schaffendes eigenes Gebäude vor allem die Erweiterung der Museumsbestände innerhalb einer städti-

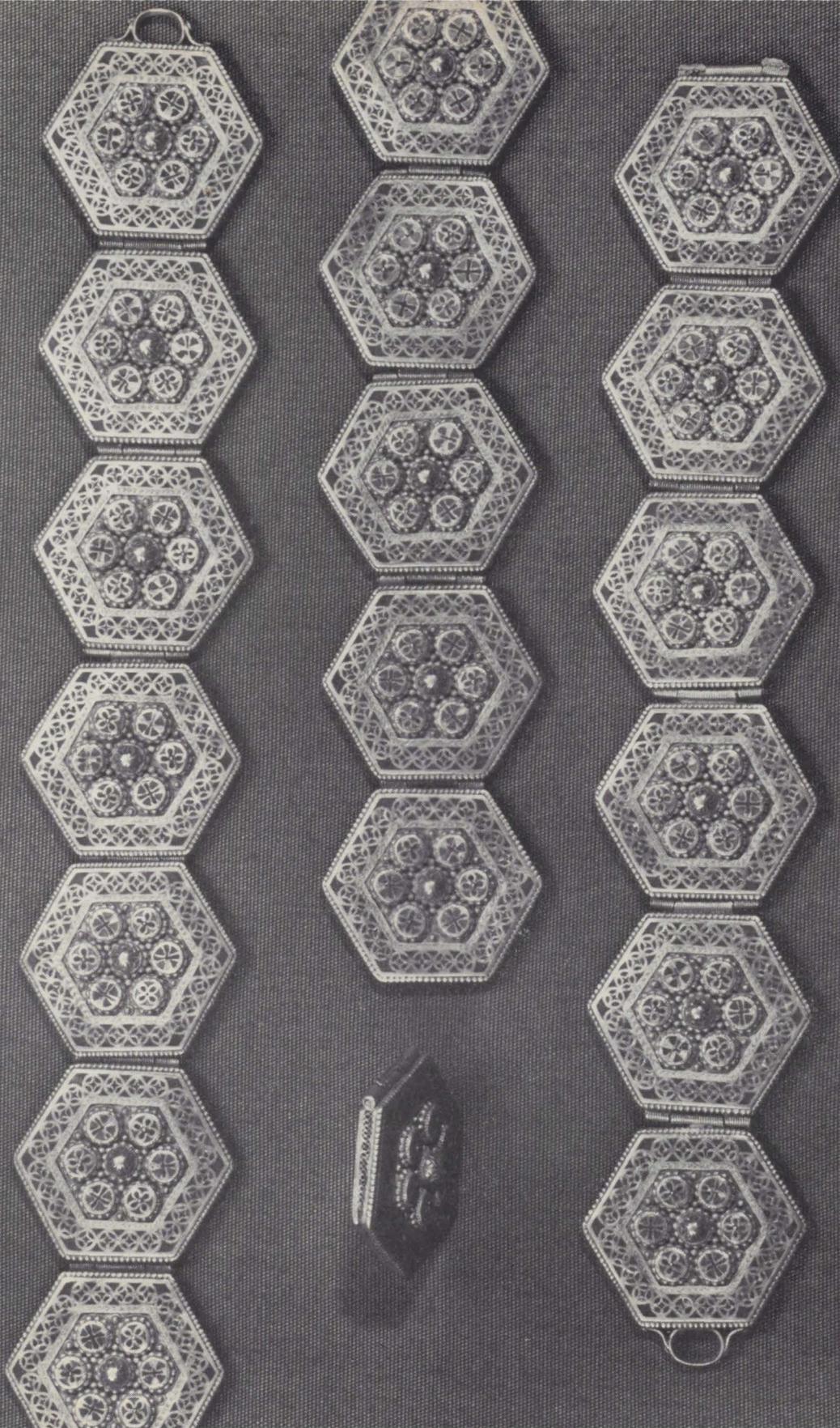
schen Sammeltätigkeit ins Auge gefaßt. Mehrere bedeutende Schmuckstücke, darunter die weltweit anerkannte Ringsammlung Battke I³⁾ und eine umfangreiche Schmuckgruppe aus dem kleinasiatischen Sardes, die im 4. Jh. v. Chr. entstanden ist⁴⁾, konnten noch vor Wiedereröffnung des Schmuckmuseums Pforzheim am 20. Oktober 1961 erworben werden.

Als auf ein spezielles Sammelgebiet, jedoch in dessen gesamter Breite durch alle historischen und geographischen Räume ausgerichtetes Fachmuseum ist das Schmuckmuseum Pforzheim einzigartig. Zwar existieren in vielen Museen Europas und Amerikas umfangreiche Schmucksammlungen, die auf besonderen Gebieten und in zeitlich begrenzten Epochen ungewöhnlich reichhaltig ausgestattet sind. So besitzen z. B. das Britische Museum in London und auch der Louvre in Paris, die Museen in Berlin, München und Neapel weit umfangreichere Bestände an antikem Schmuck aus griechischer und römischer Zeit, das Museo degli Argenti in Florenz und das Kunsthistorische Museum in Wien herrliche Renaissanceschmuckstücke; eine nahezu geschlossene Dokumentation der Geschichte des Schmuckes mit Beispielen vom 3. Jahrtausend v. Chr. bis zum Jahre 1970 jedoch dürfte einmalig auf der Welt sein.

Aus der Vielzahl der kleinen Kunstwerke — als solche dürfen die meisten der ausgestellten Schmuckstücke angesehen werden — seien einige besonders beachtenswerte hervorgehoben. Aus dem 6. Jh. v. Chr. stammen zwei etruskische Zierscheiben und eine Kette, die vor wenigen Jahren in Piombino, dem antiken Hafen der Etruskerstadt Popolonia an der Westküste Mittelitaliens gefunden worden sind. Nach An-

Bild rechts: Glieder eines byzantinischen Gürtels, Gold und Email, 10.—11. Jh., Schmuckmuseum Pforzheim

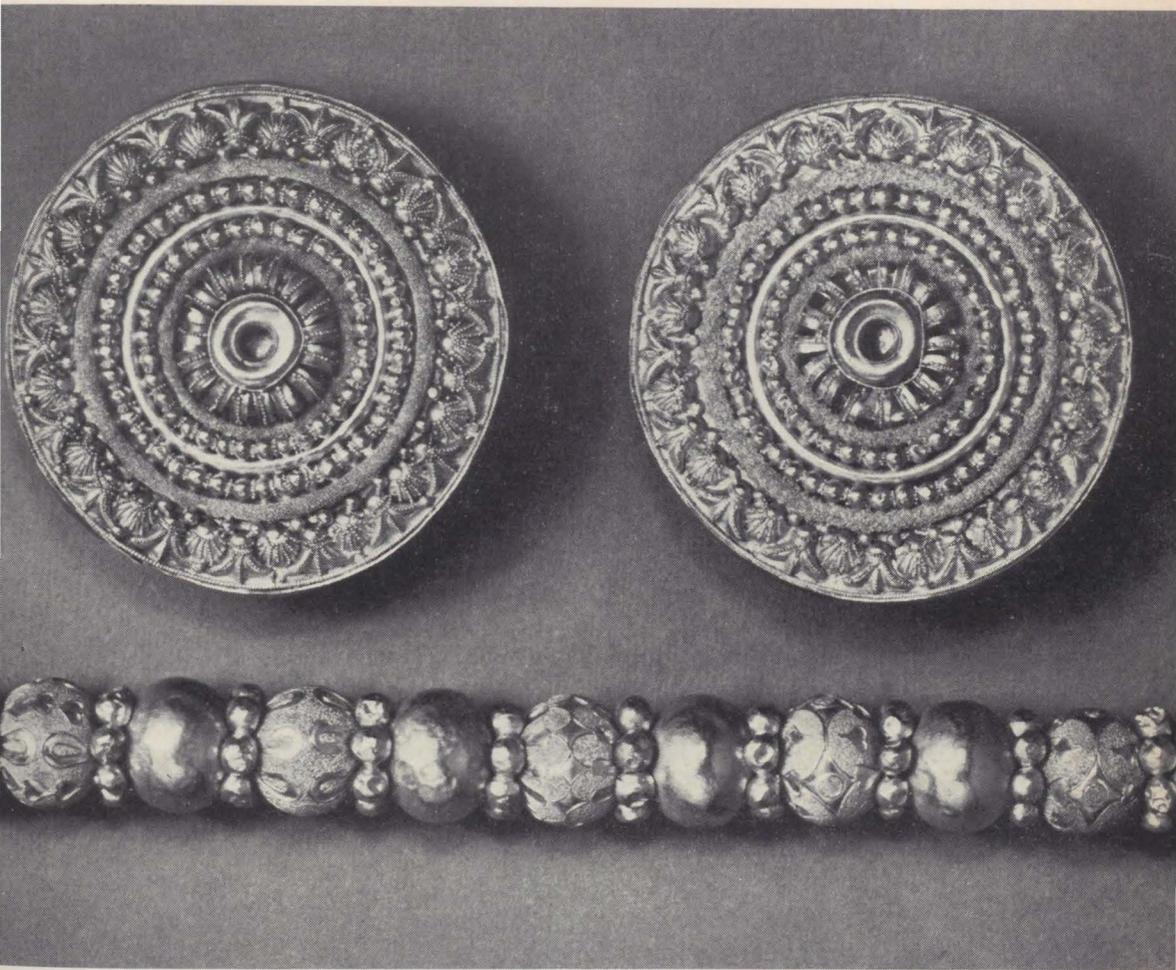
Foto: Dipl.-Ing. Gerd Wipfler, Pforzheim





Smaragd-Parure mit Diamanten und Perlen, Paris um 1780. Schmuckmuseum Pforzheim

Foto: Dipl.-Ing. Gerd Wipfler, Pforzheim



Etruskische Schmuckgruppe, Gold mit Granulation um 600 v. Chr.

Schmuckmuseum Pforzheim

Foto: Günther Meyer, Pforzheim

sicht des englischen Wissenschaftlers R. A. Higgins vom Britischen Museum in London handelt es sich bei derartigen Schmuckstücken um Ohrscheiben⁵⁾, die von besonders hochgestellten vornehmen Damen in Etrurien getragen wurden. Sowohl die Scheiben als auch jede zweite der großen Kettenkugeln erhalten durch die hervorragende Linien- und Streugranulation ihre überragende Bedeutung. Die Granulation, jene goldschmiedische Technik, bei der winzige Goldkügelchen auf eine Grund-

fläche aufgeschweißt werden, wurde, obwohl schon im 2. Jahrtausend v. Chr. in Ägypten bekannt, nirgends und nie wieder so großartig in künstlerischer und technischer Form gehandhabt wie im 7., 6. und 5. Jh. v. Chr. bei den Etruskern.

Die bereits erwähnte Schmuckgruppe aus Sardes in Kleinasien, in der englischen Fachliteratur bereits als „Pforzheim-Treasure“ bezeichnet, erhält ihre Bedeutung durch die Geschlossenheit des Fundes. Zwei Halsketten, ein Paar Ohrgehänge, ein

Skarabäusring, zwei Armreifen, ein zweiseitiger Totenkranz und eine Anzahl kleiner Gewand-Aufnähpättchen — sämtliche Teile aus hochkarätigem Gold — gehörten als Schmuckgarnitur einer adeligen Dame, die in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. in der griechisch-jonischen Kolonie Sardes lebte.

Ein griechischer Armreif⁶⁾ aus dem späten 4. oder frühen 3. Jh. wurde, wie in der Antike üblich, mit einem entsprechenden nicht erhaltenen Gegenstück am Oberarm getragen. Zwei goldene Schlangenleiber verbinden sich im Zentrum des Schmuckstückes zu einem sogenannten Heraklesknoten, der als apotropäisches Amulett bereits in Ägypten des 2. Jahrtausends v. Chr. bekannt war und sowohl in Griechenland als auch in Rom häufig in Erscheinung trat.

Von außerordentlicher Wichtigkeit in historischer und formaler Hinsicht ist eine Schmuckgarnitur aus dem byzantinischen Kulturraum, die vor wenigen Jahren in Saloniki ausgegraben wurde und in das Schmuckmuseum Pforzheim gekommen ist. Die Gruppe, die aus einem Gürtel, einem Armband, einer Halskette, einem Paar Ohrgehänge und einem Anhängerkreuz besteht, ist ausschließlich auf dem Grundelement Sechseck aufgebaut, das in unterschiedlicher Gruppierung, jedoch immer mit kleinen in sich gegliederten Kreisen geschmückt, die einzelnen Schmuckstücke der Gesamtgruppe formt. Die Technik, die Materialien (Gold und Email) und die „geometrische“ Formgebung lassen auf eine Entstehungszeit im 10. oder 11. Jahrhundert schließen.

Die deutsche Renaissance und der Manierismus sind in den Sammlungen des Schmuckmuseums Pforzheim mit einigen hervorragenden Beispielen schmuckkünstlerischen Schaffens vertreten. Ein Diamantkrenz, in der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden, geht in seiner Ornamentik auf die Nürnberger Kleinmeister, vielleicht

Virgil Solis, zurück, und der große „Drachenanhänger“ aus Gold mit Diamanten und Email wurde nach einem 1581 von Hans Collaert in Antwerpen herausgegebenen Kupferstichentwurf gefertigt.

In Paris wurde um 1780 eine große Smaragdparure — ein Halsschmuck mit passenden Ohrgehängen — geschaffen, die deutlich den Übergang vom Rokoko zum Klassizismus zeigt.

Erwähnenswert ist auch die reichhaltige Sammlung hervorragender Jugendstilschmuckstücke, vor allem aus Frankreich, wo Jules René Lalique als einer der bedeutendsten Goldschmiede des „art nouveau“ wirkte.

Einmalig, trotz der bedeutenden Kollektionen in London im Victoria and Albert Museum, ist die Ringsammlung des Schmuckmuseums Pforzheim. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Grundstein dafür gelegt durch den Erwerb der Sammlung Julius Heinrich Jeidels, Frankfurt; Paul Debo hat die bedeutendsten Ringe dieser Sammlung publiziert⁷⁾. Weltgeltung erlangten die „Pforzheimer Ringe“ jedoch erst durch den bereits erwähnten Ankauf von Battke I im Jahre 1954 und durch die 1963 möglich gewordene Erwerbung der Sammlung Battke II, die in verstärktem Maße Glanzstücke historischer Ringe enthielt. Die nun ungefähr 1200 Exemplare umfassende Ringsammlung des Schmuckmuseums Pforzheim ist wie keine andere Sammlung der Welt eine lückenlose Dokumentation des Schmucktypus „Ring“ der vergangenen vier Jahrtausende.

Von altägyptischen Ringen aus dem 14. Jh. v. Chr. — zum Teil Mumienringe und Grabbeigaben — und Ringen aus Luristan im persischen Hochland aus der Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. über Ringe aus der klassischen Antike Griechenlands und Roms, aus der Völkerwanderungszeit und dem Mittelalter, über Ringe aus Renaissance und Barock bis hin



Goldenes Ohrgehänge aus dem Sardes-Fund, griechisch, 4. Jh. v. Chr. Schmuckmuseum Pforzheim
Foto: Jul. Manias & Cie., Karlsruhe

zu Exemplaren des 19. und 20. Jahrhunderts mit neuesten Schöpfungen von 1969 reicht der Überblick, den man sich an Hand der Pforzheimer Ringsammlung über die „Geschichte des Ringes“ verschaffen kann. Es zeigt sich hier — ohne Übertreibung darf dies gesagt werden — daß die qualitativste öffentliche Ringsammlung der Welt, in ihren wichtigsten Teilen in jahrzehntelanger kenntnisreicher Sammeltätigkeit von Prof. Heinz Battke zusammengetragen, einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung künstlerischer und gesellschaftlicher Verhaltensweisen leisten kann. Die Sammlung Battke und die angeschlossenen Ring-Kollektionen anderer Herkunft tragen in weitem Maße zu der Geltung bei, die sich das Pforzheimer Museum in wenigen Jahren erwerben konnte.

„Das Schmuckmuseum Pforzheim hat sich die Aufgabe gestellt, neben der historischen Entwicklung des Schmuckes das goldschmiedische Schaffen der Gegenwart darzustellen. Es beabsichtigt deshalb, alle zwei Jahre einen internationalen Schmuckwettbewerb zu veranstalten und eingereichte Arbeiten ohne Rücksicht auf die Prämierung für die Sammlungen des Museums anzukaufen.“ Mit diesen Worten wurden im Jahre 1965 alle künstlerisch arbeitenden Goldschmiede des In- und Auslandes zum ersten Wettbewerb des Schmuckmuseums Pforzheim eingeladen. Mit großem Erfolg konnten bisher drei derartige Veranstaltungen durchgeführt werden. Teilnehmer aus der ganzen Welt einschließlich Japans und Israels trugen durch ihre Einsendungen an der erfolgreichen Durchführung bei.

International zusammengesetzte Preisrichterkollegien — Goldschmiede, Künstler und Kunsthistoriker aus allen Ländern Europas — wählten die nach ihrer Auffassung besten und unserer Zeit entsprechenden Schmuckschöpfungen aus der Vielzahl der Einreichungen aus. Die

Schmuckwettbewerbe des Schmuckmuseums Pforzheim haben sich auf diese Weise in der inzwischen großen Zahl ähnlicher Veranstaltungen einen hervorragenden Platz geschaffen. In erster Linie werden durch diese Wettbewerbe im Gegensatz zu den meisten anderen — die mehr kommerziell ausgerichtet sind — Goldschmiedekünstler angesprochen, deren Arbeiten als Unikate den Rang von Kunstwerken beanspruchen können.

— Ein weiterer Bereich in der selbstgestellten Aufgabe des Museums, modernen Schmuck zu fördern und darzustellen, ist die Durchführung von Sonderausstellungen. Große Beachtung fand im Jahre 1967 die Ausstellung „Schmuck 67 — Tendenzen“, an welcher sich 52 der bedeutendsten Goldschmiede von internationalem Ruf beteiligten. Die enge Verknüpfung des Kunsthandwerks mit der „großen“ Kunst kann sich bei derartigen Veranstaltungen auf oft verblüffende Weise ablesen lassen, wenn z. B. Schmuckstücke in Erscheinung treten, die pop- und op-art-Charakter haben bzw. kinetische Objekte sind. Immer neue Einzelausstellungen modernen Schmuckes stellen über die großen Gesamtschauen hinaus das Schaffen interessanter Goldschmiedepersönlichkeiten vor. Mit diesen Ausstellungen sind Ankäufe zur laufenden Ergänzung der modernen Sammlung des Museums verbunden.

Die andere, keinesfalls weniger wichtige Aufgabe des Schmuckmuseums Pforzheim ist die Pflege und Bearbeitung des historischen Schmuckes. Seit 1954 wurden von der Stadtverwaltung, die Trägerin des Museums ist, durch Bereitstellung von rund 1,4 Millionen DM sowie durch Geld- und Sachspenden aus Industrie und von privater Seite in Höhe von ungefähr 500 000,— DM die Möglichkeit geschaffen, wichtige historische Schmuckstücke anzukaufen und die oben zitierten Lücken in weitem Maße zu schließen. Die wissenschaftliche Bearbei-



Schlangenarmband, griechisch 4. Jh. v. Chr., Schmuckmuseum Pforzheim Foto: Günther Meyer, Pforzheim

tung der meisten Schmuckstücke steht noch aus, doch sind sich die Verantwortlichen bewußt, daß erst durch eine systematische Erschließung der reichhaltigen Bestände ihr kulturhistorischer Wert vollständig nutzbar gemacht werden kann.

Beziehungen zu anderen Museen des In- und Auslandes werden durch regen Austausch gepflegt. Besonders die Kontakte zu befreundeten Museen in der Tschechoslowakei sind seit Jahren immer wieder Anlaß zum Austausch historischer und moderner Schmuckausstellungen gewesen. Auch zur Goldsmiths' Hall der Worshipful Company of Goldsmiths in London bestehen seit langem gute Verbindungen, die sich in gelegentlichen wechselseitigen Sonderausstellungen dokumentieren.

Die Arbeit eines lebendigen Museums umfaßt die Pflege der aus der Vergangenheit auf uns gekommenen Güter auf der einen

und eine bewußt gegenwartsnahe Einstellung zur Moderne auf der anderen Seite. Die noch relativ junge Institution Schmuckmuseum Pforzheim wird weiter in diesem Sinne tätig sein, als Spezialmuseum zwar, doch ohne jegliche Einengung in ihrer Aufgabe des Bewahrens, Erschließens, Sammels und Darstellens.

Anmerkungen

1) R. Rücklin, Städtisches Schmuckmuseum Pforzheim, Führer, Pforzheim 1938, S. 1.

2) Rücklin, a. a. O.

3) Publiziert bei Heinz Battke, Geschichte des Ringes, Baden-Baden 1953.

4) Publiziert bei Berta Segall, Zur griechischen Goldschmiedekunst des 4. Jh. v. Chr., Wiesbaden 1966.

5) Vergl. R. A. Higgins, Greek and Roman Jewellery, London 1961, S. 138.

6) Publiziert bei Hoffmann-Davidson, Greek Gold, Mainz 1965, S. 178, Nr. 67.

7) Paul Debo, Alte Ringe, Pforzheim 1923.

Abendmahl in der Natur

*Schwer von Blüten schwankt der Ast im Winde,
Still während bietet er sich an,
Tausend Kelche voller Süße
Steh'n bereit zum großen Abendmahl.*

*Und schon schwirren Amors leichte Boten,
Schlüpfen aus den Bechern ohne Zahl
Und vollziehen ahnungslos das Wunder
Der Befruchtung in dem warmen Tal.*

Adolf Blösch

Edelsteine - Wunder der Schöpfung*)

Von Sylvia-Monica Schmager, Pforzheim

Vor Jahrmillionen begann das Wunder — als vulkanisches Eruptivgestein aus der Glut im Erdinnern emporstieg. Bei dem gewaltigen Umbildungsprozeß feuerflüssiger Materie zur festen Erdrinde kristallisierten sie unter ungeheurem Druck: die „Edelsteine“. Märchenschatz im Reich der Mineralien. Wunder der Schöpfung. Seit Jahrtausenden regieren sie — in der Gestaltung von kostbarem Gerät und Schmuck; blühende Farbtopfer, funkelnd von den Insignien weltlicher und kirchlicher Macht. Zeugen längst versunkener Kulturen und religiöser Kulte. Segnende und magische Kräfte zugleich wurden ihnen zugeschrieben. Und wer da glaubt, Prestigedenken sei ein spezielles Kennzeichen unserer „formierten Wohlstandsgesellschaft“, der tröste sich mit den alten Römern, die ihr Prestige höchst sichtbar zur Schau trugen . . . an den Füßen. Genauer: an der Fußbekleidung, die mit Perlen und Edelsteinen dicht besetzt war und vom Vermögen ihres Trägers kündete. Jahrhunderte später — 1669 — empfing Ludwig XIV. den türkischen Gesandten in einem Goldstoffanzug, bestückt mit Edelsteinen für 14 Millionen. Dergleichen dürfte selbst den „Schmuckdetektiven“ der Königin von England wahre Alpträume einjagen! Indessen — Auswüchse hat es zu jeder Zeit gegeben. Sie können nicht das Wunderbare des Wachstumsprozesses der Edelsteine — besser: der Mineralien — schmälern. Kristalle, die nach geheimnisvoller Gesetzmäßigkeit von der Natur gestaltet wurden. Mikroskopisch kleine Spuren dramatischer, Millionen Jahre zurückliegender Vorgänge vom Werden der Erde, das sind die „Einschlüsse“.

Die Verwendung von edlen Steinen zu Geräten und für Schmuck reicht bis in die Frühzeit der Menschheit. Die Goldschmiede-

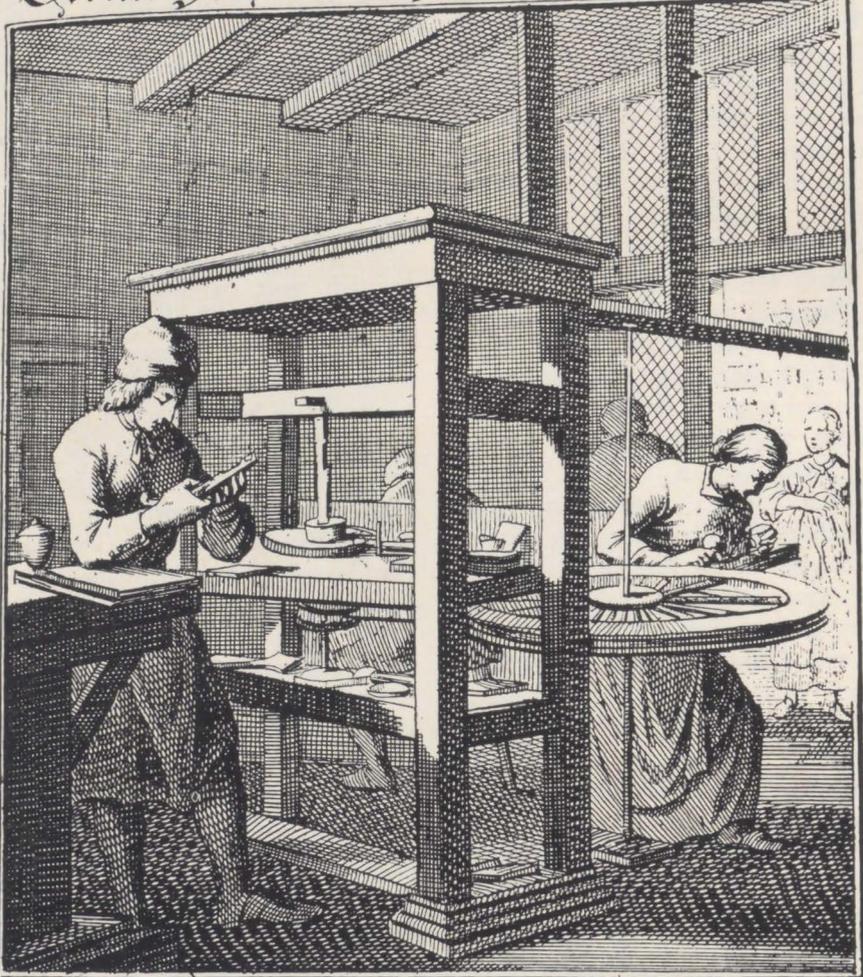
kunst kennt einmalig schöne Beispiele aus den verschiedenen Epochen. Edelstein-Geräte sind jedoch selten geworden. Heute werden größere Steine fast nur noch zur Ausschmückung von Sakralgerät bevorzugt und hier vor allem wegen der farbigen Bereicherung des Edelmetalles. Nicht mehr hinwegzudenken jedoch ist der Edelstein im Schmuckschaffen. Bis in unsere Gegenwart hinein hat sich trotz tiefgreifender, zeitbedingter Wandlungen der Zauber der Edelsteine erhalten. Nicht götterbezogen, nicht kultisch mehr, aber dem Wunder der Schöpfung verbunden und hervorgehoben als etwas Besonderes. Eine Kostbarkeit, die sich in der ganzen Welt größter Wertschätzung erfreut und die längst nicht mehr nur einer privilegierten Gesellschaftsschicht vorbehalten ist. Die Schönheit der Edelsteine ist der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden.

Jeder Stein hat sein Wesen, geprägt durch sein natürliches Wachstum. Geweckt aber wird es erst durch die Kunst des Schleifers, der dieses Wesen erkennen und einfühlsam herausarbeiten muß, um ihm sichtbare Gestalt zu geben.

Funkelnder Glanz und farbige Leuchtkraft auf der einen, Feinheit der Farbabstufungen und Zeichnungen auf der anderen Seite. Ein Beispiel unter vielen: Das „Feuer“ und die kristallklare Reinheit des Diamanten — die unendliche Vielfalt von Farbigkeit, Ornamentik und Form der Achatgruppe. So kennen Achate Motive, die zarten chinesischen Tuschezeichnungen oder kunstvollen persischen Miniaturen gleichen — gleichsam vom Leben dieser Steine „erzählend“.

Die Gemme, der erhabenen (Kamee) oder vertieft (Intaglio) geschnittene Stein, war als Technik bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. und noch früher bei den Ägyptern und Chi-

Der Steinschneider.
Geduldig sein, bringt Glanz und Schein.



Was hilft der edlen Steine Pracht,
der Menschen wie gestirnet macht,
wann sie in dunkle Taster sinken?
Weg mit dem Glanz der Eitelkeit!
Sorgt wie ihr mögt nach dieser Zeit,
Weiß schönere, als die Sonne blincken.

nesen bekannt. Im Mittelalter wurden die Steine „gemugelt“, d. h. mit Wasser und Sand auf harter Unterlage zu der ihnen bestimmten Form gerieben und mit angefeuchtetem Ziegenleder poliert. Ihr meist halbkugeliges Aussehen zeigte einen matt schimmernden Glanz — im Gegensatz zu der strahlenden Facettierung modern geschliffener Steine. Die hochgewölbte Form wird Cabochon genannt. Der Cabochonschliff, die verfeinerte Fortführung des „Mugelns“, und der Facettenschliff dominieren heute in der Edelsteinbearbeitung. Bis auf wenige Ausnahmen werden die „Einschlüsse“ im kommerziellen Gebrauch als wertmindernder Makel empfunden. Doch hat sich gerade auf dem Gebiet des gestalteten Steins in Schmuck und Gerät eine neue Entwicklung angebahnt. Ihre besondere Beachtung gilt eben diesen natürlichen Wachstumserscheinungen (Einschlüssen) des durchsichtigen Rohsteines und ihrem Einbeziehen in die Formgebung. Speziell für undurchsichtige Steine (z. B. Türkis, Koralle) ist der Cabochonschliff üblich; daneben aber auch für durchscheinende (z. B. Mondstein) und durchsichtige Edelsteine (z. B. für den sehr seltenen Sternrubin und -saphir). Beim Schliff durchsichtiger Steine bestimmt der Aufbau der Kristalle, in welchen Winkeln das Licht auftreffen muß, damit seine Brechung und Streuung Feuer und Farbe des Steins voll zur Geltung bringen. Übrigens, der Brillant ist nicht der Edelstein selbst, sondern die klassisch runde Schliffform des Diamanten, d. h. mit 32 Facetten und der Tafel am Oberteil (Vorderseite) und 24 Facetten am Unterteil (Rückseite). Die Kunst des Schleifens ist eine Wissenschaft für sich, denn für jeden Rohstein gibt es eine besonders günstige Schliffform. Allein dem Einfühlungsvermögen und dem Gestaltungswillen des Edelsteinschleifers oder

-schneiders (-graveur) — mit Unterstützung ausgeklügelter technischer Apparaturen — ist es gegeben, die naturgewachsene Schönheit des Steines hervorzuheben und zu vollenden.

„Gemmae“, das bedeutet im Lateinischen „Knospen“, „Edelsteine“; Gemmologie ist die Edelsteinkunde. Für den Wissenschaftler schlicht ein Mineral — im Schmuckschaffen ein kostbarer Edelstein, dessen Schönheit, Dauerhaftigkeit (nach Härtegraden eingeteilt, wobei der Diamant den absoluten Härterekord unter den Mineralien hält) und Seltenheit seinen kommerziellen Wert bestimmen. Für den Gestalter ist allein die Schönheit des natürlich gewachsenen Minerals, des Edelsteins, maßgebend. Kein Maßstab hingegen sind die „Halbedelsteine“, eine grundfalsche Bezeichnung, die immer noch fleißig herumspukt. Denn eine „halbe Natur“ gibt es nicht. Entweder es sind natürlich gewachsene, ohne künstliche Beeinflussung entstandene Mineralien — also Edelsteine — oder nicht. Der Diamant ist ebenso ein Edelstein wie z. B. der Amethyst, unabhängig von der unterschiedlichen Häufigkeit ihres Vorkommens und ihres Härtegrades. Zur Unterscheidung von den „großen Vier“ (Diamanten und Farbsteine Rubin, Saphir, Smaragd) ist nur die Bezeichnung „Schmuckstein“ für die übrigen Edelsteine möglich. Die vom Handel verwendeten Namen der Steine müssen mit den wissenschaftlichen Benennungen der entsprechenden Mineralien übereinstimmen, so schön auch die Fantasienamen klingen mögen: z. B. „Alaskadiamant“ statt Bergkristall; „Kaprubin“ statt afrikanischer Granat; „Madeiratopas“ statt Madeira-Citrin.

Edelsteine — leuchtende Blumen aus dem Reich der Mineralien. Sie sind die Krönung in der Gestaltung von feinem Goldschmuck und Juwelen.

Der Herzog läßt bitten . . .*)

Berühmte historische Diamanten in ihrer Nachbildung

Von Sylvia-Monica Schmager, Pforzheim

Selbstverständlich handelt es sich bei ihm, dem Herzog, um eine sehr illustre Persönlichkeit, die sogar in Karat aufgewogen wird. 137,37 Karat sind es genau. Name: Herzog von Toskana, auch der Florentiner genannt. Besondere Kennzeichen: einer der schönsten historischen Diamanten; kam 1745 in die Krone des Hauses Österreich; Schätzwert 750 000 Dollar. Leider hat er nur einen Fehler, der Herzog, er ist spurlos verschwunden! Es gibt ihn nur noch als „Zweitausgabe“, die zusammen mit den anderen Nachbildungen berühmter historischer Diamanten (bei den meisten befinden sich die Originale in Staats- oder Privatbesitz) in der Ständigen Edelsteinausstellung Schütt zu sehen ist. Die Nachbildungen sind aus Bergkristall, Citrin und Spinell. Der größte aller bisher bekannten Diamanten, der Cullinan, wurde 1905 in Transvaal gefunden. Rohgewicht: 3106 Karat. Farbe: reinweiß, fast blauweiß. Nach mehreren Schleifprozessen entstanden aus ihm neun große (Cullinan I—IX) und 96 kleinere Diamanten mit einem Gesamtgewicht von 1063,65 Karat. Cullinan I, mit 530,20 Karat der größte geschliffene (Pendeloque) Stein, schmückt das Zepter der englischen Königin. Grünlich ist der Koh-i-noor, der „Berg des Lichts“; einst im Pfauenthron der Großmogule, gehört er heute zum britischen Kronschatz. Ein blasses Blaugrün zeigt der Orlow; aus der Augenhöhle einer Hindu-Statue gelangte er auf abenteuerlichen Umwegen in das russische Zarenreich. Er wird heute im Moskauer Kreml aufbewahrt. Saphirblau ist der „glücklose“ Hope, kanariengelb der Tiffany . . . Namen über Namen, um die sich Geschichten, spannend wie Kriminalromane, ranken. Hier eine Kostprobe: Das Corpus delicti: ein Diamant

namnes Regent, alias Pitt, alias Millionär, gefunden 1701 in Indien; Rohgewicht: 410 Karat. Der Finder, ein indischer Sklave, bringt sich eine Wunde im Bein bei und verbirgt den Schatz unter dem Verband. Bei einem englischen Seemann tauscht er den Stein für eine freie Überfahrt und einen kleinen Geldbetrag ein. Doch unter mysteriösen Umständen geht der Sklave über Bord. Der Seemann gibt den Stein für 5000 Dollar an einen indischen Kaufmann ab. Dieser verkauft ihn an Thomas Pitt, den Gouverneur von Fort George in Madras, für die stolze Summe von rund 100 000 Dollar. 1710 gelangt der Stein nach England und wird in sieben(!) Jahren geschliffen. Der jetzige Schliff, einer der schönsten, der jemals an einem Diamanten vorgenommen wurde, hat zwei volle Jahre gedauert. Das Gewicht beträgt nunmehr 140,5 Karat. Abfall und Staub beim Schleifen erbringen allein fast 40 000 Dollar. 1717 erwirbt der Herzog von Orleans, Regent (daher der Name) von Frankreich, den seltenen Stein. Schätzwert: 675 000 Dollar. Als König Ludwig XV. gekrönt wird, funkelt der Diamant in der damals kostbarsten Krone Europas. Er wird auf 12 000 000 Francs geschätzt. 1792: Bei einem tollkühnen Einbruch in die königliche Schatzkammer verschwindet der Regent und mit ihm die beiden Diamanten Sancy und Hope. Später tauchen die Steine urplötzlich wieder auf. Die Ware ist anscheinend zu „heiß“ gewesen. 1796 erhalten deutsche Bankiers den Regent als Sicherheit für die Kosten von Kavallerieausrüstungen. 1798 wird der Stein an einen Amsterdamer Bankier verpfändet. Dort bleibt er bis zur Einlösung durch Napoleon im Jahre 1800. Anlässlich seiner Krönung als Kaiser läßt

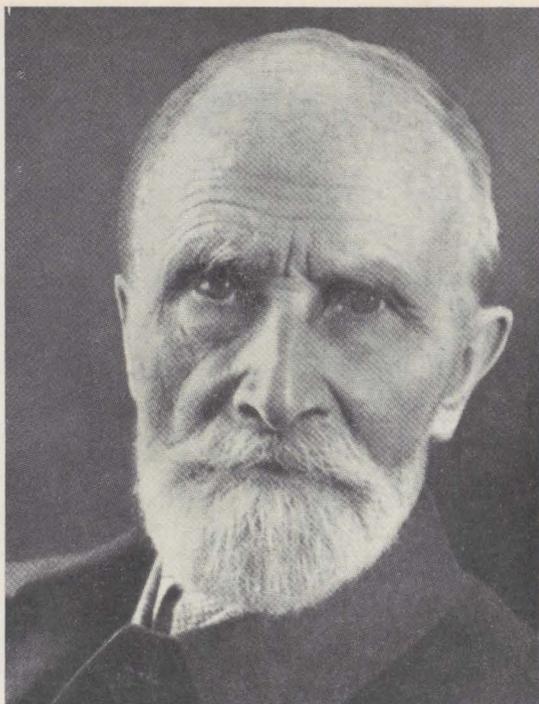
Nachbildung berühmter Diamanten



Napoleon sein Schwert mit diesem Diamanten verzieren. Nach des Kaisers Verbannung gelangt der Stein an Ludwig XVIII. Dieser muß 1815 fliehen, und weiter geht die Odyssee des Regenten, bis er schließlich wieder im Besitz der französischen Kronjuwelen ist und auch bei deren Verkauf — 1886 — als geschichtlich wertvoll behalten wird. Heute ist der Regent — diebstahlsicher geschützt — im Pariser Louvre der Allgemeinheit zugänglich. Seine kunstvolle Nachbildung aber, ebenso wie die seiner

anderen prominenten „Kollegen“, kann in der Edelsteinausstellung Schütt besichtigt werden. Sie wissen doch — der Herzog läßt bitten . . .

*) Anmerkung: Die beiden Aufsätze „Edelsteine — Wunder der Schöpfung“ und „Der Herzog läßt bitten . . .“ entnehmen wir dem Werksprospekt der Firma Robert Schütt Wtw., Pforzheim. Für die freundliche Genehmigung der Veröffentlichung, sowie für die leihweise Überlassung der dazugehörigen Klischees sagen wir der Firma verbindlichsten Dank.



Emil Strauß.

Emil Strauß - Leben und Werk

Von Friedrich Bentmann, Karlsruhe

Emil Strauß ist gebürtiger Pforzheimer, väterlicherseits entstammt er einer auf österreichisch-mährischen Ursprung zurückweisenden Musikerfamilie. Sein Großvater Strauß war vierzig Jahre lang als Hofkapellmeister am Karlsruher Hoftheater tätig. Seine Mutter, eine geborene Hepp, hat Vorfahren aus der Pfalz. Großvater Hepp war mit der Pforzheimerin Emma Dittler verheiratet. Diese hatte schwäbische Vorfahren, so daß sich in dem Dichter österreichisch-schwäbisches Blut mit fränkischem Blutserbe verband.

Die Mutter des Dichters muß eine schwierige Frau gewesen sein: jähzornig, trotzig,

unruhig und empfindlich, wie ein Gedicht von Emil Strauß bezeugt, während der Vater eine mehr dem Musischen, dem Sinnieren und Träumen zugeneigte Natur war.

So hat der Dichter von seinen Eltern stark gegensätzliche Anlagen mitbekommen, die wohl seine eigenen seelischen Spannungen und seine künstlerische Begabung bedingen: Einerseits seine schroffe, spröde Art, seine innere Widerständigkeit gegen alles ihm Fremde und andererseits seine Liebe zur Musik, zum grübelnden Durchdenken des Lebens, seine dichterische Einfühlung in Menschenbilder und Schicksalsbilder. Er

selbst schreibt über seine dichterische Produktion:

Es ist fast sonderbar: ich war und bin nicht mittheilhaft, nicht gesprächig, brauche keinen, der mir zuhört, ich sitze am liebsten schweigend da und lose, wie der Alemanne sagt, lausche, — wie komme ich dazu, schreiben zu wollen, obschon ich nicht einmal gern schreibe?

Ich habe Bilder in mir, scheinbar selbstständig lebende Menschenbilder, Schicksalsbilder, — ein Chaos leuchtender und tönender Bilder, und diese drängen zur Ordnung aus mir hinaus: sie tauchen aus einem Einfall auf, ich träume an ihnen herum, sie versinken wieder, sie steigen wieder auf, umfänglicher, völliger, farbiger, ich trage sie spazieren, und sie verlassen mich wieder, — so öfter, bis sie mir eines Tages rund und fertig erscheinen, und ich schreiben muß. Die Bilder sind aber — rund und fertig — nicht einfach mit meinem Worte zu fassen, es fällt mir schwer, sie auszusprechen, es dauert lange, bis ich zum Worte komme; oft ist mir, als müßte ich in unbekannte Sprache übersetzen, ich bringe es nicht zu Schreibgewandtheit wie andere, die einfach hinsitzen und loslegen. Wie oft mußte ich immer wieder den Anlauf nehmen und den Absprung verfehlen! . . . (Ludens)

Der Vater von Emil Strauß war Goldwarenfabrikant. Die Firma mußte jedoch in den Gründerjahren nach 1870 ihren Konkurs anmelden, und der Vater suchte zuerst in Karlsruhe, dann in Mannheim und schließlich in Köln ein anderes Betätigungsfeld. So kam Emil Strauß schon als zwölfjähriger Bub nach Karlsruhe, wo er das Humanistische Gymnasium besuchte. Trotzdem fühlte er sich seiner Vaterstadt sein Leben lang hindurch verbunden. Im Buch „Ludens“ hat er seine Erinnerungen an die Kindheit festgehalten. Er erzählt anschaulich vom Ausbruch des 70-iger Krieges als er

am Bahnhof seinem Vater half, den Soldaten Erfrischungen zu reichen. Er berichtet von seinen kindlichen Spielen in Haus und Garten, in Feld und Wald. Zusammenfassend sagt er:

Ich nahm von Pforzheim nicht die Verehrung des Geldes und Geldverdienens mit, sondern die auch bodenständige Liebe zu Feld, Wald und Wasser und die schwäbisch urige farbenreiche Sprache, die ich der Großmutter Hepp mit besonderem Genuß abgelauscht hatte und mir aus meiner Mutter von volkstümlichen Reimen durchklingeltem Sprachschatz immer wieder auffrischte . . .

Ebenso vermerkt er in seinen Lebenserinnerungen wie tief ihn Karlsruhe, „Residenzlingen“, wie er es nennt, schon in den Kinderjahren beeindruckte:

Ich war von Pforzheim den Anblick einer neuen Straße mit willkürlich hingestreuten Häusern zwischen großen und kleinen Gärten gewohnt und nun tief befremdet, als wir durch das hohe Ettlinger Tor in die Karl-Friedrich-Straße einbogen, die den Blick sofort auf den Schloßthurm am fernen Ende hinzog und durch das noch ganz helle Gestein ihres lebenswürdig strengen Ausbaues bannte: am Rondellplatz die Säulen des Markgräflichen Palais und der Obelisk samt den Greifen des Brunnens, dann der weite Marktplatz mit den großen Häusern und den Riesensäulen der Stadtkirche, ungeahnte Dinge! Endlich überm baumreichen Schloßplatz drüben das weiße Schloß mit den zwei entgegengebreiteten Flügeln und das Wunderbarste, der Bogengang unter den Häusern des Schloßplatzes, der Zirkel, durch den wir nach dem Akademieplatz und der Akademiestraße hinübergingen. . . .

Aber nicht nur in seinen Lebenserinnerungen hat Emil Strauß das Bild dieser beiden Städte festgehalten, auch in seinen

Dichtungen. Sein historischer Roman „Der nackte Mann“ ist ein Hohes Lied auf seine Geburtsstätte. In ihm hat er den Kampf der Pforzheimer Bürgerschaft um ihr höchstes Gut, um die Wahrung ihrer Glaubensfreiheit, geschildert.

Der Roman, der in das Jahr 1601 führt, läßt ein farbenprächtiges, gestaltenreiches Bild von altdeutscher Städteherrlichkeit entstehen. Man fühlt sich an die „Meistersinger“ erinnert. Patrizier und Handwerker, Bürger und Frauen sind meisterhaft in ihrem Eigenleben und Gemeingeist erfaßt. So eigenbrödlerisch jeder in ruhigen Zeiten an seiner Sondermeinung festhält, so stehen sie doch alle zusammen in dem Augenblick, wo absolutistische Regentenwillkür ihnen, den glaubenstreuen Lutheranern, den Calvinismus aufzwingen will, bereit, ihren Glauben mit Gut und Blut zu verteidigen.

In großartigem Gegensatz zu der Pforzheimer Bürgerwelt steht der markgräfliche Hof zu Durlach mit seinem barocken Prunk und seiner kalvinistischen Strenge. Ernst Friedrich, der Markgraf von Baden-Durlach, will sein Land durch seine klug vorausschauende Politik stark machen und hat staatsmännische Größe, aber mit seinem Entschluß, Pforzheim zu bekehren, verrennt er sich in engstirnigen Trotz. Emil Strauß hat bei aller Sorgsamkeit, die er bei der Ausmalung der historischen Details walten läßt, nie den menschlichen Konflikt aus den Augen verloren. Wie in seinen anderen Werken geht es ihm auch hier um die Bloßlegung der sittlichen Kräfte, die in diesem Streit der Konfessionen aufgerieben werden. Wie sagt doch Hauptmann Gößlin, der Freund und dann Widersacher des Markgrafen?

„... wie dem Kinde das Spielzeug und das Spiel, so sind uns diese Dinge gegeben, und nur sie, damit wir uns an ihnen üben und stärken und im Entscheidungsfalle nicht Quark sind, sondern ganze Menschen! Das Wichtigste ist wirklich nicht Luther

oder Calvin oder der Papst im Rom hinten und ihr Hader: das Wichtige bist du, bin ich, ist der Pforzheimer, jeder einzelne, der eben nur an diesem höchst irdischen Stank und Streit sein eigenes unberührbares, unverwüsthliches Wesen erkennen und offenbaren kann. Für diesen Moment leben wir. Er ist die Vollendung, die Wiedergeburt, das Weltgericht, die Auferstehung, die Vergottung —, wie man es nur immer genannt hat!“

Es geht in diesem Werk jedoch nicht nur um den Glaubenskampf der Pforzheimer. Der Dichter läßt uns auch hineinblicken in die Bürgerstuben, Gastschänken und Handwerkskammern. Er läßt uns teilnehmen an der Werbung eines Pforzheimer Apothekers um die Liebe zu einem Mädchen. Beide sind nicht mehr ganz jung, beide haben verschiedene religiöse Meinungen, aber trotzdem finden sie gerade in der Zeit der heftigsten Unruhen zueinander. Straußens Humor kann sich in der Schilderung dieser Liebe prächtig entfalten. Mit ebensoviel Schalkgeist, Freimut und Takt erzählt er, wie es in der Brautnacht zum Zwist kommt. So wird das historische Gemälde durch Schilderung menschlicher Konflikte dramatisch belebt.

Auch in der Novelle „Schwester Euphemia“ hat Strauß das Bild seiner Heimatstadt festgehalten. Hier greift er noch weiter zurück in die Historie als im „Nackten Mann“. Euphemia ist die Schwester des schlachtenberühmten Schwarzen Prinzen von England. Die Handlung führt also ins 14. Jahrhundert. Um ihrer Leidenschaft zu ihrem Bruder auszuweichen, flieht sie heimlich nach Köln und gelangt von dort auf seltsamen Umwegen, geführt von einem braven Pforzheimer Flößer, der den Rhein hinabgefahren war, in dessen Heimatstadt. Als der Flößer sie bittet, sein Weib zu werden, flüchtet sie in das Dominikanerkloster der Stadt, wo sie ihre schuldhafte Leidenschaft sühnen will.

Ebenso hat der Autor in verschiedenen Werken seine Leser nach Karlsruhe geführt, wie z. B. in den Romanen „Kreuzungen“ und vor allem in „Freund Hein“ und in „Der Spiegel“. „Freund Hein“ ist ein Schülerroman, die Tragödie eines musikbegabten Gymnasiasten, der an dem Mechanismus der Schulerziehung und an dem mangelnden Verständnis seiner Eltern zugrunde geht. In feingestimmter Seelenschilderung läßt er das Bild des Jungen entstehen, der auf Grund seiner künstlerischen Begabung den äußeren Härten widerstandslos erliegt. Emil Strauß kämpft hier, wie auch sonst, für das Recht des genialen Ausnahmemenschen gegen den ausgleichenden Zwang der Durchschnittsnormen. In des Freundes Notzwang leidenschaftlicher Anklage ist des Dichters eigenes Urteil vernehmbar: „Habt Ihr nicht genug in Stadt und Land, die sich den Beruf ausknobeln oder mit Hälmschen ziehen lassen! aus denen Ihr machen könnt, was Ihr wollt, ohne Widerstand! . . . wenn nun einmal ein Kind kommt, dem sein Beruf aus allen Poren dringt, weil ihm Gott selbst ihn gab, unmittelbar mit seinem Blute gab, dann läßt in Dreiteufelsnamen die Finger davon, und bedenkt, daß dieses Kind der Natur und den ewigen Gesetzen, kurz, dem Herrgott näher steht als Ihr! daß Ihr es aus der Flugbahn, in die Gott es warf, nicht herausdrängen könnt, ohne daß es zugrunde geht“. Vergessen wir nicht, daß dieser Roman zugleich ein Bild von der verhaltenen Poesie der damaligen Residenzstadt vermittelt, von der kultivierten, aber lebensfernen Vornehmheit des Bürgertums.

In allen seinen Erzählwerken schildert der Dichter die verschiedenen Spielarten unseres heimischen Volksschlages. Pfälzische, alemannische und schwäbische Mundart klingt wechselnd vertraut an unser Ohr. Auch in sein Schriftdeutsch läßt er mit Vorliebe kernige Ausdrücke, die heimatlicher Mundart entstammen, einfließen. Da

„schlotzt“ ein Mädchen seinen Schlagrahm, da ist eine alte Tante auf einen Stuhl „gegeißt“, da wird ein Bauer „zipfelsinnig“, da „beißt keine Maus einen Faden ab“. So hat er unsere Sprache durch manches innige, derbe oder kauzige Wort bereichert. Wie Karlsruhe und Pforzheim, so sind der Bodensee und der Schwarzwald die Stätten, wo seine Phantasie am liebsten einkehrt. Mag sein Geist noch so weit ausgreifen und uns in die Ätherluft höchster Daseinsprobleme emporziehen, mag er uns in seinen Brasilianischen Novellen in die Üppigkeit tropischer Urwälder entführen, um uns Glanz und Elend deutscher Auswanderer zu schildern, immer spüren wir die unlösbare Verbundenheit des Dichters mit heimischer Erde. Sie ist der Nährboden, auf dem seine kräftigsten Dichtungen erwachsen sind. Auch die Menschen, die uns in seinem Werk in so reicher Abwandlung entgetreten, tragen jeweils unverkennbare Züge stammesartlich bedingten Wesens. Alemannischer Eigensinn, oft zu kämpferischem Trotz oder zu eigenbrödlerischer Grübelei gesteigert, pfälzisches Lebensbehagen und echtwüchsiger schwäbischer Humor kennzeichnen fast alle seine Menschengestalten. Oft ist der Hintergrund nur skizzenhaft angedeutet, oft breit ausgemalt wie in seiner Meisternovelle „Der Schleier“, wo die festliche Uferlandschaft des Bodensees jene feierliche und ernste Gehobenheit erzeugt, aus der die Menschen dieser Novelle die ihnen gesetzten Grenzen überschreiten. Am farbigsten sind wohl die Landschaftsbilder, die Strauß in seinem großen Roman „Das Riesenspielzeug“ entwirft. Hier ist die oberrheinische Heimat in unvergänglichen Bildern festgehalten. All das reiche, dramatisch bewegte Geschehen, das Handeln und Leiden der Menschen wird von ihr umhegt, und nach der Weisheit des Dichters scheint es, als werde jegliches Menschenleben mit seinem anmaßlichen Begehren und Wähnen, seinem Scheitern und Sichvollenden getra-

gen und aufgehoben von der stillen Größe und sanften Gewalt der Landschaft. Auch in seinem Spätwerk, im Roman „Lebens-tanz“ bildet der Schwarzwald den Hintergrund der Handlung.

Und doch hieße es Emil Strauß gründlich mißverstehen, wollte man ihn mit der Literaturmarke „Heimatlidher“ schnellfertig abtun. Die badische Heimat ist der natürliche Schauplatz seiner meisten Erzählungen. Aber Emil Strauß hat — ungleich anderen Heimatlidhern — den Begriff Heimat nie verabsolutiert, nie verkitscht oder zu nationalistischen Spekulationen mißbraucht. Was uns die Geschöpfe seiner Dichtung zu sagen haben, was sie in ihren Lebenskämpfen erfahren und erleiden, ist göltig für unser ganzes Volk, für den Menschen schlechthin. Nie hat der Dichter provinzieller Eigenseligkeit oder süddeutschem Kulturdünkel das Wort geredet.

Seine dichterische Welt hat noch einen geschlossenen Horizont. Sie ist darum keine „heile Welt“. Auch Emil Strauß weiß um den Zerfall der Werte, um die Auflösung der bürgerlichen Lebensordnung. Auch er steht betroffen vor der „Absurdität des Daseins“. Wie er selbst in seiner Jugend jahrelang bis an den Rand der Verzweigung getrieben wurde, weil er die überkommene Gesellschaftsordnung in ihrer Brüchigkeit durchschaute, so müssen auch seine Helden in härtester Bewährungsprobe sich je und je den Sinn ihres Daseins erkämpfen.

Strauß führt seine Helden in Grenzsituationen, in denen sich ihr existenzieller Kern entlarvt. Sie stehen vor Entscheidungen, in denen sie sich „wählen“. Wenn Sartre einmal sagt: „Der Mensch ist das, was er aus seinem Leben macht“, so trifft das genau auf Straußens Menschenbild zu, mit der Einschränkung freilich, daß der Dichter eine Komponente einkalkuliert, die Sartre nicht sieht: das unberechenbare, unerforschliche Schicksal.

In dem Roman „Der Spiegel“ erzählt der Autor, wie sein eigener Urgroßvater, der Österreicher Josef Strauß in der Zeit Josefs II. sich jahrelang in wesensfremden Berufen durchquält, bis er die Kraft und den Mut findet, seiner Berufung als Musiker zu folgen.

Wenn hier dieser Kampf um Selbsterkenntnis und Selbsterprobung zu sieghafter Selbstbehauptung führt, so endet er in den Novellen meistens tragisch. Es sei nur erinnert an Erzählungen wie „Der Laufen“, in der eine an sich harmlose Verfehlung zwei junge Menschen zum Verhängnis führt, oder an die Novelle „Der Befund“: Ein von der Außenwelt hochgeachteter Gelehrter muß am Ende bekennen, daß er trotz aller Anerkennung, die die Welt ihm zuteil werden läßt, an seiner Existenz vorbeigegangen ist, weil er in entscheidender Stunde versagt hat.

Fast immer ist es die Liebe zwischen Mann und Weib, die den Menschen herausfordert, die seinen Wesenskern entlarvt. In allen Formen und Graden, in allen „Masken“ tritt sie uns in seinen Erzählungen entgegen: von zarter, traumhaft-ahnungsvoller Zuneigung zu blinder oder schwärmerischer Verliebtheit, von scheuem Werben und sprödem Sichversagen, von der reifen Lebensbegegnung edler, wahlverwandter Naturen bis zur zerstörerisch-wütenden, in Tod und Vernichtung hinabreißenden Urgewalt.

So stark sie ihn als Urphänomen des Lebens beschäftigt, nie hat er sie aus dem Gesamtbereich des Daseins herausgelöst, sie nie zu einem teilhaften Bezirk erniedrigt. Sie ist weder Nervenkitzel noch bloße Sinnengier, der man nur durch „physiologische Psychologie“ gerecht wird, auch hat er sie nie mit romantischem Gefühlsüberschwang verklärt. Sie ist zwar die tiefste, alle Daseinskräfte aufrüttelnde, entfesselnde und gefährdende Leidenschaft, aber sie ist zugleich Sinnbild für den Eigen-

wuchs der Menschenseele. Sie ist der „Prüfstein“, an dem sich der Lebenswert oder -unwert erweist, die „Probe“, die es zu bestehen gilt, wenn wesensechtes Leben sich bewähren soll. So werden wir von des Dichters Auffassung menschlicher Liebe in das Innerste seiner Lebensanschauung geführt.

In dem Novellenband „Der Schleier“ (1931), zeigt sich die Erzählkunst von Emil Strauß zu reifster Meisterschaft entfaltet. Hier führt uns der Dichter erschütternde Lebensbilder vor Augen. Hier rührt er an letzte Daseinsfragen und sucht den Sinn des Lebens denkerisch zu ergründen. Es ist ein ernstes, männlich-herbes und kraftvolles, von tragischen Zügen verdüstertes Bild, das Strauß vom Leben entwirft. Zuweilen will es scheinen, als seien nur Kampf und Gefährdung, nur Zweifel und Bitternis darin zum Ausdruck gebracht. Gerade in seinen Spätwerken sieht sich der Mensch ins Ungewisse rätselhafter Schicksalsmächte gestellt. Wer sich aber von der Betrachtung solcher Einzelschicksale zu einer Gesamtschau des Straußschen Weltbildes erhebt, der wird auch aus den tragischen Schicksals-schilderungen einen tiefen Glauben an den allem Leben innewohnenden Sinn herauslesen. Es ist der Glaube, daß der Mensch, mag er auch durch härteste Seelenkämpfe, durch Versagen in entscheidender Stunde, durch Richtungslosigkeit oder Stumpfheit gefährdet sein, auf seinem Lebensweg zu sich findet, vorausgesetzt, daß er nicht ausweicht, daß er zu dem wird, was er ist. „Das Leben hat an sich keinen Sinn, den müssen wir erst schaffen“. Der Lebenssinn wird nicht erschlossen durch Reflexion oder kontemplative Schau, sondern allein geschaffen durch die sittliche Bewährung, durch die kämpferische Auseinandersetzung des einzelnen mit seinen Innenkräften und der Welt. „Du kannst die Welt nur vollenden, indem du dich selbst vollendest.“

Wie diese Vollendung erreicht oder verfehlt wird, ist das Thema der Erzählungen. So ist die Sittlichkeit für den Dichter „das weiteste und höchste Reich des Menschen, kein Wille, keine Phantasie trägt über ihre Grenzen“. Durch das Sittliche allein finden wir zur Gewißheit göttlichen Lebenssinns: „Unser sittlicher Kampf und unser Gottsuchen, das ja doch immer fehlgeht, wird dem Wesen, das wir Gott nennen, eben die wechselnde, auf- und abspielende Erscheinungsform der Idee ‘Mensch’ sein“ (Garten-äre). In der Art und Stärke des sittlichen Lebenskampfes zeigt sich menschliche Wesensart in ihrem ursprünglichen Gehalt.

Wenn also Strauß den Kern des Menschen im sittlichen Handeln erblickt, so erweist er sich als ein Unzeitgemäßer. Aber haben wir nicht alle unter dem Eindruck der jüngsten Vergangenheit erfahren, daß die Menschlichkeit, daß die Kultur ins Wanken gerät, wenn der Sinn für sittliche Normen abhanden gekommen ist?

Ist Emil Strauß wirklich so unzeitgemäß? Er hat selbst einmal die Frage aufgeworfen: „Was ist Goethe heute? was war er vor fünfzig, vor hundert Jahren? Was ist Christus heute? was war er vor tausend Jahren? was zu seiner Lebenszeit, was wird er einst sein? Was aber bleibt an ihnen im Wechsel? Was an ihnen ist so dauerhaft und fruchtbar, daß es währt und sich mit den Zeiten zu wandeln, ja, zu verjüngen vermag?“ (Dreiklang)

So darf man auch fragen: Was bleibt von dem Werk dieses nun schon fast vergessenen Mannes, der die letzten Jahrzehnte seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit in Badenweiler und Freiburg verbracht hat? Haben wir heute überhaupt noch ein Organ, um seine strenge und zuweilen spröde Wortkunst gebührend zu würdigen? Diese Frage muß offen bleiben angesichts unserer Zeitsituation, in der die menschlichen und ästhetischen Werte ins Wanken geraten sind.

Wer sich aber den Sinn für eine Dichtung, in welcher es um die letzten Fragen des Daseinsverständnisses geht, bewahrt hat, wer sich in einer Zeit, die den Menschen nur als Funktion gesellschaftlicher Prozesse begreift, den Blick für das Ringen der Persönlichkeit um Selbstgestaltung erhält, der wird wieder zurückgreifen auf das Werk

eines Mannes, dem das Pindarsche Wort „werde, was Du wirst“ als Leitsatz voranstand. So dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß Emil Strauß fortleben wird als Meister der Sprache, als treuer Sohn unserer Heimat, als prächtiger Fabulierer und nicht zuletzt als Kündler einer hochgesinnten Lebensschau.

Das Korn zu finden

*Die Sterne fliegen ihre ferne Bahn.
Gefaßt in das Gesetz, das sie bewegt,
geht unser Leben hin im sinnigen Wahn,
verdunkelt oft, seltener vom Glück erregt.*

*Beginnen wir zu fragen, was es sei,
was uns das ernstere Geschick verschweigt,
seh'n wir es schwinden, und schon ist's vorbei
tief in das Unerforschliche geneigt.*

*Was aber bleibt zurück, was war es wert?
Ein stummes Leuchten aus der Liebe Grund,
des Freundes Händedruck und unversehrt
das Wort aus einem gnadenreichen Mund.*

*Wohlauf, wohlan, so sei's gebenedeit
in seinem Wechsel, alt und ewig neu!
Im Mantel wandern wir der flüchtigen Zeit,
das Korn zu finden in der Tage Spreu.*

Friedrich Rot

Die Amtskette, ihre geschichtliche und künstlerische Bedeutung

Von Ludwig Volk, Pforzheim

Aus der mittelalterlichen Sitte des Tragens von Ordens- und Gnadenketten, sowie der Ritter- und Krönungsketten, entwickelte sich im Zeitalter der Renaissance die eigentliche Amtskette.

Mit der Verleihung dieser Amtsketten, welche zugleich eine besondere Ehrung der Städte und ihrer Bürger bedeutete, war auch eine gewisse Verpflichtung gegenüber den Landes- und Kirchenfürsten mit verbunden.



Amtskette der Stadt Gaggenau

Ausführung Silber 935/000 massiv. Stadtwappen in Gold 750/000 mit den Farben in Email. Im runden Zwischenteil ist das neue Rathaus plastisch dargestellt in Gold 750/000. Die seitlichen Embleme ebenfalls in Gold 750/000 ausgeführt.

Foto: Fritz Hafner



Foto: Golderer

Amtskette der Stadt Herrenalb

Ausführung Silber 935/000. Wappenschild mit dem Stadtwappen in Gold 750/000 Farben in Email. Rundes Zwischenstück mit dem Klosterbau aus dem 15. Jahrhundert, umgeben mit lateinischem Text. Wappenschild ist zum Öffnen. Inliegend die Namen der Bürgermeister, geschrieben auf Pergament.

Die Amtskette wurde ein Hoheitszeichen.

Das Siegel sowie das Wappen spielte bei der Gestaltung eine bedeutende Rolle. Das in der damaligen Zeit verwendete Metall war entweder Kupfer oder Bronze, teilweise auch Edelmetall.

Die Farben wurden in Gruben- oder Zellschmelz dargestellt.

Getragen wurden diese Amtsketten von den sogenannten Stättmeistern, welche die bürgerlichen Repräsentanten der freien Reichsstädte waren.

Im süddeutschen Raum, im besonderen in Baden-Württemberg, haben die freien Reichsstädte wie Gengenbach 1618, Villingen 1530 und Säckingen 1600 diese hohe Auszeichnung in Form einer Amtskette aufzuweisen.

Erst in der Folgezeit des beginnenden 18. und 19. Jahrhunderts wurde in Baden durch die damaligen Landesherrn die Amtskette als Symbol der Anerkennung und Treue den Städten und auch den größeren Gemeinden verliehen.



Foto: Fritz Hafner

Amtskette der Stadt Oberkirch/Schwarzwald

Ausführung Silber 935/000 massiv. Im unteren großen Wappenschild das Stadtwappen in Gold 750/000 mit den Farben in Email. Das runde Zwischenteil stellt das alte Siegel aus dem Jahre 1460 dar, ebenfalls ausgeführt in Gold 750/000.

Mit Beginn dieser Zeit können wir von einer gewissen Tradition der Amtskette sprechen.

In den Kriegsjahren 1914 bis 1918 wurden viele Amtsketten aus Edelmetall, soweit sie keinen geschichtlichen und künstlerischen Wert darstellten, dem Staat zur Verfügung gestellt.

Leider machte das Dritte Reich bei der ornamentalen Gleichschaltung vor der Amtskette auch kein Halt.

Erst durch die demokratische Neuordnung unseres Staates nach den unheilvollen Kriegsjahren (1939—45) war es wieder möglich, durch die Initiative der Stadtverwaltungen sowie der bürgerlichen Verbände den Amtsketten wieder erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

So entstanden in den Werkstätten der Gold- und Silberschmiede gerade in jüngster Zeit wertvolle Amtsketten, welche nichts mit Eitelkeit zu tun haben, sondern ihre eigene Sprache besitzen.

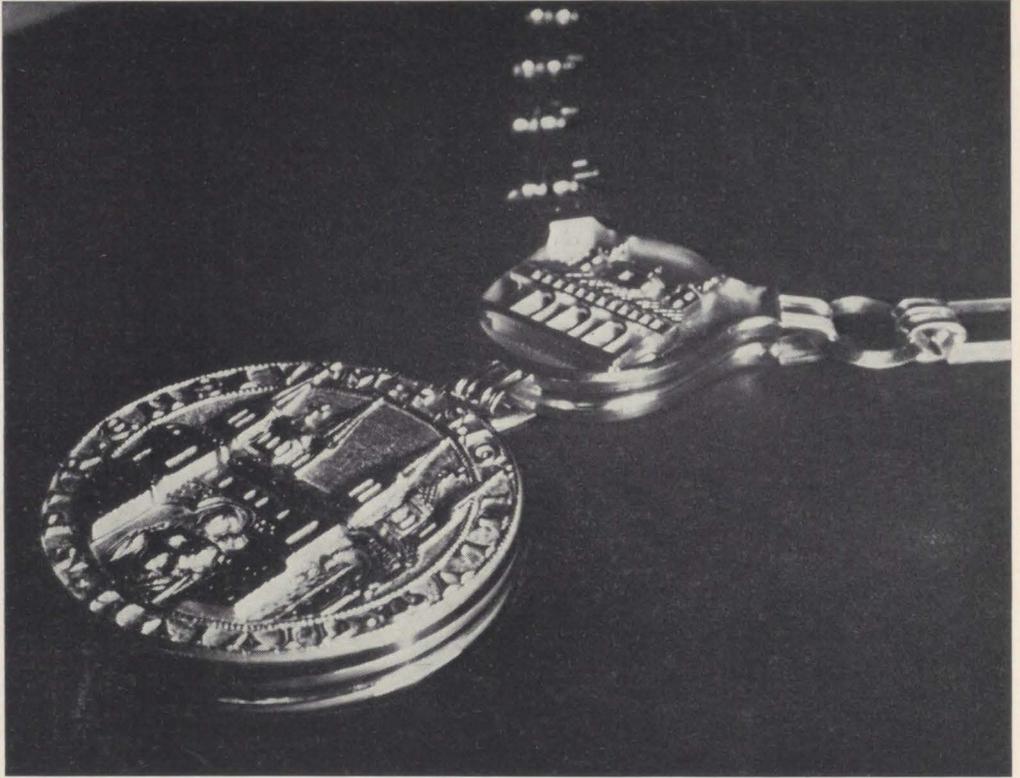


Foto: Fritz Hafner

Amtskette der Stadt Speyer

Ausführung Gold 750/000. Die untere große Medaille stellt das alte Siegel aus dem Jahre 1263 dar. Das Zwischenstück in Wappenform, stellt das Stadtwappen plastisch aufgebaut dar.

Nicht nur der Repräsentation soll die Amtskette dienen, sondern sie möchte auch ein Stück Geschichte darstellen, für die Stadt,

für die Gemeinde und ihrer Bürger, für die sie geschaffen wurde.

Die Pforzheimer Münze in frühkapitalistischer Unternehmerhand

Friedrich Wielandt, Karlsruhe

Wenn wir vom mittelalterlichen Pforzheim nichts anderes wüßten, als daß die Stadt der Münzort der badischen Markgrafen war, so würde das immerhin besagen, daß sie in Handel und Wandel des kleinen und eigentlich noch in Bildung begriffenen Territorialfürstentums eine gewisse und keineswegs geringe Rolle spielte. Und in der Tat stellt sich Pforzheim dar als die wichtigste Stadt der badischen Markgrafschaft und zwar sowohl in wirtschaftlicher als auch in militärischer Hinsicht. Schon im 11. Jahrhundert im Besitz von Markt und Marktrecht war Pforzheim ein Platz des Warenumschlags, der Flößerei, des Schaftriebs und der Mühlen und eine ergiebige Zollstätte. Den Charakter des im späten 14. Jahrhunderts ortsüblichen Kursgeldes, der 1344 erstmals genannten „Pforzheimer Währung“, verrät uns ein zu Anfang der 1930er Jahre beim Bayerischen Bräuhaus gemachter Münzfund, dessen Vergrabungszeit um 1370 liegt. Es sind teils jene „Heller“ genannten silbernen Pfennige aus Schwäbisch Hall, teils jene kleinen, aber hochfeinen fränkischen Pfennige Würzburger Schlags aus den Münzstätten zu Heidelberg, Miltenberg, Wiesbaden, Wertheim, Amberg und Nürnberg¹⁾. Dieser Befund kennzeichnet treffend die Verkehrslage der durch Enz und Nagold mit dem Flußsystem des Neckars verbundenen Stadt, ausgedrückt im Zusammentreffen zweier verschiedener Währungseinheiten.

Pforzheim selbst war dem schwäbischen, dem Helligebiet zugeordnet. Daher sind denn auch die ersten badischen Münzen, die Markgraf Bernhard I. (1372—1431) in Pforzheim schlug, Heller des altüblichen Typs mit Kreuz und Hand, nur daß der Hand noch das Badenschildlein aufgeprägt

ist. Bernhard I., in dem man den eigentlichen Begründer des badischen Territorialstaates erblickt, dürfte mit der Hellerprägung im Jahr 1382 oder schon bald danach begonnen haben, als er vom Reich die Bestätigung der Regalien erhielt, unter denen erstmalig auch das Münzrecht erscheint. Freilich währte sie nur kurze Zeit, denn schon im Jahr 1385 mußte er sie auf königlichen Befehl wieder einstellen, als König Wenzel in seinem bekannten Münzgesetz ihn und die andern Fürsten und Herren, die „die bösen Heller slahent“, darunter auch die württembergischen Grafen, zur Ordnung rief.

Eine zweite Prägeperiode ist dadurch angedeutet, daß er im Jahr 1396 die beiden Münzmeister der damals in habsburgischem Besitz befindlichen Hellermünze zu Rotenburg, Konrad von Emd (Emden) und Meister Wikman, in seinen Dienst zog.

Markgraf Bernhard war nämlich inzwischen durch den im Jahr 1391 erfolgten Tod seines Bruders Rudolf, der seit der Landesteilung von 1384 auf Hohenbaden residiert hatte, in den Alleinbesitz der badischen Herrschaften eingetreten. Gleichzeitig ergab es sich, daß der abgewirtschafteten Hellerwährung in den hochwertigen oberrheinischen Pfennigen straßburgischen und kurpfälzischen Gepräges ein Nachfolger erwuchs, der die Markgrafschaft nunmehr in seinen Bann zog. Es ist daher kein Wunder, wenn Markgraf Bernhard daran ging, anstatt Heller zu prägen, künftig Straßburger Lilienpfennige nachzuahmen, um sich dann im Jahr 1409 im sogenannten Heidelberger Münzvertrag mit dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, der damals die Königskrone trug, und dem Bischof Rhaban von Speyer auf eine

gleichartig und gleichwertig auszubringende Münze zu einigen.

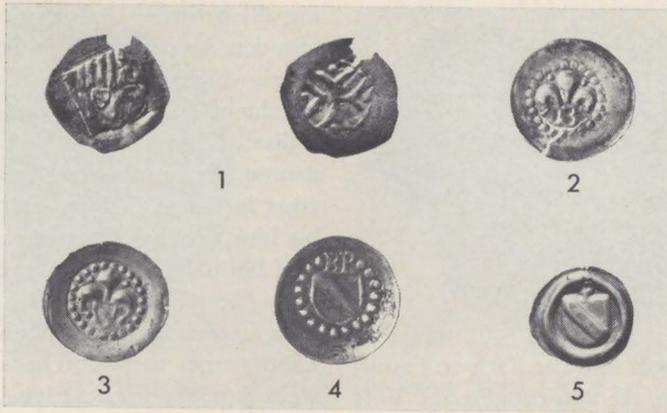
Es ist hier nicht die Aufgabe, in eine ausführliche Schilderung von Einzelheiten der münzgeschichtlich so aufschlußreichen Vertragsurkunde einzutreten, doch sei ein Wort über das Münzpersonal angebracht. Das Prägegeschäft obliegt dem Münzmeister, die Verwahrung der Prägestempel und ihre Herausgabe dem Wardein und die Kontrolle von Gewicht und Feingehalt der Pfennige dem Versucher, der von Beruf Goldschmied ist. Dem Münzmeister wird der alleinige Ankauf von Prägesilber vorbehalten. Der Vertrag, über dessen Einhaltung seitens der drei Münzstätten ein „biderber“ Mann zu wachen hatte, sollte zehn Jahre gelten, doch scheint er nach dem Tod König Ruprechts von selbst erloschen zu sein.

Die aufgrund des Münzvertrags von 1409 im Namen Markgraf Bernhards geprägten Münzen zeigen auf rundem Schrötling den von Perlen umgebenen badischen Schrägbalkenschild und darüber die Buchstaben BP, die nichts anderes bedeuten können als „Bernhard Pforzheim“. Denn in Pforzheim hatte Markgraf Bernhard einen Münzmeister in der Person des Jakob Bröglin, auch Proglin genannt. Urkundlich erstmals im Jahr 1414 erwähnt, ist er bis 1431 als badischer Münzmeister nachweisbar und seinem Markgrafen in kleineren und größeren und schließlich sogar in großen Geldgeschäften behilflich gewesen, bis sich sein Bild im Dunkel der Geschichte verliert. Aus vermutlich kleinen Anfängen heraus hat er sich ein Vermögen erworben und hat damit den Weg zum frühkapitalistischen Unternehmer beschritten, der ihn dann zum Münzmeister und Bankier König Sigismunds emporgeführt hat.

Über Jakob Bröglins Herkunft läßt sich mit Bestimmtheit kaum etwas aussagen. Ob er aus der seinem Markgrafen damals schutzverwandten Stadt Eßlingen stammt

oder aus Zürich, wo in den 1380er Jahren ein Cuonrat Brogli als Bußeneinnehmer belegt ist, steht dahin. Für die letztere Möglichkeit mag sprechen, daß zur gleichen Zeit ein reicher Pforzheimer namens Göldlin von Tiefenau sich in Zürich niedergelassen hatte, dessen Verbindungen unserm Meister Bröglin vielleicht zustatten gekommen sein mögen. Jedenfalls begegnet uns der Münzmeister zu Pforzheim Jakob Bröglin erstmals auf einer Geschäftsreise am 17. April des Jahres 1414 in den Kölner Geleitsregistern. Geschäftsverbindungen mit den Brüdern Thiel und Vois von der Winterbach, die seit August 1415 in den Münzstätten des Trierer Erzbischofs Wernher von Falkenstein (1388—1418) zu Koblenz, Wesel und Offenbach Gold- und Silbermünzen schlugen, setzten ihn in Stand, dem König stattliche Summen von über 1000 Goldgulden vorzustrecken. Waren doch die Winterbach Münzpächter, die die Münzprägung unternehmerisch mit dem Geldgeschäft verbanden. So wissen wir von Wechselgeschäften der Bröglin und Winterbach mit dem König über ungarische auf rheinische Goldgulden. Als nun Sigismund im Jahr 1418 als Gast Markgraf Bernhards in Baden-Baden weilte, verlieh er dem Meister Bröglin und dem Vois, der inzwischen in Frankfurt Bürgerrecht erworben hatte, die in Frankfurt und in Nördlingen von Reichswegen zur Prägung von Reichsgoldmünzen neu eingerichteten Münzstätten auf die Dauer von fünf Jahren und ernannte sie zugleich zu königlichen Münzmeistern. Das war am 5. August 1418.

Genau besehen bedeutet die Verleihung der beiden Reichsmünzen an die beiden Münzmeister eine Sicherung für die dem König von ihnen gewährten Darlehen. Ähnlich mag es auch um die Interessen Bröglins an der markgräflichen Münze zu Pforzheim gestanden haben. Die Verzinsung floß aus den Wechselgebühren mehr als aus



- 1 Pforzheimer Heller um 1383
- 2 Pfennig vom Straßburger Typ : Lilie mit B (Bernhard)
- 3 Desgleichen mit badischen Schildchen
- 4 Pfennig nach der Konvention von 1409 (BP = Bernhard Pforzheim)
- 5 Pfennig mit P bzw. I (= Pforzheim bzw. Jakob) um 1431

dem Münzgewinn, von dem ja noch der Schlagschatz für den Münzherrn abzuzweigen war.

Gleichzeitig ernannte der König den Markgrafen Bernhard zum Schirmherrn über die beiden Münzmeister und unterstellte sie direkt der königlichen Gerichtsbarkeit. Dem Markgrafen aber hatten sie ein jährliches Schutzgeld von 300 Goldgulden zu entrichten. Das auf ihr dringliches Bitten eingerichtete verfassungsrechtlich merkwürdige Amt des „Schirmers“ sollte sie vor den von Seiten benachbarter Münzherrn, namentlich von dem Erzbischof von Mainz zu erwartenden Schwierigkeiten schützen.

Und in der Tat betrachteten sowohl die Stadt Frankfurt a. M. als auch besonders der Erzbischof von Mainz die Tätigkeit der königlichen Münzmeister als Eingriff in ihre monetären Interessen. Denn in der von ihnen in der Frankfurter Herberge „zum Eßlinger“ eingerichteten Münze wurde fleißig gearbeitet, zumal seitdem am 8. Dezember 1418 das Prägevolumen auch auf Silbermünzen französischer und englischer Art — Turnosgroschen, Sterlinge

sowie Heller — ausgedehnt wurde. Der Rat von Frankfurt griff damals zu dem drastischen Mittel und bemächtigte sich der Prägestempel, um die Emission der Silbermünzen zu verhindern. Dagegen erweist sich die Goldprägung als äußerst fruchtbar. Im Jahr 1419 wurden 3800 Mark Gold vermünzt, was einen Ausstoß von 250 000 Goldgulden bedeutet; und da dem König ein halber Gulden von jeder vermünzten Mark an Schlagschatz zustand, sind seiner Kammer damals bare 1900 Goldgulden zugeflossen.

Ein schärferer Widersacher erstand den königlichen Münzunternehmern in dem Mainzer Erzbischof Konrad von Dhaun (1419—1434). Da er in der Messestadt Frankfurt einen Geldwechsel unterhielt und selbst auch Goldgulden prägen ließ, versuchte er sich der lästigen Konkurrenz seiner und der städtischen Wechselstuben zu entledigen. Markgraf Bernhard mußte sich nachdrücklich für die ihm schutzbefohlenen Münzmeister und für die Wahrung des Wechselmonopols der königlichen Münzstätte einsetzen. Wenn der Erzbischof in seiner Eigenschaft als königlicher



Pforzheimer Sechs-Bätznier 1621. Geprägt von David Niederländer

Statthalter und mit ihm der Rat von Frankfurt behaupteten, die von Bröglin und Vois von der Winterbach geprägten Goldgulden hätten nicht den richtigen Feingehalt, und wenn es ihnen gelang, deshalb die Präge-
stempel zu beschlagnahmen, so erwiesen doch die von dem Frankfurter Wardein vorgenommenen Proben die Nichtigkeit der Vorwürfe. Dennoch muß für die Zeit von 1421 bis zum August 1423, in dem Jakob Bröglins Verschreibung ablief, mit einem dauernden Krisenzustand und zeitweiliger Stilllegung der Münze gerechnet werden. Das geht übrigens auch daraus hervor, daß als Nachfolger für den 1421 verstorbenen älteren Vois von der Winterbach zunächst nicht dessen gleichnamiger Sohn sondern der Basler Geldmann Peter Gatz ausersehen war.

Peter Gatz, der im Jahr 1423 als alleiniger Münzmeister Bröglins Nachfolge in den Reichsmünzen zu Frankfurt und Nördlingen antrat und sie bis 1427 innehatte, pachtete dazu auch die zu Basel. Als „Schirmer“ wurden der Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg und das Frankfurter Ratskollegium eingesetzt. Markgraf Bernhard aber und sein Münzmeister waren bereits in eine andere Finanzangelegenheit des Reiches eingespannt: Die Judenschätzung.

Durch die Verurteilung und Hinrichtung des böhmischen Reformators Dr. Johannes Huß war die Hussitenbewegung ausgelöst worden, deren militante Scharen nun stän-

dig die östlichen Reichsgebiete bedrohten. Um den Abwehrkrieg zu finanzieren, hatte König Sigismund den Juden, Kammerknechten des Reichs, die Abgabe eines Drittels ihrer Habe auferlegt. Diese sogenannte „Judenschätzung“ einzutreiben und zwar in einem Gebiet, das vom Bodensee bis hinab nach Köln reichte, wurde Markgraf Bernhard am 11. September 1422 vom König betraut. Kein Wunder, wenn Meister Bröglin auch in dieser Angelegenheit seinem Landesherrn wichtige Dienste leistete. Die weite Ausdehnung des Einzugsgebiets stellte Anforderungen, die die Kräfte eines einzelnen überstiegen, und man darf wohl annehmen, daß Bröglin nur aufgrund weitreichender Geschäftsverbindungen in der Lage war, sich dieser Finanzoperation anzunehmen. Nachdem der Markgraf durch seine Räte hatte in Frankfurt und in Köln verhandeln lassen, erschien Bröglin am 11. Februar 1423 in Köln. Der Kölner Rat berichtet darüber am 13. März an den von Mainz: Man wisse nicht, ob Jakob, der Markgraf Bernhards Münzmeister sei oder zu sein vorgebe und der von dem Hohen Gericht des Kölner Erzbischofs gefangen gesetzt und „bekumbert“, jedoch wieder freigelassen worden sei, von den Juden oder von sonst jemandem in ihrem Auftrag Geld empfangen habe. Johann Overstolz, der Graf von Köln, frug am 14. Mai bei der Stadt Dortmund an, wie sie sich hinsichtlich der Judensteuer verhalten wolle. Er selbst sei dem Begehren Markgraf Bernhards, der seinen Münzer Jakob wegen der Judenschätzung nach Köln geschickt habe, entgegengetreten.

Über den Erfolg von Bröglins Mission im Falle der Judenschätzung sind wir nicht näher unterrichtet; sie scheint langjährige vermögensrechtliche Streitigkeiten im Gefolge gehabt zu haben. Am 17. August 1428 wird Meister Bröglin zusammen mit dem Amtmann von Neueberstein von seinem Markgrafen in dessen jahrelang dauernder



Markgraf Georg Friedrich, Pforzheimer Taler 1622

Fehde mit der Stadt Köln zu einer Tag-satzung in Köln bevollmächtigt. Am 27. September darauf verzichtete er in einem von Herzog Adolf von Jülich-Berg vermittelten Kompromiß zusammen mit Markgraf Bernhard auf seine Ansprüche an die Stadt Köln. Welcher Art diese Ansprüche sind, läßt sich nur vermuten, wie überhaupt aus Andeutungen keine verbindliche Darstellung gewonnen werden kann. Hier jedoch dürfte es sich kaum um etwas anderes handeln, als um die Liquidierung der Angelegenheit mit der Judensteuer von 1422/23.

Am 18. April 1430 treffen wir ihn wieder in Frankfurt, wo er namens der Anna Roßhaupt, Witwe Ulrichs von Friedingen, für einen Betrag von 135 Gulden aus dem Schlagschatz der Reichsmünzstätte quittiert und zwar als „Jakob Pruglin monczmeister zu Pforzheim“. Sein der Urkunde beigedrücktes Siegel zeigt ein sitzendes Eichhörnchen. Vermutlich handelt es sich letztlich um Geldverpflichtungen König Sigismunds, der dem Ulrich von Friedingen seit 1422 den Betrag von 100 Gulden schuldete.

Einen weiteren und zugleich letzten Hinweis auf Brögglins Tätigkeit als Geschäftsmann liefert uns ein Schreiben des jungen Markgrafen Jakob I., der seinem am 5. Mai 1431 gestorbenen Vater Bern-

hard I. in der Regierung gefolgt war. Unterm 16. Mai des gleichen Jahres forderte er nämlich den Amtmann von Saarbrücken auf, dafür zu sorgen, daß seinem Münzmeister Jakob Pröglin und einigen andern der Seinen das ihnen durch Straßenraub entfremdete Geld und Gut wiedererstattet werde. Auch hier scheint es sich um Geld, vielleicht auch um Warentransporte auf dem Weg von oder nach Trier zu handeln. Damit scheidet Bröglin aus unserm Gesichtskreis.

Über Brögglins sonstige Lebensverhältnisse ist nur wenig bekannt. Er war verheiratet, denn 1421 und 1426 urkundet er zusammen mit seiner Ehefrau Anna. Vielleicht ist der Lienhart Bröglin, mit dem der Basler Münzpächter Peter Gatz im Jahr 1425 abrechnet, sein Sohn. Daß er ein Siegel führte mit einem sitzenden Eichhörnchen wurde oben erwähnt. Daß er vermögend war, geht nicht nur aus den großen Geldgeschäften mit dem König und aus seiner Stellung als Münzmeister seines markgräflichen Landesherrn in Pforzheim hervor. Er folgte auch dem Zug seiner durch Handel zu Reichtum gekommenen Zeitgenossen, ihr Geld in ländlichen Besitzungen anzulegen. So erwarb er von Markgraf Bernhard im Jahr 1421 für 550 rheinische Gulden mehrere Eigengüter in und bei Pforzheim und Gülten und Ge-

fälle zu Dietlingen, Eutingen, Söllingen, Ottenhausen und Darmsbach sowie ein Viertel des Dorfes Nußbaum. Fünf Jahre später kaufte er für 500 Gulden den Bestholzhof zu Wössingen, der seitdem der „Münzmeisterhof“ genannt wurde.

Wir gehen kaum fehl in der Annahme, daß die Münze zu Pforzheim für Bröglin wohl mehr die Ausgangsstätte für eine weiterreichende Geschäftstätigkeit war; zumal, da das überlieferte Münzgut keinen Schluß über den Umfang der Emission an markgräflichen Pfennigen gestattet. Hinzu kommt, daß die Pacht der Reichsmünzstätten zu Frankfurt und Nördlingen und die Beitreibung der Judenschätzung ihn oft und auf weite Entfernungen von Pforzheim wegzogen. Der Münzmeister Bröglin kann daher keineswegs als der den Prägehammer schwingende Münzmeister angesehen werden. Er ist Kaufmann, und seine Geschäfte haben bereits einen Umfang angenommen, daß sie ins frühkapitalistische Fahrwasser führen. Wenn ihm der Weg versagt war, zur wirklichen Hochfinanz seiner Zeit vorzustoßen, so lag das wohl hauptsächlich an dem engen territorialen Milieu und an den bescheidenen wirtschaftlichen Möglichkeiten seiner Heimat.

Erst die Massenprägung der Inflationszeit zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges zeigt wieder kapitalistische Züge in der im Jahr 1609 wiedereröffneten Pforzheimer Münze. Der in den Jahren 1621 bis 1623 als Unternehmer das badische Münzwesen dirigierende David Niederländer hatte neben Pforzheim auch die württembergische Münzstätte zu Tübingen, zeitweilig auch die hohenzollerische zu Hechingen in Pacht und war auch an andern Münzbetrieben wie z. B. an dem des Grafen von Waldburg-Scheer zu Dürmentingen zu-

mindest durch Silberlieferungen beteiligt. Sein Umsatz läßt auf Hunderttausende von Gulden schließen.

Seit Mitte der 1630er Jahre ist in Pforzheim nicht mehr gemünzt worden, nachdem die zum mechanischen Walzbetrieb eingerichtete Eichmühle zerstört war. Was später in Emmendingen (1680/82), und seit 1732 in Karlsruhe und in Durlach gemünzt wurde, blieb in bescheidenem Rahmen. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß es ein Pforzheimer war, Christian (Christoffer) Bechtler, der nach seinen Versuchen, aus dem Sternenfesler Stubensand Gold zu waschen, nach Amerika auswanderte und das in seinen Goldfeldern zu Rutherford in Nordcarolina geförderte Gold im eigenen Betrieb vermünzte; darunter die ersten der kleinen amerikanischen 1-Dollarstücke. Von 1831 bis 1840 wird von seinen Büchern eine Ausmünzungsmenge im Wert von 2 241 850.50 Dollars ausgewiesen.³⁾

Doch zurück zu Jakob Bröglin. Es ist kaum ein Zweifel, daß er dem Stand der Goldschmiede angehörte, wie es der Heidelberger Münzvertrag von 1409 auch für die von den drei Münzherren zu bestellenden Versucher vorschrieb. Die Goldstadt Pforzheim mag sich seiner als eines ihrer erfolgreichen Bürger in frühkapitalistischer Epoche erinnern.

¹⁾ Friedrich Wielandt, Ein Hellerfund aus Pforzheim, Deutsche Münzblätter 59, 1939, S. 221–224. — Vgl. Friedrich Wielandt, Badische Münz- und Geldgeschichte, 1955, S. 15 ff.

²⁾ Friedrich Wielandt, Münze und Geld in Pforzheim, Festschrift der Volksbank Pforzheim zum 100 jährigen Bestehen, 1968, S. 66 ff.

³⁾ R. S. Yeoman, A guide book of United States coins, Wisconsin USA, 1964, S. 215 ff. („The Bechtlers“)

Die „Löbliche Singergesellschaft von 1501 Pforzheim“

in Vergangenheit und Gegenwart

Von Hermann Weidenbach, Pforzheim

Die sich in diesem Jahre zu ihrer Hauptversammlung in Pforzheim treffenden Freunde des Vereins „Badische Heimat“ finden kaum noch Spuren des letzten Krieges, der als Ergebnis eines Luftangriffes den gesamten Stadtkern in ein riesiges Ruinenfeld verwandelte. 18 000 Pforzheimer durften die Katastrophe des Unglückstages, den 23. Februar 1945, nicht überleben. Pforzheim schien wieder einmal — wie so oft in seiner Geschichte — ausgelöscht zu sein. Doch die Not konnte nicht den Tatendrang der Pforzheimer zerstören; sie bewährten sich wie ihre Vorfahren, die immer, wenn die Not am größten war, sich mitbürgerlich zusammenfanden, um ihr Pforzheim nicht untergehen zu lassen. Man dachte vielleicht in jenen Nachkriegszeiten an den Anfang des 16. Jahrhunderts, als eine schreckliche Seuche die Reihen der Bürgerschaft grauenvoll lichtete. Auch damals, es war 10 Jahre nachdem der fortschrittliche Markgraf Christoph eine neue Stadtordnung erließ, schlossen sich heimattreue Bürger zur Hilfeleistung zusammen: Es entstand die „Löbliche Singergesellschaft von 1501“, über welche der Pforzheimer Heimatforscher Oskar Trost anlässlich des 450jährigen Bestehens der Gesellschaft im Jahre 1951 u. a. zu berichten wußte:

Bei der großen Zerstörung der Stadt Pforzheim im Orleanschen Kriege, und zwar bei dem dritten Brande der Stadt im Jahre 1692, sind alle Dokumente und Unterlagen vernichtet worden. Der damalige Obermeister Ludwig Ruff berichtet, er habe vor seiner Flucht vor den herannahenden französischen Truppen sämtliche Aktenstücke „samt der Laden in Hans Jakob Dalens Werkhaus vergraben“; nach seiner Rückkehr sei aber „die Lade ausgegraben

und alles verloren“ gewesen. Es fanden sich zwar schon im Jahre 1694 in der fast ganz zerstörten Stadt wieder 49 „Singer“ zusammen, doch fand die eigentliche Neuorganisation erst 1701 anlässlich der 200-Jahr-Feier der Gesellschaft statt. Es wurde statt des verbrannten ein neues Stammbuch angelegt, das aber auch wieder den Flammen zum Opfer gefallen ist. Im neuen Stammbuch stand folgende Notiz:

„Diese Löbliche Singergesellschaft rührt von einer erschrecklichen pest Zeit her im Jahr 1501, wo sich niemand mehr zu dem anderen getrauet, ohne seinen Todt zu suchen, und ist das erste Buch durch den Brant verbrant worden anno 1692. Niemand ist berechtigt, solche aufzuheben oder weg zu nehmen.“

Diese wenigen Worte sind alles, was wir über den Ursprung und den Zweck der Singergesellschaft wissen. Aber aus diesen wenigen Worten eines Mannes, der sicher die alten Aufzeichnungen genau gekannt hat, klingt doch deutlich die Opferbereitschaft der Gründer. Man weiß zwar nicht, welcher Art die Seuche gewesen ist, die zur Gründung der Singergesellschaft geführt hat; aber nach Berichten jener Zeit aus vielen deutschen Städten kann auf die „Beulenpest“ geschlossen werden, der oft ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung zum Opfer fiel, weil die damalige Medizin derartigen Krankheiten ziemlich machtlos gegenüberstand. Man weiß aus Aufzeichnungen, welches Entsetzen der Ausbruch einer solchen Epidemie hervorrief und wie die Menschen hilflos die Flucht ergriffen und Kranke hilflos ihrem Schicksal überließen, um selbst die Chance des Überlebens zu haben. Der Name „Singergesellschaft“ ist so zu deuten, daß die Toten, die aus Angst vor Ansteckung

vielfach von den Angehörigen einfach verlassen wurden, mit Gesang zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet wurden. Es ist aber auch durchaus möglich, daß der Name auf eine alte Meistersingervereinigung hindeutet, wie sie ja damals in vielen deutschen Städten bestanden haben. In den Satzungen, welche im Jahre 1701 der Singergesellschaft wieder gegeben wurden und die ohne Zweifel den früheren nachgebildet waren, wird den Mitgliedern die Pflicht auferlegt, verstorbenen Sängern ein ehrenvolles Geleit zu geben. Es ist wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar, daß die Mitglieder der Gesellschaft im 16. und 17. Jahrhundert, dem Beispiel der Gründer folgend, bei den so häufig auftretenden Massenerkrankungen Samariterdienste geleistet haben. Auch über das 18. Jahrhundert fehlen uns genaue Aufzeichnungen über die Tätigkeit der Singergesellschaft, doch ist bekannt, daß sich die „Singer“ immer am 6. Januar, dem Dreikönigstag, zur jährlichen Hauptversammlung trafen. Dazu stand in den Statuten: „Damit auch die Löbliche Singergesellschaft nach ihrem Instituto Zur Ehre Gottes sich versamble, solle nach gehaltenem Umfrag ein Lied aus dem Markgräflichen Gesang-Buch abgesungen und darauf eine Erinnerung cum voto Von dem jeweiligen Spezial-Superintendenten an vielgedachte Societät gehalten und darauf in Liebe und Eintracht eine kleine Mahlzeit gehalten werden“. Daß diese „kleine Mahlzeit“ nicht gar zu bescheiden war und daß an Speise und Trank Erkleckliches geboten wurde, beweisen die Protokolle des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1720 heißt es dabei: „Die Kinder bekommen herkömmlicherweise ein Brot“; diese Sitte, auch die Angehörigen der Singer an den Freuden der Singerversammlung teilnehmen zu lassen, hat sich bis in die Gegenwart in dem Brauch erhalten, daß jeder Teilnehmer der Hauptversammlung sein „Singerlaible“ mit nach Hause bringt. —

Im Jahr der Wiedergründung der „Löblichen“, 1701, war Pforzheim eine bitterarme Stadt, die vom letzten Krieg her noch fast in Trümmern lag; es waren nur erste Zeichen des Wiederaufbaues zu sehen. Noch viele Jahrzehnte hindurch waren die Verhältnisse in Pforzheim überaus armselig, die Bevölkerung bestand fast nur aus Handwerkern und Gewerbetreibenden, die mühsam ihr Dasein fristeten. Die Protokolle der Singergesellschaft waren ein Spiegel einer von spießbürgerlichem Geist getragenen Notzeit, in der man mit Zähigkeit an alten, aber überholten Sitten und Gebräuchen festhielt. Erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte große Veränderungen. Die Blüte der Flößerei, das Entstehen von Fabriken, insbesondere die Gründung der Bijouteriefabrikation im Jahre 1767 brachte neuen Wohlstand und erweiterte den Gesichtskreis der Bürgerschaft. So war es kein Wunder, daß der etwas verknöcherte Betrieb der Singergesellschaft vielen Bürgern nicht mehr zusagte, so daß die Mitgliederzahl immer mehr zurückging. Trotzdem wurde ein im Jahre 1770 gestellter Antrag, die Gesellschaft aufzulösen, aus Rücksichtnahme auf die Tradition abgelehnt.

Die 300-Jahr-Feier im Jahr 1801 brachte dann einen erfreulichen Wendepunkt. Unter Obermeister Dittus wurden die Satzungen zeitgemäß umgestaltet und der Gesellschaft der Charakter eines Wohltätigkeitsvereins gegeben. Die Beiträge, Legegeld genannt, wurden erhöht, so daß jedem Mitglied im Krankheitsfalle eine Beihilfe zu den Arzt- und Apothekerkosten gewährt werden konnte. Außerdem wurde ein Sterbegeld für die Angehörigen verstorbener Singer eingeführt. Bedürftige Mitglieder wurden nun unterstützt und für besondere Zwecke konnte die Singergesellschaft Stiftungen machen. So ist auch die Einrichtung des städtischen Waisenhauses in Pforzheim einer Anregung und einer großen Stiftung der Singer-



Am Dreikönigstag 1969: Heimatforscher und Ehrenvorstandsmitglied der „Löbl. Singergesellschaft“ Oskar Trost spricht zu seinen „Singern“. Neben ihm (sitzend) der am 1. 11. 1969 hundert Jahre alt gewordene Singer Karl Hamann, z. Zt. ältester Goldstadt-Bürger

Bild: Kirchner, Pforzh.

gesellschaft zu danken gewesen. Neben diesen caritativen Aufgaben wurden durch die festliche Ausgestaltung der Hauptversammlung die alte Tradition weiter gepflegt. Jetzt waren die angesehensten Bürger der Stadt Mitglieder der Singergesellschaft und unter tüchtigen, geistvollen Obermeistern wurden die Singerabende immer mehr zu gehaltvollen Veranstaltungen, zu Höhepunkten des Jahres für viele Pforzheimer. Die erfreuliche Aufwärtsentwicklung wurde durch den Ersten Weltkrieg und die folgende Inflation zwangsläufig unterbrochen. Das Vermögen ging verloren und der alte Zusammenhalt wurde gelockert. Aber heimat-treue Pforzheimer halfen nun durch nam-hafte Stiftungen, die Gesellschaft wieder lebensfähig zu machen. Die Krankenunterstützung konnte nach Einführung der Krankenversicherungen aufgegeben werden, jedoch behielt man das Sterbegeld bei. Neu

wurden nun Unterstützungen eingeführt, die alljährlich an Weihnachten an eine große Zahl bedürftiger alter Pforzheimer ausbezahlt wurden. Im Übrigen entwickelte sich die Singergesellschaft zwischen den beiden Weltkriegen immer mehr zum Traditionsverein der Stadt Pforzheim. Bei den Hauptversammlungen wurden, meistens durch sachkundige Mitglieder, jeweils Vorträge über heimatkundliche Themen gehalten. Männerchöre und Künstler der Stadt stellten sich bereitwillig in den Dienst der guten Sache, indem sie die Hauptversammlungen mit ihren Beiträgen bereicherten. Natürlich trug das „Singermahl“ ebenfalls zur guten Stimmung bei. Die Atmosphäre der Singer-versammlungen, bei denen über alle Unterschiede des Standes, der Konfessionen und der Parteizugehörigkeit hinweg die alten heimat-treuen Pforzheimer jedes Jahr zusammentrafen, war etwas Einmaliges und

keiner, der in den letzten Jahrzehnten daran teilgenommen hat, wird diese schönen Stunden vergessen.

Soweit der Bericht des mit der Geschichte Pforzheims vertrauten Oskar Trost. Es war geradezu selbstverständlich, daß er heute, Ehrenvorstandsmitglied der Gesellschaft, zu den Wenigen gehörte, denen nach dem Zweiten Weltkrieg die Aufgabe zufiel, die „übriggebliebenen“ Mitglieder zur Neuorganisation aufzurufen. Schon im Jahre 1949 konnte dann in einer gut besuchten Versammlung die Fortführung der Gesellschaft beschlossen werden, und in wenigen Jahren durften wieder 350 Mitglieder gezählt werden, die den alten Singergeist am Leben erhalten wollten. Natürlich spielte bei der „Wiedergeburt“ der Singergesellschaft das Bedürfnis der Pforzheimer, angesichts der trostlos anmutenden Trümmerwüste engere Bande unter sich zu knüpfen, eine nicht unerhebliche Rolle. Im Laufe der Nachkriegsjahre kamen aber auch mehr und mehr Neubürger, die Pforzheim als zweite Heimat wählten, zur Gesellschaft. Die meisten sind inzwischen gute und geschätzte Mitbürger geworden.

In der Arbeit der Singergesellschaft steht seit einigen Jahren die „Singerhilfe“ an oberster Stelle. Es ist eine aus besonders hilfsbereiten Sängern gebildete Betreuergruppe, die in vertrauensvollem Zusammenwirken mit dem Sozialamt der Stadt Pforzheim und den Wohlfahrtsverbänden dort eingreifen, wo aus menschlichen Gründen mehr getan werden muß, als es die Organisationen können. Hier geht es oft weniger um materielle Hilfe, als um persönlichen Beistand, um in Not geratenen Bürgern das Gefühl des Alleinseins zu nehmen. Natürlich will die Gesellschaft besonders an Weihnachten älteren Mitbürgern Freude bereiten, und es ist wohl seine befriedigendste Sitzung, wenn der Vorstand Mitte November über die Verwendung der im Laufe des Jahres eingegangenen Legegelder und Spenden zu beschließen hat. Immer bedacht wer-

den dabei die Pforzheimer Altersheime. Die Singergesellschaft würde ihrer Aufgabenstellung untreu, wenn sie nicht auch in Sonderfällen, so z. B. bei der Tornadokatastrophe im Sommer 1968, zu helfen versuchte. In Einzelfällen konnten hier harte Schicksalsschläge gemildert werden. Beispielgebend wollte die „Löbliche“ sein, als sie in der Hauptversammlung am 6. Januar 1969 Herrn Oberbürgermeister Dr. Weigelt zur Wiederherrichtung des durch den Wirbelsturm verwüsteten Stadtgartens DM 5000.— übergab. Ein eigens dazu gebildeter Arbeitskreis bemüht sich, der Stadtverwaltung zu helfen, die durch den Krieg bis auf kleine Reste vernichteten stadtgeschichtlichen Sammlungen wenigstens teilweise wieder zu errichten. Im Sommer jeden Jahres begeben sich die „Singer“ auf eine heimatkundliche Fahrt in die weitere Umgebung der Goldstadt, wobei immer alleinstehende Bürger aus Pforzheimer Altersheimen als liebe Gäste mitgenommen werden. Nebenbei sei bemerkt, daß zu diesen Sommerfahrten „ausnahmsweise“ (weil nämlich die „Löbliche“ eine Männergesellschaft ist) auch die Angehörigen der Singer eingeladen werden, was sich aber beim jeweiligen gemütlichen Beisammensein am Zielort nie als falsch erwiesen hat!

Schließlich ist aber dann doch die Mitgliederversammlung am Dreikönigstag der Höhepunkt im Jahreslauf. Der amtierende Obermeister darf hier regelmäßig den Oberbürgermeister und die Bürgermeister (die selbstverständlich auch „Singer“ sind), sowie manche Ehrengäste begrüßen; im übrigen hat man es sich zur lieben Gewohnheit gemacht, die unumgänglichen „Regularien“ kurz und bündig abzuwickeln, da die Zusammenkunft ja hauptsächlich unterhaltenen Charakter tragen soll. Darbietungen eines Pforzheimer Männerchors umrahmen die Veranstaltung, in deren Mittelpunkt immer ein interessanter heimatkundlicher Vortrag steht, wobei sich der Redner allerdings davor hüten muß, die ihm gesetzte Redezeit

von 45 Minuten zu überschreiten, denn die „Singer“ warten nicht gerne zu lange auf das gemeinsame — und kostenlose — „Singermahl“! Dies läßt sich auch der älteste „Singer“, der im Jahr 1969 hundert Jahre alt gewordene Karl Hamann schmecken! Den an das Essen folgenden „gemütlichen“ Teil beschließen die beiden in jährlichem Wechsel amtierenden Obermeister (z. Z. Ernst-Günther Odenwald und der Verfasser), indem sie jedem Singer und den Gästen das traditionelle „Singerlaible“ übergeben,

das meistens zu Hause schon sehnlichst erwartet wird.

Wenn die „Löbliche Singergesellschaft von 1501“ sich bis in die heutige bewegte Zeit erhalten hat, so ist dies sicher kein Zufall, sondern eher ein Beweis dafür, daß sich die Menschen aller Zeiten wohl in dem Bedürfnis nach gegenseitiger Hilfeleistung ähneln; aber die nahezu 470 Jahre „Singer-geschichte“ läßt auch erkennen, daß es immer bürgerlichen Zusammenhaltens bedarf, um Notzeiten zu überwinden.

Jetzt ist es Mitte

*Wie im Gefieder blauschwarzer Krähen
nistet die Nacht am Westhorizont.
Doch aufeinanderfolgend erstehen
Lichter an seiner schweigenden Front.
Fern in der Ebene bei Hochhäusergruppen
leuchten sie blaß in der Dämmerung auf,
und in den Straßen wie dunkle Schaluppen
scheinwerfend ziehen Autos herauf. —
Sanft ist das Spiel der fallenden Stunde,
Weithin das Land liegt erwartungsvoll,
spürt das Geheimnis in wartender Runde,
das aus der schweigenden Tiefe quoll. —
Endet des Tagwerkes fieberndes Treiben,
tritt ein Zauber das Menschenherz an,
und hinter manchen verhangenen Scheiben
löst sich erst vollends der friedlose Bann.*

*Unter einer Laterne ein Mädchen
steht, fein geputzt, und wartet auf wen.
Tags im Betrieb kaum mehr als ein Rädchen,
ist es jetzt Mitte im Sommergeschehn.*

Friedrich Roth

Ein Minnesänger aus dem Kraichgau

Die Weinbaugemeinde Zeutern feiert ihr 1200jähriges Ortsjubiläum

Von Gernot Umminger, Freiburg

Vier Gemeinden des Kreises Bruchsal feiern im Jahre 1970 ihre 1200-Jahre-Ortsjubiläumsfeste. Neben der bekannten Stadtgemeinde Heidelshem, die als bleibenden Wert dieser 1200-Jahrfeier im 200 Jahre alten Stadttorturm in drei Stockwerken ein neues Heimatmuseum mit Fundgegenständen von der ältesten Siedlungsgeschichte bis in die neuere Zeit eingerichtet hat, wobei natürlich auch der vortreffliche Merian-Stich der ehemaligen Freien Reichsstadt aus dem Jahre 1654 nicht fehlen durfte, sind 770 im Lorscher Codex noch die Kraichgauer Gemeinden Neibshem, Menzingen und Zeutern erstmals urkundlich bezeugt.

Nicht umsonst ist der Ortsneckname für die Zeuterner „WEINSCHLÄUCHE“!! Konnte sich Zeutern doch bereits um 1300 der umfangreichsten Weinanbaufläche des ganzen Kraichgaves rühmen und nach einem Rückgang — wie überall in den deutschen Weinbaulandschaften — sind die „Weinschläuche“ heute wiederum besonders stolz das Prädikat „Größte Weinbaugemeinde im Landkreis Bruchsal“ zu besitzen.

Bereits aus der Jungsteinzeit sind einige bedeutsame Funde auf Zeuterner Gemarkung der Vorgeschichtsforschung übermittelt worden. So wurden im Gewann „Bruch“ ein Steinbeil und im Gewann „Hatzelter Deich“ ein Steinhammer und eine Speerspitze gefunden (vgl. Badische Fundberichte, Band III. 1—12, 1933/36 unter „Fundschau“ 1934/35: „Jungsteinzeit“, S. 356; ebda., S. 391 finden wir den ersten Hinweis auf einen Reihengräberfriedhof: „Zeutern“. Amt Bruchsal: „Ein zufällig bei Anlage eines Neubaus angeschnittener Reihengräberfriedhof wurde von Bezirkspfleger Bauer betreut“). Aus der Römerzeit sind die Funde nicht so sehr zahlreich, obwohl eine wichtige

Straße vom römischen Knotenpunkt Statio ad Campum (Stettfeld) aus über den „Kallenberg“ nach Sinsheim führte, von welcher dann auch in 1,50 m Tiefe Pflasterstellen aufgedeckt wurden. Darüber hinaus sprechen zahlreiche immer wieder gefundene „terra-sigilata“-Stücke im Gewann „Einsiedeln“ dafür, daß hier ein römischer Ziegelofen gestanden haben muß. Wertvoll ist dann vor allem die bekannte „Vespasianusmünze“, die im Gewann „Spermel“ herauskam (vgl. Badische Fundberichte. Band 21. 1958, S. 136: „Münzfund aus Zeutern im Gewann ‚Spermel‘“). Sie stellte lange einen der wesentlichsten Funde aus jener Zeit in unserer Kraichgauer Heimat dar. Doch erst jetzt brachten die Kanalisationsarbeiten die interessante Entdeckung des schon früh hier ansässigen Germanentums im Katzbachtal, nachdem bereits vor einigen Jahren im Gewann „Hofäcker“ ein weitausgedehntes Reihengräberfeld angeschnitten worden war (vgl. hierzu weiterfortschreitend Badische Fundberichte, 13. Band. 1937, S. 24: „Zeutern: Unter örtlicher Aufsicht von Bezirkspfleger Bauer ging die Arbeit an dem Reihengräberfeld weiter.

Neben anderen Beigaben und brauchbarem anthropologischem Material wurden nun auch Gefäße gefunden. Wegen der Bestellung der Äcker wurde nach Aufdeckung der 31. Bestattung die Grabung vorläufig eingestellt.“ Wahle). Ende Januar 1956 stieß der Arbeiter Staudt in Zeutern beim Aushub für einen Kanalisationsschacht im Gewann „Schneckenbühl“ bei der Oberen Mühle auf ein menschliches Skelett. Die Finder maßten der Entdeckung zunächst keine besondere Bedeutung bei. Oberlehrer Krauth, der Leiter der Kreisbildstelle Bruchsal, der davon erfuhr, verständigte die zuständige



Matthäus Merian:
Lorsch in der ersten Hälfte
des siebzehnten Jahrhunderts

„Ein halbe Meil von Heppenheim ligt das Closter Lorsch / ein sehr altes / vor Zeiten stattlich / und reiches Closter / so aber meistentheils in diesen Kriegen verbrent / und zerstört worden.“

Merian-Stich des Benediktinerklosters Lorsch, dessen Güterverzeichnis dem „Codex Laureshamensis“, die meisten Orte im Altsiedelland unserer Heimat ihre urkundliche Ersterwähnung verdanken.

Repro-Foto: G. Uminger

Stelle, so daß dieser historisch so wertvolle Fund von Zeutern der Landesgeschichte nicht verlorenging. Dem Umstand, daß der Grabschacht des zerstörten Grabes über die Kanalisationsgrenzen hinweg ins westliche Nachbargrundstück reichte und dort in der umgebenden schwarzen Schicht Scherben von Tongefäßen und Tierknochen sichtbar waren, ist es zuzuschreiben, daß eine genauere Untersuchung unter der örtlichen Leitung von Bezirkspfleger W. Bauer, Bruchsal, durchgeführt wurde. Die Grabung förderte Scherben von etwa einem halben Dutzend Tongefäße zutage, von denen zwei wieder zusammengefügt und ergänzt werden konnten. Ein zehn Zentimeter hohes Töpfchen ist aus freier Hand geformt und besitzt kleine warzenartige Erhöhungen, die das Halten erleichtern; das zweite, eine sogenannte „Nigraschale“, ist auf der Scheibe gearbeitet. Das S-förmige Profil verleiht dem Schälchen die gefällige Form; drei

Riefen auf der Schulter bilden den einzigen Schmuck. Das im Bruch schokoladebraun aussehende Tonmaterial ist schlecht gebrannt. So ist es geradezu ein Kennzeichen der aus Mitteldeutschland (Elbgermanen!) bekannten Ware. Dieses Gefäß allein genügt schon, um den für unseren Kraichgau so bedeutsamen — um nicht zu sagen —, seit langen Jahren wesentlichsten prähistorischen Fund der völkerwanderungszeitlichen Epoche, in unserem Fall, den Alemannen, zuschreiben zu können und ihn ins vierte nachchristliche Jahrhundert zu datieren. Er gehört demnach in die Zeit, als die Germanen nach der Durchstoßung des Limes das rechte Rheinufer in Besitz nahmen und sich dort ansiedelten. War das römische Statio ad Campum — Stettfeld — ein bedeutender Straßenknotenpunkt an der Kreuzung der Römerstraße Mainz—Cannstatt mit der östlichen Rheintalstraße (Strata montana — Bergstraße) und der wohl be-

deutendste Ort unserer engeren Kraichgauer Heimat während der Römerzeit, so versinkt dieser lokale Platz mit der Landnahme der Germanen ins Nichts. Dies beweist uns eindeutig die relativ späte Ersterwähnung im eigentlichen Altsiedelland (Stetevelt ca. 1250!). Vielmehr mieden die Alemannen die römischen Steinbauten des römischen vicus Statio ad Campum am versumpften Ausgang des Katzbachtales in die Bruhrainniederung und siedelten in etwa drei Kilometer Entfernung im quellenreichen und lößüberkleideten fruchtbaren Kraichgauer Katzbachtal selbst am Platz des heutigen Zeutern. Dabei spricht das Vorwiegen des elbgermanischen Elementes in der Zeuterner Keramik mit dem reinen Typ des „spät-römischen Topfes“ eher für die erste als für die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts. Aus dieser so frühen Zeit der germanischen Landnahme kennen wir bisher zwar eine Reihe von Grabfunden aus unserer rheinfränkischen Heimat, aber nur kümmerliche Spuren gleichaltriger Siedlungen; gerade darin liegt aber der hohe landesgeschichtliche Wert der Zeuterner elbgermanischen Siedlungsfunde (vgl. hierzu Badische Fundberichte, 21. Band, 1958, S. 139/175: „Neue Funde der Völkerwanderungszeit aus Baden. Gerlachsheim, Ilvesheim, Zeutern“, bes. S. 157/160, „Zeutern“. Dauber).

Der Zeuterner Ortsname wurde lange in romantischer Verklärung von dem altgermanischen Kriegsgott „Ziu“ abgeleitet. Diese Auffassung ist — genau so wie bei dem benachbarten Odenheim, das man als „Heim des Odin“ sah, während es sich eindeutig um einen patronymischen Ortsnamen „Heim der Sippe eines Oto, Odo“ handelt — heute nicht mehr haltbar. Noch weniger sicher ist eine Ableitung vom griechischen „Teuderion“, das auf einer Landkarte des Ptolemaios (etwa 100—178 n. Chr.) zu finden ist. Eher könnte als Ursprung ein Name wie „Tudrus“ oder „Tuderus“ — vgl. hierzu die „Germania“ des Tacitus — in Frage kom-

men. Wahrscheinlicher und mit den naturräumlichen und siedlungsgeschichtlich gegebenen Verhältnissen am sichersten zu beweisen ist die These, daß Zeutern auf das germanische Wort „teu-dra“, Zugseil, Weideseil zurückgeht. So ist Zeutern der Ort, „an welchem das Vieh zum Weiden an einem in die Erde geschlagenen Pflock gebunden wurde“. Tatsächlich kann man sich die Verbindung einer frühen Alemannensiedlung mit Weideplätzen angesichts der zu Zeutern gegebenen geographischen Tatsachen sehr gut vorstellen, war doch die Wirtschaftsform der einwandernden Alemannen und nach ihnen der Franken auf Viehhaltung und Körnerbau ausgerichtet und lagen die Ansiedlungen nicht an den Römerstraßen und am Platz der steinernen römischen Ruinen, sondern an den Bachläufen mit ihren Weidegründen. All dies trifft für Zeutern ohne jede Einschränkung zu und so ist der philologischen Ausarbeitung von M. Diemer in ihrer Dissertation „Die Ortsnamen der Kreise Karlsruhe und Bruchsal“, Freiburg i. Br., 1964, veröffentlicht als 36. Band in der Reihe B der Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, S. 77/81, bes. S. 81, voll zuzustimmen.

Im Jahre 770 erscheint Zeutern erstmalig als „Ziuterna“ im Codex Laureshamensis 3, 2327. 771 finden wir im CL 3, 2307 „in villa Ziuterner marca“; 779 „Ziuternheim“, CL 3, 2310; 864 „Ciudrinheim“, CL 3, 2176; 1165 „Zutren“; 1237 „Czutren“; 1277 „Zuthern“, und endlich 1341 „Z(e)utern“. Aber nicht nur die ältesten Nachrichten über die frühesten Siedlungen verdanken wir den Traditionen des Benediktinerklosters Lorsch, sondern auch unsere Kenntnis der ersten kirchlichen Organisation. Daraus lassen sich eine ganze Anzahl grundherrlicher Eigenkirchen erkennen, die im 8. und 9. Jahrhundert in Lorsch Besitz übergehen. Neben dem Wormsgau und Lobdengau stellte vor allem unser

Kraichgau ein Zentrum ersten Ranges Lorsch'scher Grundbesitzes dar. Dabei schließt der Status einer grundherrlichen Eigenkirche den Rang einer Pfarrkirche nicht aus! In Zeutern wird bereits im Jahre 823 ein Gotteshaus sicher bezeugt (CL 3, 2308): ein Balthart schenkt neben allen seinen Gütern in Zeutern auch eine „ecclesia“. Doch schon um 870 vertauschte dann Abt Thiotroch die Zeuterner Besitzungen an einen „virum quendam nomine Asbrant“ (CL 3, 2176). Fortan hören wir nichts mehr von Lorsch'schen Rechten in Zeutern. Im 12./13. Jahrhundert scheinen aber zwei Pfarrkirchen nebeneinander bestanden zu haben — wohl so wie sich auch heute wieder das uralte Martinskirchlein bei dem im Jahre 1962 zum Sankt-Martins-Tag benedizierten modernen Kirchenbau sich zeigt. „Plebanus ecclesie sancti Martini Dimo scilicet . . . Luhtfridus pastor ecclesie in Zuderen“ heißt es (vgl. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 13, S. 323 a 1213) und als Besitzer werden das Kloster Hirsau — die Mutterabtei des im Jahre 1122 im Zeutern benachbarten Odenheim gegründeten Benediktinerklosters — und das Sankt-German-Stift genannt. „Im Jahre 1219 überließ Propst Heinrich von St. German seinem Kapitel ‚ius patronatus capelle in Zuderen ad preposituram eiusdem ecclesie (= St. German) hucusque pertinentem“ (A. Seiler, Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiaconaten des Bistums Speyer, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 10. Band, Stuttgart 1959, S. 113, Anm. 215). Die alte Zeuterner Martinskirche, die neben der neuen Pfarrkirche Sankt Martin erhalten blieb, zeigt am Turm zwar erst die Jahreszahl 1409, doch ist sie schon — wie wir bereits ausgeführt haben — im neunten Jahrhundert (im Jahre 823) zusammen mit einer Frühmesserei und Kaplanei erwähnt. Das Zeuterner Sankt-Martins-Patrozinium

allein zeigt uns schon das hohe Alter, sind doch die Sankt-Michaels-, Sankt-Georgs- und die Sankt-Martins-Patrozinien mit die ältesten unserer Heimat überhaupt.

Unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen kamen die Güter der Zeuterner Mark an das im Jahre 761 von Graf Camor, einem Verwandten Pippins des Jüngeren, gegründete Benediktinerkloster Lorsch, dessen Güterverzeichnis, der Codex Laureshamensis, die ältesten Beurkundungen unserer heimischen Dörfer beinhaltet. Die 1122 durch Kaiser Heinrich V. bestätigte Benediktinerabtei am Wigoldesberg bei Odenheim (eine Kongregation des Klosters Hirsau) besaß lange die Gerechtsame über Zeutern. Bereits 1147 hatte ein Konrad von Kürnbach in Zeutern „ein Juchert Reben“ dem Benediktinerkloster Hirsau geschenkt. Von Hirsau aus war dann das neue Kloster Odenheim mit zwölf Mönchen besetzt worden, und so bekam letzteres den Besitz in Zeutern. Aus den historischen Quellen geht hervor, daß diese zwölf Mönche der Zweigabtei Odenheim den Weinbau nach Zeutern gebracht haben, der auch heute noch die wirtschaftliche Grundlage des Dorfes ist. 1241 bereits — der Ruf des Zeuterner Weines muß sich schnell verbreitet haben! — bemühten sich dann die Herren von Katzenellenbogen aus Rheinhessen und das bekannte Zisterzienserkloster Maulbronn — dieses rodete im jungen Kulturland der nur schwer zu besiedelnden Keuperböden im Strom- und Heuchelberggebiet die Bergwälder — um Weinberge in Zeutern; der Zeuterner „Huddler“ war eben weithin bekannt und berühmt! Im gleichen Jahr (1241) kam Zeutern an das Hochstift Speyer. Das Kloster Herrenalb erhielt im Jahre 1277 auf der Zeuterner Gemarkung Rebgelände und auch die Fürstbischöfe von Speyer legten auf dem „Kallenberg“ — einer auch heute noch sehr geschätzten Weinlage — Rebberge an. Noch heute ist dort ein Markstein oder wie es in der Volkssprache des

Kraichgaues heißt, ein „Setzstein“ mit dem Speyerer Bischofswappen zu sehen. Der Fürstbischof Gerhard von Speyer hatte nach dem Aussterben der Kraichgaugrafen von Lauffen im Jahre 1338 und nach dem Erlöschen des ortseigenen Zeuterner Adels im 16. Jahrhundert die Vogtei sowohl über das nahe Kloster Odenheim als auch über Zeutern erworben.

Bis ins 16. Jahrhundert hinein ist der ortseigene Adel, der noch in vielen Orten der nahen und weiteren Umgebung begütert war, die Herren von Zeutern erwähnt. Das Wappen dieses Herrengeschlechts zeigte im schwarzen Schilde ein aufrecht stehendes silbernes Krummhorn, wie es auch an den Arkaden des Mittelschiffes der Klosterkirche Maulbronn zu sehen ist, und darüber stand in altgotischen Buchstaben „Zutern“. 1286 war Zeutern durch Kaiser Rudolf von Habsburg Stadtrecht und damit auch das Marktrecht verliehen worden, wie auch dem Städtchen Heidelberg zur selben Zeit. Da jedoch das bisherige Dorf Zeutern als „Stadt“ mit dem Marktrecht nicht viel anzufangen wußte, soll es dieses, dem Volksmunde nach an Stettfeld verkauft haben, und mancher Spott geht heute noch deshalb wegen dem „Steffelter Gaißemarkt“ zwischen den Nachbarorten hin und her.

Viele Namen der Edlen von Zeutern sind im Salbuch des Frauenalber Klosters aufgeführt. So etwa: Elisabeth, des Peter von Zeuterns Witwe, 1480 und Margaretha von Thalheim, Hermann von Zeuterns Witwe, 1480. In einem Statut des Weidenstiftes zu Speyer wird ein Johann von Zeutern erwähnt; im Jahre 1507 hat ein Reinhard von Zeutern ein Mannslehen vom Speyerer Hochstift inne. Oft werden die Herren von Zeutern auch als Wohltäter und Gönner des Klosters Maulbronn genannt. Einige sind sogar Äbte des Maulbronner Zisterzienserklosters gewesen. Nur so ist auch die weiter oben erwähnte Anbringung der Wappenbilder der Zeuterner Herren an den Ar-

kaden des Mittelschiffes der Klosterkirche zu Maulbronn zu erklären. Ein weiteres Mitglied des alten Ortsadels von Zeutern war Deutschordensträger. Mitglieder dieses angesehenen Adelsgeschlechtes waren u. a. bei den Markgrafen von Baden, bei den Kurfürsten von der Pfalz, bei den Herzögen von Württemberg und den Fürstbischöfen von Speyer als Beiräte tätig, wo sie wegen ihres aufrichtigen Wesens und ihrer Bredsamkeit bei der Schlichtung von Streitigkeiten wertvolle Dienste leisteten. Ein Karl Stengel aus Zeutern diente um die Jahrhundertwende am Hessischen Hof in Wiesbaden als Professor und Hofnarr zugleich! Im Befreiungskampf der Kraichgauer und Bruhrainer gegen die Franzosen zeichneten sich ein Lorenz Schmitt und der damalige Ratschreiber Molitor besonders aus. Die „Franzosenhohl“ (eine tiefeingeschnittene Lößhöhle) erinnert an diese Zeit. Daß die Zeuterner auch bei der Revolution von 1848 und dem Badischen Aufstand unter Hecker und Struve nicht untätig blieben, beweist der ihnen — neben dem Necknamen „Weinschläuche“ — noch angehängte Spottname der „Freischärler“!

Leben und Werk Reinmars

Die Herren von Zeutern waren treue Gefolgsleute des staufischen Kaiserhauses, liegt doch Zeutern am Zug der alten wichtigen, die Gebirgslücke zwischen Odenwald und Schwarzwald nutzenden Handels- und Heeresstraße vom Rhein gen Schwaben und Ostfranken. Der zwischen 1195 und 1205 geborene Minnesänger Reinmar von Zweter entstammt dem anno 1172 erstmals urkundlich erwähnten pfälzisch-rheinfränkischen Herrengeschlecht von Zeutern. Achtzig Jahre sind verflossen, seitdem der Göttinger Universitätsprofessor Gustav Roethe im Verlag von S. Hirzel das grundlegende Werk über den in weiten Kreisen wenig bekannten Minnesänger und Spruchdichter

Reinmar von Zweter herausgegeben hat. Ihm gelang es, nachzuweisen, daß dieser Minnesänger, der ein Schüler Walthers von der Vogelweide war, dem pfälzischen Adelsgeschlechte der Herren von Zeutern (Ziutern) entstammte. Über die Kritik und Ablehnung von Roethes Zeuterner Heimatthese Reinmars (Gustav Roethe, Die Gedichte Reinmars von Zweter, Leipzig 1887, S. 1—92 Reinmars Leben, bes. S. 15/19) durch Friedrich Pfaff — in der „Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Kunst und Altertum besonders des alemannisch-schwäbischen Gebiets. XX. Jg., 1. Heft, Bonn 1892, S. 293/295 — hinaus, hat der erst vor wenigen Jahren verstorbene bedeutende Tübinger Germanist Hermann Schneider in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“, I. Band: Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung, Tübingen 1943, 2. Auflage, S. 530, betont, daß Reinmar als geborener Rheinfranke aus unserem Kraichgauer Zeutern früh nach Österreich gekommen ist: „Von seiner Heimat bei Bruchsal ist er früh nach Österreich gekommen. . .“ Und auch Helmut de Boor und Richard Newald nennen in ihrer achtbändigen „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ im zweiten Band der fünften Auflage, München 1953, S. 418 das „. . . heutige Dorf Zeutern zwischen Heidelberg und Bruchsal“. Daß Reinmar adliger Herkunft war, läßt sich mannigfaltig auch aus den zeitgenössischen Chroniken bezeugen: „Ein man von ritters art“, „erbar geboren“ und „von Geburt edel“, das sind nur wenige der zahlreichen Belege. Von Reinmar selbst aber hören wir: „Von Rîne sô bin ich geborn, in Österrîche erwachsen, Beheim hân ich mir erkorn. . .“ (Am Rheine bin ich geboren, in Österreich erwachsen, und Böhmen habe ich mir auserwählt). Schon in jungen Jahren ist Reinmar an den Wiener Hof der Babenberger gekommen. Dort regierte Leopold VII., „der Glorreiche“, welcher nicht nur ein hervorragender



Reinmar von Zentern oder — wie ihn die Literaturgeschichte nennt — Reinmar von Zweter nach der Menassischen Liederhandschrift.

Diplomat und Gelehrter war, sondern auch als Freund ritterlich höfischer Minne und Dichtung einen Kreis bedeutender Künstler an seinen Hof berief. Hier lernte Reinmar vor allem auch den bedeutendsten Lyriker des deutschen Mittelalters, Walther von der Vogelweide, kennen, der mit den ersten vaterländischen Sprüchen und Liedern, die wir in deutscher Sprache besitzen, in die gewaltigen — gerade unseren südwestdeutschen fränkisch-schwäbischen Heimatraum betreffenden — Bewegungen eingriff, die damals ganz Deutschland erschütterten: die entsetzlichen Bürgerkriege zwischen Staufern und Welfen. Reinmar schlägt die von Walther von der Vogelweide gewiesene Richtung ein, die sich auch immer wieder in seinen Gedichten und

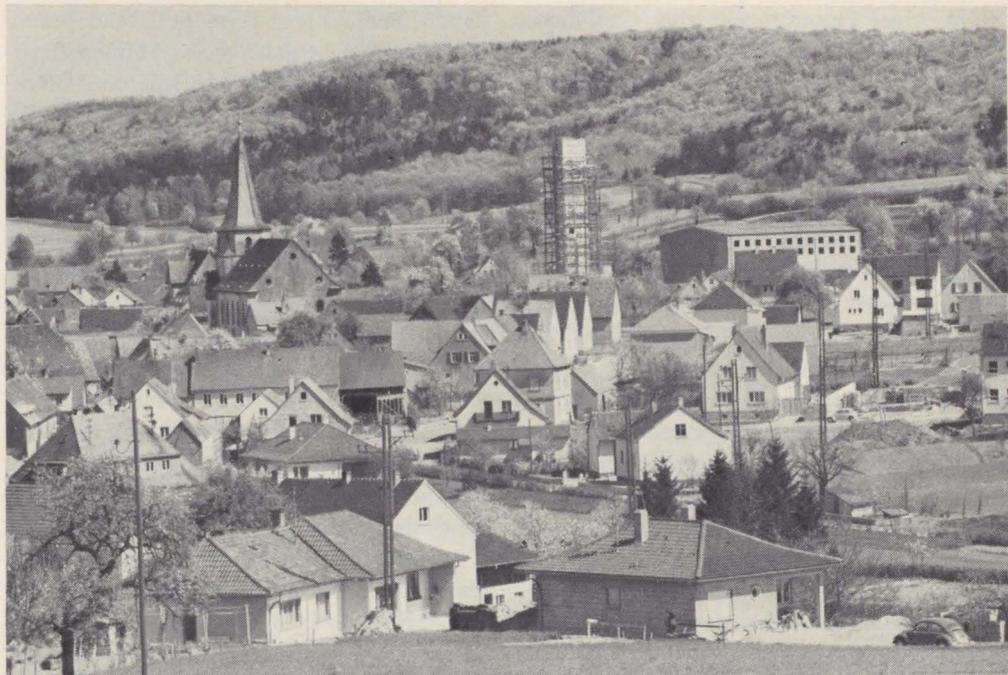
Sprüchen widerspiegelt. Als geborener Rheinfranke, aber in Österreich erzogen, wo er „singen und sagen lernte“, schlägt unser Kraichgauer Reinmar von Zweter so die Brücke zwischen dem Südosten und dem Südwesten Deutschlands, wie wir es sonst nur noch bei Walther von der Vogelweide finden. Reinmar hat Walthers Unterricht genossen und von ihm entscheidende Anstöße empfangen. Doch bleibt er in weitem Abstand von seinem großen Vorbild, weil er eben nur einen engeren Gesichtskreis beherrscht und menschlich und künstlerisch nicht über ein gewisses Niveau hinauskommt. Als eine ruhige, lehrhafte und lebenskluge Natur ereifert er sich nur gelegentlich für eine Sache, ist aber weit entfernt von dem sprühenden polemischen Feuer und dem einfallreichen Witz des Meisters, von dem er sich ohnehin früh löst und in die glatte Bahn eines nur von gelegentlichen Stürmen erreichten Lebens gelangt. Wenn auch Reinmar die Gunst der Fürsten schaute — er hatte immer genug Eigenes zum Leben und brach nie in den Jubelruf über ein geschenktes Lehen aus wie Walther von der Vogelweide, der von Hof zu Hof, von Herrscher zu Herrscher, je nach der sich wandelnden politischen Konstellation, hin- und hergeworfen wurde, immer besorgt um das tägliche Brot: „Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen. nû enfürhte ich niht den hornunc an die zêhen“ (Ich habe mein Eigentum in der Welt; nun brauche ich nicht die Kälte des Februars am Körper zu fürchten).

Im Jahre 1230 trat mit dem Tode Leopolds VII. eine Änderung ein im Leben Reinmars. Am Hofe des Nachfolgers war für den ernsten, fast etwas steifen Reinmar kein Platz mehr, denn jetzt treten Minnesänger und Spruchdichter mit ihren Erzeugnissen hervor, welche die alten, strengen höfischen Regeln und Vorbilder verlassen und volkstümlichere Motive in derb realistischer Darstellung bringen. Es leuchtet ein,

daß hier das vornehme, ritterliche Ideal Reinmars — in seinem „froun êren tôn“ am reinsten verkörpert — nicht mehr angebracht war. Walther von der Vogelweide rief ja auch enttäuscht über die Zeitläufte aus: „Frouw Unfuge, ihr habt gesiegt!“

Von 1234 bis 1241 finden wir Reinmar am Hofe des Königs Wenzel I. von Böhmen; aber auch am Prager Hofe findet er kein dauerndes Glück mehr, und so ist er nach 1241 unter anderem einmal in Meißen, dann in Mitteldeutschland, so etwa auf der Wartburg am thüringischen Hofe, wo er unter den Sängern des berühmten Sängerkrieges auf der Wartburg genannt wird. Die Meistersinger betrachteten ihn darum auch als einen ihrer zwölf Gründer. Im Jahre 1245 erscheint Reinmar dann wieder in seiner oberrheinischen Heimat am Hofe des Erzbischofs von Mainz. Sein Leben neigt sich dem Ende zu; er erblindet. „In mîner abendzît bin ich . . .“ und „Mîn abendsunnenschîn ist bleich . . .“ lesen wir als stille Resignation dieses schweren Schicksalsschlages der Blindheit für Reinmar. Der Miniaturmaler der Manessischen Liederhandschrift wußte von dieser Blindheit von Reinmar. Der Minnesänger diktiert — den Kopf auf die Knie gestützt mit geschlossenen Augen — seine Sprüche und Minnelieder einem Schreibfräulein auf das Pergament und einem Schreiber zugleich auf das Wachsdiptychon. Merkwürdig und selten ist das Auftreten zweier Gehilfen für einen Dichter bei den porträtähnlichen Darstellungen der Manessischen Liederhandschrift. Der auf eine Wachs- tafel skizzierende Schreiber zeichnet zweifelloso die Gedanken des Dichters auf, die nach Überarbeitung und Korrektur von dem Schreibfräulein, der „frouwe“, auf die Pergamentrolle übernommen werden.

Um das Jahr 1247 ist Reinmars letzter datierbarer Spruch verfaßt, dann schloß er sich von der Welt ab und hat wohl in einem geistlichen Stift sein Leben in der Zeit zwischen 1250 und 1255 beschlossen. Begraben



Die alte Zeuterner St. Martinskirche blieb neben dem im Jahre 1962 benedizierten modernen Kirchenbau erhalten.

Foto: Bischof, Zeutern

liegt er in Eßfeld, einem zwischen Würzburg und Ochsenfurt gelegenen Ort in Mainfranken. In jüngster Zeit besorgten badische Heimatfreunde die Heidelberger Miniatur Reinmars von Zeutern nach der Gemeinde Eßfeld für die dortige Schule. Von seinem Grabe ist nichts mehr erhalten, während wir Walthers von der Vogelweide letzte Ruhestätte im Lusamgärtchen beim Würzburger Neumünster finden.

Bei der Eröffnung der ersten Kraichgauer „Minnesänger-Heimatstube“ auf Burg Steinsberg am 16. Mai 1965, hatte der aus dem Kraichgau stammende und jetzt in Freiburg i. Br. lebende Gernot Umminger dem Landesverein „Badische Heimat“ die Anregung gegeben zum Gedächtnis an Reinmar von Zweter auch in Zeutern eine „Minnesängerstube“ einzurichten. Freudig griff der unermüdete Emil Baader diesen Gedanken auf und Rektor i. R. Hollerbach sowie Bürger-

meister Vetter stimmten sofort zu — von der Heidelberger Universitätsbibliothek tatkräftig gefördert, im Nebenzimmer des Gasthofes „Zur Winzerstube“ diese zweite Kraichgauer „Minnesänger-Heimatstube“ zu planen. Am 28. Mai 1967 konnte dann die „Reinmar-von-Zweter-Minnesänger-Heimatstube“ im traditionsreichen Weindorf Zeutern unter Teilnahme zahlreicher Ehrengäste feierlich eröffnet werden. So weilten u. a. Landrat Dr. Friedrich Müller, MdL., Professor Preisendanz, Heidelberg, Professor Kohler, Karlsruhe, Schulamtsdirektor Hemberger, Bruchsal, Pfarrer und verdienter Heimatforscher Franz Gehrig, Elsenz, Zeuterns Ehrenbürger und Schulleiter a. D. Hollerbach, Oberregierungsrat Ritter, Obergrombach — ein Sohn der Gemeinde Zeutern —, Konrektor a. D. E. Kunz, Karlsruhe, Oberstudienrat Max Weiler, Ubstadt u. v. a. bei dem feierlichen Festakt.

„In seiner Festansprache zum Gedächtnis an Reinmar von Zeutern beleuchtete Gernot Umminger, Freiburg, in weitgespanntem Bogen nicht nur das Leben und Werk des Minnesängers und Spruchdichters, er versuchte auch, die Festteilnehmer mit den geschichtlichen Zusammenhängen der mittelalterlichen Dichtkunst, der Entstehung, Entwicklung und Blütezeit des Minnesangs, den Motiven und Aufgaben der Minnesänger vertraut zu machen. Als erstaunlich und verständlich zugleich beantwortete der Festredner die Frage, warum gerade der Kraichgau so viele bedeutende Persönlichkeiten, wertvolle Baudenkmäler, geschichtlich bedeutende Werke im Mittelalter hervorgebracht habe, indem er namhafte Heimatforscher, Schriftsteller und Historiker zitierte, die gerade das Kraichgauer Hügel-land ob seiner lieblichen Landschaft, seiner arbeitsamen und freundlichen Bewohner, seiner verkehrsgünstigen Lage und seines angenehmen Klimas und fruchtbaren Bodens als ein kunsthistorisches und wirtschaftliches Schatzkästchen bezeichneten. Wie alle monumentalen, musikalischen und literarischen Werke von gewissen Strömungen ihrer Zeit geprägt wurden und werden, so stand der bisher hauptsächlich vom Osten her und von den Donauländern bestimmte Minnesang zur Zeit Reinmars größtenteils unter dem Einfluß vom Westen her, er wurde geprägt von dem Auftreten der Troubadoure. Reinmar von Zeutern war, auch als Schüler von Walther von der Vogelweide, dem größten Minnesänger des Mittelalters, dem Einfluß westlicher Richtungen unterlegen...“ (Bruchsaler Rundschau der Badischen Neuesten Nachrichten, Karlsruhe, Nummer 125, Mittwoch, 31. Mai 1967, S. 13).

Die Reihe der Gratulanten an die Gemeinde Zeutern zum gelungenen Werk — Landtagspräsident Dr. F. Gurk hatte eine Glückwunschkarte übersandt — schloß Emil Baader in seiner von Humor getragenen Art. Sein Gruß galt allen, die mitgeholfen

hatten, in kürzester Frist die Voraussetzungen für die Übergabe dieser „Minnesänger-Heimatsube“ zu schaffen. Mit den Glückwünschen des Landesvereins „Badische Heimat“ und der offiziellen Eröffnung der „Reinmar-von-Zweter-Gedenkstätte“ überreichte Emil Baader einen von ihm gestifteten „Minnesänger-Preis“ für das Jahr 1967, ein wertvolles Buch. Alljährlich soll einem in der Heimatkunde sich besonders auszeichnenden Schüler dieser „Minnesänger-Preis“ verliehen werden. Damit soll die Jugend angeregt werden, sich mit der Geschichte der engeren Heimat zu befassen, alte Kulturgüter zu pflegen und auch in der schnelllebigen Gegenwart, die eigene Vergangenheit aufzuspüren und zu erfassen.

In lebendiger Erinnerung bleibt so Reinmar von Zeutern in seiner Kraichgauer Heimat. Mittelpunkt der neuen „Minnesänger-Stube“ im Nebenzimmer der „Winzerstube“ bildet die originalgetreue farbige Wiedergabe der Miniatur des Reinmar von Zeutern oder — wie ihn die Literaturgeschichte nennt — Reinmars von Zweter aus der Manessischen Liederhandschrift, von der Heidelberger Universitätsbibliothek zur Verfügung gestellt unter dankenswerter Mitarbeit von Professor Preisendanz, dem früheren langjährigen Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg. Aus Heidelberg wurden ferner Wiedergaben von Reinmars Liedern und Sprüchen in bunten Initialen beschafft. Dank der Förderung durch den Kunstverlag Woldemar Klein in Baden-Baden sind für die neue Zeuterner Minnesänger-Heimatsube auch Bilder Walthers von der Vogelweide und Wolframs von Eschenbach besorgt worden; ferner von König Wenzel von Böhmen, der selbst Minnesänger, Freund und Gönner Reinmars war, von Bruno von Hornberg, dem Minnesänger des Schwarzwalds, von Burkart von Hohenfels, dem Minnesänger der Bodenseelandschaft, von Konrad von Wissenloh (Wiesloch) sowie von dem Spruch-

dichter und Minnesänger Spervogel-Herger, der oft auf der Zeutern benachbarten Burg Steinsberg im Kraichgau zu Gast gewesen ist, ebenso von dem Minnesänger Bliigger von Steinach, dessen Wappen eine schwarze Harfe in goldenem Feld zeigt. Ein Dokument von dauerndem Wert ist weiter das Gäste- und Ehrenbuch der neuen Minnesänger-Stube in Zeutern. Auf rund hundert Seiten erfahren die Besucher Wichtiges in Wort und Bild über Leben und Werk Reinmars, aber auch über den Verlauf des festlichen Tages im Mai 1967. Das Ehrenbuch bringt vor allem dreißig der schönsten Lieder und Sprüche von Reinmar in der Olbermannschen Übertragung aus dem Reclam-Verlag. Das Bürgermeisteramt Eßfeld sandte Beiträge über Eßfeld zu Reinmar sowie eine Bildkarte mit der Ansicht jener alten Kirche aus dem Jahre 1180, in welcher vermutlich Reinmar beigesetzt wurde. Weiter erfreulich ist, daß für die Jugend der jetzt 1200jährigen Gemeinde Zeutern, der „Minnesänger-Preis“ gestiftet wurde und daß sich alljährlich im Mai die Heimatfreunde des Kraichgauer treffen wollen, um die Kenntnis des Minnesängers zu vertiefen. Mit einigen Proben aus Reinmars „froun êren tôn“ — derselbe verdeutlicht am treffendsten die Minneauffassung und das Minneideal des Kraichgauer Sängers — wollen wir unser Gedenkblatt für die zweite „Minnesänger-Heimatstube“ der „Badischen Heimat“ im 1200jährigen Kraichgauer Weinort, Zeutern, wo in der Zeit vom 4. bis 7. September 1970 mit einem Festakt, Festbankett, großem Familien- und Heimatabend und historischem Festzug mit Bildern aus der 1200jährigen Geschichte die 1200-Jahrfeier begangen wurde, beschließen:

„Got vater unser, dâ dû bist
in dem himelrîche gewaltic alles des dir ist,
geheiligt sô werde dîn nam, zuo müeze uns
kommen daz rîche dîn!
Dîn wille werde dem gelîch

hie ûf der erde als in den himeln, des gewer
unsich!

nû gip uns unser tegelich brôt unt swes wir
dar nâch dürftic sîn!

Vergip uns allen sament unser schulde,
als du wilt, daz wir durch dîne hulde
vergeben, der wir ie genâmen
deheinen schaden, swie grôz er sî:
vor sünden kor sô mache uns vrî
unt loese uns ouch von allem übele!
Amen! . . .

. . . Marîa küniginne hêr,
dû lâz uns geniezen, daz diu werlt in rehter
ger
gert, vrouwe, dîner helfe: nû hilf uns ouch
durch al die vröude dîn;
Der ich dir vünve nenne hie:
diu êrste, daz dîn heilic lîp den hôhen
gruoz enphie,
den dir der engel brâhte, daz dû Gotes
muoter soltest sîn;
Diu ander, daz dû Jêsum Crist gebaere;
diu dritte, dazt in grôzen vröuden waere,
dô man dir seite sîne urstende;
diu vierde was sîn himelvarht;
diu vünfte an dir ervüllet wart,
dô er dich hein vuorte âne missewende . . .

. . . Gegrüezet sîstû, künigîn,
Marîa ganzer tugende ein durchliuhtiger
sunnenschîn!
dû bist ouch volliclîchen aller genâde ein
immer wernder hort.
Unser hêre sî mit dir,
sô daz ir mit einander beidiu sît genaedic
mir
unt von mir sündare geruoht vernemen
mîniu clagenden wort!
Dîn hôhe gnâde, vrouwe, an mir erzeige,
mich diu wilde tôdes angest neige:
gebenedît vor allen wîben
sî dîn reiner, kiuscher lîp!
dû muotermagt unt niht ein wîp,
gesegent sî diu vruht vor allen lîben! . . .

... Vrouwe, mîner vröuden heil,
mînes líbes wunne unt aller mîner saelden
teil,
dîn güete mich betwinget, daz ich dir immer
spriche lobes wort.

Ob allen vrouwen saelic wîp,
in wîplicher vuore minniclicher schoener lîp,
der werdikeit ein bluome, wîplîcher zuht
unt êren ganzer hort.

Dîn rôter munt, dîn liechter ougen blicke
hânt mich verwundet in der minne stricke,
sô daz ich herz unt al die sinne
in dîn genâde hân gegeben.
swie dû wilt, sô wil ich leben;
ich bin dîn dienst, dû mîn gebietaerinne! ...

... Der guoten wîbe werdikeit
wil ich mit worten unt mit sange immer
machen breit

von getriuwes herzen grunde durch die
vil herzelieben vrouwen mîn,
An der mîn hôhstiu vröude stât:
ir kiusche, ir schoene, ir minniclicher lîp
beslozen hât
mîn herze sit der stunde, daz mich enp-
hienc ir liechter ougen schîn.
Dâ wart ich alsô minniclich enphangen,
dâ von mîn trûren was vil gar zergangen:
swâ si nû sî, diu minnicliche,
si ist mir in dem herzen bî;
ir lîp ist alles wandels vrî:
dâ von bin ich an hohem muote rîche ...

... Vrouwen lop ist reinez leben:
sunder reinez leben sô kan in nieman lop
gegeben.

ir êrsten lobe ist einez wîplîchiu zuht, daz
ander senfte site.

Diu zwei lege in ir sorgen schrîn,
dâ bî sol ouch diu schame süeze, hôchge-
lobte sîn:

erbermede unt diu güete, dâ wîbent sich
die vrouwen sêre mite.

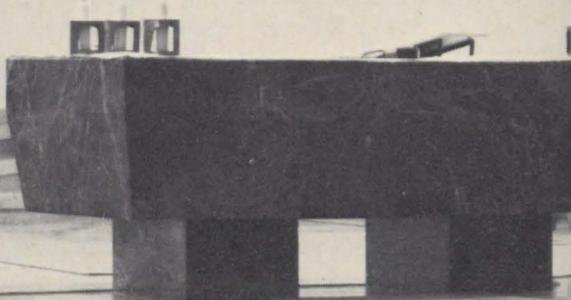
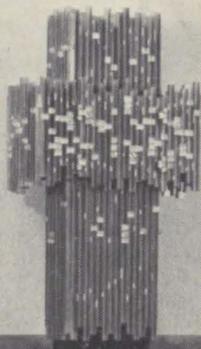
Vor wilden blicken unt vor vrîen worten
suln sie ir lobes hûeten zallen orten;
mit kiusche suln si übergulden
ir lop, ir leben unt ouch ir lîp,
sô daz vrouwen lîp ‚ein wîp‘
geheizt müge: daz sprich ich in ir
hulden ...“

Rechtzeitig zum 1200jährigen Jubiläum, das die Gemeinde Zeutern in der Zeit vom 4. bis 7. September 1970 begehen wird und dem vor allem ein Festakt und Festbankett am Freitag, dem 4. 9., der große Heimat- und Familienabend am Samstag, dem 5. 9., und ein historischer Festzug mit Bildern aus der 1200jährigen Geschichte Zeuterns, das Gepräge geben werden, erscheint im F. W. WESEL-Verlag, Baden-Baden das Heimatbuch „1200 Jahre Zeutern“. Dieses von Zeuterns Ehrenbürger Schulleiter a. D. Eugen Hollerbach (†) begonnene Werk wurde unter der sachkundigen Leitung des bewährten Heimatforschers Pfarrer Franz Gehrig, Elsenz, beendet und wird bei einem Umfang von ca. 380 Text- und etwa 70 Bildseiten gegen 15.— bis 20.— DM kosten.

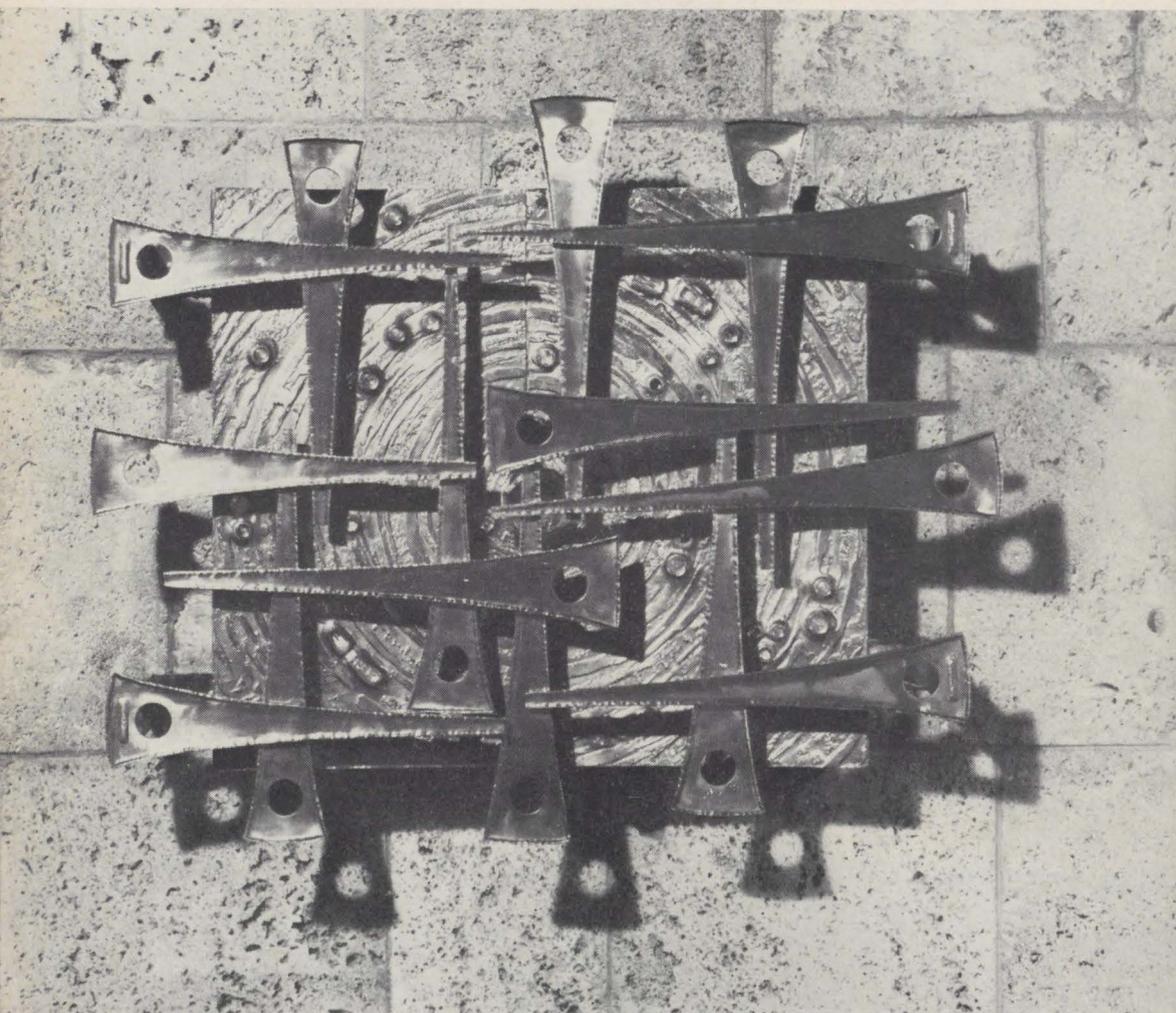
Sakrale Kunst

ein Bildbericht der Kunstwerkstätte

A. Kunz, Pforzheim







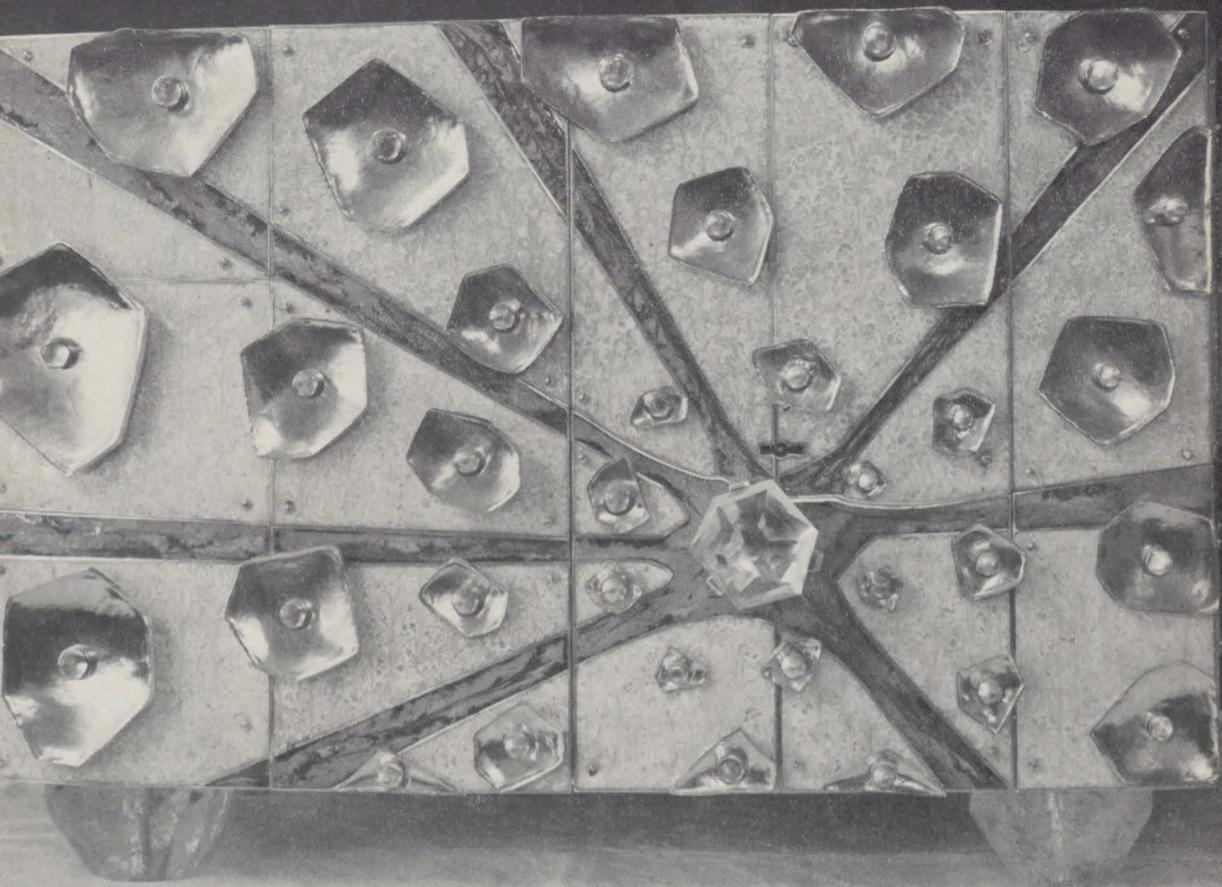
Tabernakel, Tombak vergoldet, bereichert mit Bergkristall, Gittertor ebenfalls Tombak vergoldet. Mutterkirche Kloster Erlenbad. Kunstwerkstätte Anton Kunz, Pforzheim Foto: Hans-Jürgen Reichart, Mannheim

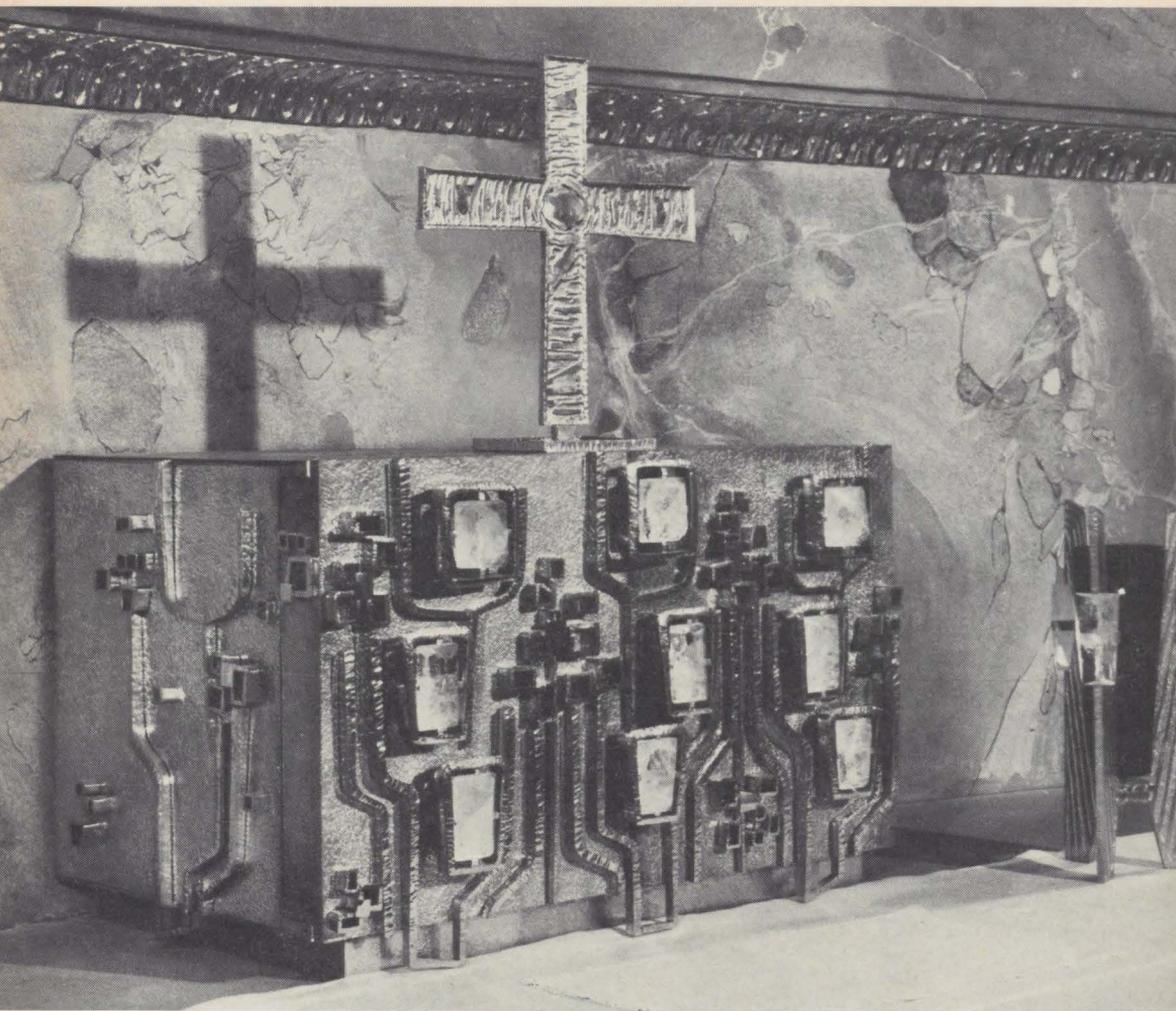
◁ Seite 262: Sakramentshaus, Ausführung Tombak mit Bergkristall, kath. Pfarrkirche Bühl-Obertal 1968, 2 m hoch. Kunstwerkstätte Anton Kunz, Pforzheim. Foto: Hans-Jürgen Reichart, Mannheim

◁ Seite 263: Tabernakel und Chorgitter, Altarleuchter. Ausführung Tombak mit Bergkristall, Tabernakel Tombak vergoldet, 1968 Exerzitienhaus Hochfelden, Obersasbach bei Achern/Baden. Kunstwerkstätte Anton Kunz, Pforzheim Foto: Hans-Jürgen Reichart, Mannheim

Tabernakel, Kath. Pfarrkirche Todtnau, Grundfläche weißopaler Emailschmelz. Metallplatten vergoldet mit Bergkristall aufgesetzt. Strahlen rot, im Zentrum großer geschliffener Bergkristall.
Kunstwerkstätte Anton Kunz, Pforzheim

Foto: Hans-Jürgen Reichart, Mannheim



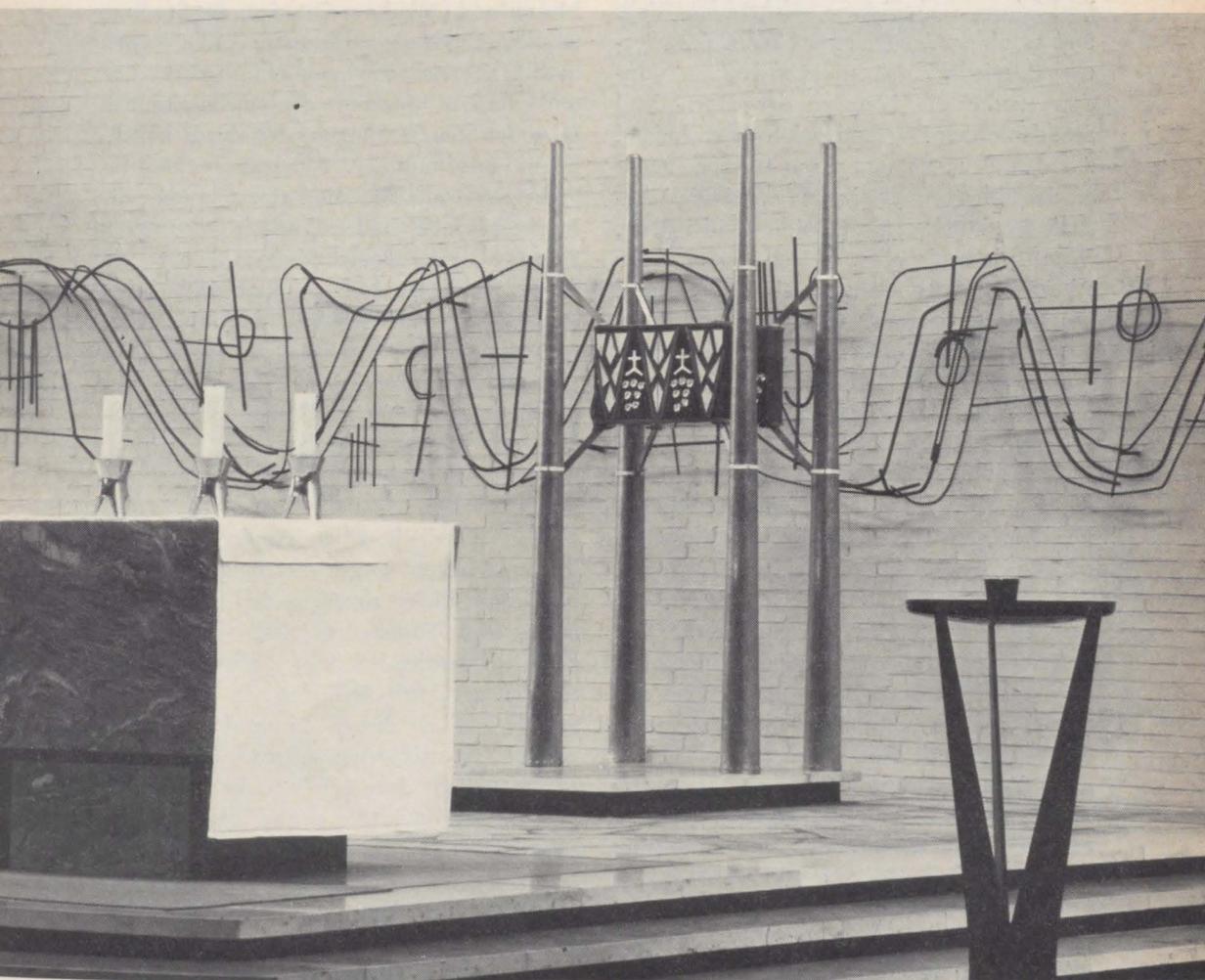


*Tabernakel, Tombak vergoldet mit Bergkristall, ebenso Tabernakelkreuz und Ewiglicht „Lebensbaum“.
Kath. Pfarrkirche Oppenau. Kunstwerkstätte Anton Kunz, Pforzheim*

Foto: Hans-Jürgen Reichart, Mannheim

*Sakramentshaus, Ausführung Säulen Tombak mit Bergkristall. Tabernakel rotweißer Emailschmelz, vergoldet, 1966. St. Theresia v. Kinde Jesu, Mannheim Pfingstberg
Kunstwerkstätte Anton Kunz, Pforzheim*

Foto: Hans-Jürgen Reichart, Mannheim



Ein Meilenstein für Menschenwürde und Freiheit in Eutingen

Vor fast zweihundert Jahren errichteten Eutinger Bürger ein Denkmal zur Erinnerung an die Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden

Von Eugen Mack, Pforzheim

Buntes Gewoge erfüllte vor 200 Jahren die Straßen des Landes. Kuriere und Gesandte der europäischen Höfe, eilige Boten der Post von Thurn und Taxis, hochgetürmte Planwagen der Kaufleute, prunkvolle Equipagen des Adels, bescheidene Kaleschen mit perückegeschmückten Amtspersonen, abgedankte kaiserliche Soldaten, Wallfahrer, Scharlatane, fahrendes Volk und Gaukler, Alchimisten, Huren und Bettelvolk mischten sich in diesen Reigen. Manches wußte die Neugier der Dorf- und Stadtleute den Durchreisenden zu entlocken. An den Brunnen und Schanktischen wurde es vergrößert und pikant verfeinert, entstellt, und nahm als Gerücht seinen Weg: Vom geheimnisvollen Gären jenseits des Rheins, von den Taten des Türkenlouis und des Prinzen Eugen, vom unmenschlichen Verkauf schwäbischer Landeskinder durch Herzog Karl Eugen, von der abenteuerlichen Flucht des Eleven Schiller nach Mannheim, vom Kerker Schubarts und Moser auf Hohenasperg und Hohentwiel, die Episode der von Pforzheim entführten Franziska von Leutrum, die zum Idol der Kavaliere und Eleven der hohen Karlsschule wurde, durch Liebe und Güte bereit, das Wesen des tyrannischen Herzogs in einen besorgten Landesvater zu wandeln. Hierzulande breitete sich ein heiterer Himmel über ein zufriedenes Volk, das Jahr um Jahr, unter der Regentschaft Karl Friedrichs und seiner gleichgesinnten Mitarbeiter sowie seiner Gemahlin Karoline Luise, in jahrhundertlang erhoffte, und immer wieder enttäuschte Freiheit hineinwuchs.

Der Großvater und Städtegründer Karlshausen, Carl Wilhelm sah im Enkel den Vollender seiner Pläne, nachdem der Sohn im

Alter von 29 Jahren einem Brustleiden erlag. Am 6. Januar 1736 setzte er ihn in seinem Testament, das er im „Markgräflichen Hof“ zu Basel verfaßte, zum Thronfolger und Erben ein. Er war noch nicht neuneinhalb Jahre als der alte Fürst 1738 starb. Die Frömmigkeit der schwäbischen Großmutter, die Herzogstochter Magdalena Wilhelmine, Mutter und Onkel aus Oranien, das Studium an der Akademie zu Lausanne, die Reisen nach Frankreich, England, den Niederlanden und Italien weckten den aufmerksamen Sinn des jungen Fürsten, der durch kaiserlichen Brief am 22. November 1746 im Alter von 18 Jahren die Regierung über die Markgrafschaft Baden-Durlach, übernahm. Seinem Regierungsgrundsatz: „über ein freies, wohlhabendes, gesittetes und christliches Volk“ zu gebieten, lag eine tiefe Gläubigkeit, frei von engen Grenzen, zu Grunde. Nicht auf kriegerischen Ruhm war sein Trachten gerichtet. Noch stand die Erinnerung an die lodernde Kriegsflagge und das Elend der Lande am Rhein, vor seinem geistigen Auge.

Besonders die heranwachsende Jugend, lag ihm am Herzen. Durch den Bau vieler vorbildlicher Schulen ebnete er den Weg, damit Söhne und Töchter, zu tüchtigen Bürgern gebildet wurden. Söhne jüdischer Bürger förderte er durch Beihilfen, ein Handwerk zu erlernen, aus dem sie bisher durch Zunftgesetze ausgeschlossen waren. Die beiden Universitäten des Landes, die „Ruperta Carola“ zu Heidelberg und die „Alberto Ludoviciana“ zu Freiburg, führte er zu neuer Blüte und berief die besten Lehrkräfte an diese akademischen Wirkungsstätten. Die Durchdringung der Staatsverwaltung mit Ordnung, Sparsamkeit und Gewissenhaftig-

keit, unparteiische Rechtsprechung, Aufhebung der Folter, waren weitere Stufen. Die Strafhäuser sollten Besserungsanstalten werden, Landstreicherei, Bettel und Müßigang wurden nicht geduldet. Anlegung von Kornmagazinen, Sparsamkeit in den Gemeinden und Ehrung treuer Verwalter des Landesvermögens, Abschaffung des noch an die Zeiten der Hexenverbrennung mahnenden Schandkarrens für Mädchen, die ein Fehltritt übereilte, Aufhebung der Waisenanstalten und Übergabe dieser Kinder an zuverlässige Familien gegen Kostgeld, Maßnahmen zur Steigerung des Bodenertrages mit dem „Psychokratischen System“ in den Gemeinden Balingen, Teningen und Dietlingen. Die Chronik weiß zu berichten, daß er sich dort oft mit den Bauern beriet und ein Glas Dickmilch trank. Ferner von der Anpflanzung schnellwüchsiger ausländischer Hölzer (ca. 15 000) im Hagenschieß. Das kleine Jagdhaus Seehaus, wurde nach den Plänen des markgräflichen Baumeisters Hieremias Müller, der unter anderem auch dem Karlsruher Schloßsturm seine Haube gab, im Jahre 1775 um 2000 Gulden errichtet. Was mag dort wohl alles zu des Landes Wohl beraten worden sein? Nachdem die Manneslinie der Markgrafschaft Baden-Baden verblaßte, fiel diese durch Erbvertrag an Baden-Durlach. Die Regierungsübernahme erfolgte am 22. Oktober 1771 in Rastatt. Durch große Toleranz wuchsen die konfessionell verschiedenen Stammlande zueinander. Die Ordensfrauen im stillen Kloster Lichtenthal bewahren noch heute das Andenken Karl Friedrichs in Ehren. Der 1766 — vor zweihundert Jahren in Karlsruhe geborene begabte Friedrich Weinbrenner wurde zum Baumeister des Fürsten berufen. Mit seinen Schülern gab er der aufstrebenden Residenz und den Landen eine gestraffte bauliche Prägung. Der Ingenieur Gottfried Tulla, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, wurde beauftragt, den ungezügelten Rhein in ein reguliertes Bett zu leiten. Weite



Carl Friedrich, Markgraf zu Baden

Landstrecken wurden unter den Pflug genommen und in fruchtbare Äcker verwandelt.

Nachdem der Kaiser zu Wien keine militärische Hilfe mehr gewähren konnte, zwangen die politischen Verhältnisse zum Beitritt in den Rheinbund. Die Erhaltung des Landes forderte in der Folgezeit schwere Opfer: Wagram — Danzig — Beresina — Borodino — Moskau — Leipzig — Waterloo — waren die Stationen des Leidensweges badi-scher, württembergischer, hessischer und schweizerischer Söhne. Sie veranlaßten den Fürsten zu dem Bekenntnis: „Mein Hermelin verbirgt die schweren Ketten, die mir mein Amt auferlegt“.

Tiefe Trauer legte sich im 37. Regenten-jahr auf den Fürsten, als die Gefährtin am 8. April 1783 auf einer Reise zu Paris in den Armen eines der Söhne starb. Was mochte ihn bewegt haben, als der treue Freund, der Prediger Lavater aus Zürich von der Langensteinbacher Kanzel, weisende Gedanken über „Das Verhältnis von Fürst und Untertan“ Trost und Zuspruch gab. Wohl können wir ahnen, daß es eine Huldigung an die



Gedenkstein an der evang. Kirche in Eutingen zur Erinnerung an die Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden durch Carl Friedrich.

Foto: H. A. Kirschner, Pforzheim

tote Gemahlin und Landesmutter war, als Karl Friedrich aus freiem Entschluß am 23. Juli 1783 in den damaligen badischen Landen die Leibeigenschaft aufhob. Die freien Bürger der Gemeinde Eutingen haben aus diesem Anlaß ein schlichtes Denkmal errichtet.

Es seien noch einige Gedanken des „Königlichen Briefes hier wiedergegeben:

Meine Antwort auf die Danksagung des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft 1783. Ich glaube gegenwärtigen Anlaß benutzen zu können, um einige Reflexionen und Ermahnungen an die Herzen derer, die ihnen Eingang geben wollen, legen zu können. Ein jedes Laster, ein jedes Verbrechen ist Irrtum, ist Thorheit, jede Tugend ist Weisheit. Wer Gesetze, Ordnung, Tugend

und Religion liebt und zur Richtschnur nimmt, der ist weise, der ist frei. Alle Stände sind daran interessiert, daß viele Naturprodukte erworben werden. Denn alsdann ist der Zustand des Landmannes blühend, der Handwerker, der Künstler der Fabrikant findet Verdienst, der Kaufmann findet Beschäftigung, der Staat ist reich und blühet. Alle gewinnen durch die Vermehrung der Produktion. Einwohner der Städte, begehrt nicht, dem Landmann, die im Schweiß seines Angesichtes hervorgebrachten Produkte um geringen Preis abzuringen. Einwohner der Städte, begehrt nicht die Gewerbe und den Handel eurer Mitbürger einzuschränken. Weg mit allem Neid, mit der Selbstsucht, die andern das versagen will, was sie für sich selbst für nützlich hält. Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, vereinigt euch mit mir zum allgemeinen Wohl. Laßt mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe. Seyd fleissig, seyd tapfer, liebt euer Vaterland, gibt euch Gott Reichtum, so verschwendet ihn nicht in Üppigkeit, laßt den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreißen. Erziehet eure Kinder zur Tugend, lehret sie wahrhaft seyn und die Lüge hassen. Nun aber meine Freunde. Hier muß uns eine höhere Kraft zur Hilfe kommen oder wir unterliegen. Wir müssen die Kraft des Glaubens zur Hilfe nehmen, die so allgewaltig in die Herzen der Menschen wirket, weil sie von dem Urheber der Natur ausgehet. Diener des Wortes Gottes, euch rufe ich auf, die ihr berufen seyd, den geoffenbarten Willen Gottes darzustellen, gebraucht seine ganze Kraft um Gutes zu stiften. Der Beifall des Publikums ist nur so weit Ehre als er mit unserem Gewissen übereinstimmt. Titel, Rang, Reichtum machen nur dann Ehre, wenn sie Folgen edler Handlungen sind. Dieß ist mein Verlangen, dieß sind meine

Wünsche! Karlsruhe, den 19. September 1783, Carl Friedrich, Markgraf zu Baden.

Hier ist nichts behauptet, das nicht durch ausreichende Beweise einer vorausgegangenen 37jährigen Regierungszeit gestützt ist. In insgesamt 65 Jahren mehrte sich das einstige Erbe um das 10fache an Seelen und Land das nun vom See bis an den Main reichte und Heimat der alemannischen, fränkischen und pfälzischen Stämme wurde. Ein kleines Europa. Diese Ausführungen mögen hinleiten zur stillen Gruft der Pforzheimer

Schloßkirche, die den 83jährigen Fürst, der am 22. November 1746 — vor 220 Jahren — die Regierung angetreten hatte, zur letzten irdischen Ruhe aufnahm. Seine Persönlichkeit, vor der sich auch das Herz eines Republikaners verneigt, gründete sich nicht allein auf den Adel der Herkunft. Sie war zutiefst verwurzelt im Adel des Herzens und der Menschlichkeit, sprengte die zufälligen Grenzpfähle und ließ ihn zum Vorbild als Mensch, als Christ und Europäer werden.

Aber die Freude

*Aber die Freude bei allen Sorgen
um die Zukunft der brüchigen Welt
lassen wir uns nicht nehmen. Ein Morgen
ist uns nach jeder Nacht noch bestellt.*

*Und der Acker am steinigen Wege
bietet uns liebend, was immer uns not,
sind wir bescheiden, für unsere Pflege
dankt er mit Sommers Reife und Brot.*

*Stille am Raine uns zu erquicken,
blühen die Blumen jeglichen Tag,
fröhlich, am Gartenzaun kletternd, die Wicken
lassen vergessen Wirren und Plag. —*

*Wandelst du mit der innig Geliebten
Hand in Hand deinen hoffenden Gang,
wird deiner Seele, der öfters betrübten,
heimelig wohl durch der Vögel Gesang. —*

*Also die Freude bei allen Ängsten
will nur geweckt sein im täglichen Tun,
und in den Dunkelheiten, den längsten,
wird noch ein Glück geheimnisvoll ruhn.*

Friedrich Roth

Zehn bekannte Pforzheimer des vorigen Jahrhunderts

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Spricht man in historischem Rückblick von bekannten Pforzheimern der Vergangenheit, dann werden dem Geschichtskundigen zunächst vorwiegend die Humanisten Johannes Reuchlin, Nikolaus Gerbel, Johannes Schwebel und Georg Simmler ins Gedächtnis gerufen. Daß aber auch nach dem 16. Jahrhundert in Pforzheim Männer geboren wurden, die den allgemeinen Durchschnitt entschieden überragten, ist der breiten Öffentlichkeit weniger bekannt. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, seien deshalb in den folgenden Zeilen zehn bekannte Pforzheimer des vorigen Jahrhunderts in Kürze behandelt.

I. Philipp Jakob Becker, *Hofmaler und Galeriedirektor*

Wenn der Pforzheimer Philipp Jakob Becker auch nicht gerade zu den besonders bedeutenden Größen von Palette, Pinsel und Stift gehörte, so hat er sich immerhin als ausgezeichnete Porträtist sowohl durch seine Ölgemälde, als auch durch seine Zeichnungen in Sepia, Pastell oder einer Mischung von Röteln und schwarzer Kreide in der Geschichte der Malerei ein ehrendes Andenken gesichert. Darüber hinaus bildete gerade Beckers Kunstverständnis und Organisationstalent eine wertvolle Vorarbeit für die spätere Gründung der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe.

Geboren wurde Philipp Jakob Becker am 15. Juli 1759 in Pforzheim als Sohn des Waisenhausverwalters Franz Philipp Becker und dessen Ehefrau Rosina Sybille geb. Eisenlohr. Sein Vater, der aus Königsbach stammte, war erst zwei Jahre zuvor mit diesem Amte betraut worden. Schon in früher Jugend erregte Philipp Jakob durch sein großes zeichnerisches Talent Aufsehen. Aus diesem Grunde ermöglichten es wohl-

wollende Freunde dem Halbweisen, dessen Vater inzwischen 1768 gestorben war, die Karlsruher Zeichenschule zu besuchen. Vermutlich genoß er hier in der ersten Zeit noch den Unterricht des Hofmalers Joseph Melling bis zu dessen Weggang nach Straßburg. Danach wurde er von Karl Friedrich Autenrieth weiter ausgebildet.

Entscheidend für sein weiteres Leben wurde der Umstand, daß sich der kunstsinige Minister Freiherr Wilhelm von Edelsheim des jungen Mannes annahm, der anscheinend wenige Jahre nach dem Tode des Vaters auch die Mutter verloren hatte. Durch die Vermittlung Edelsheims erhielt Becker vom Markgrafen Karl Friedrich ein Stipendium zugesichert, das ihm einen Studienaufenthalt in Rom ermöglichte. Wie der 1944 verstorbene Direktor des Badischen Generallandesarchivs Karl Obser feststellte, hielt sich Becker bereits seit Spätherbst 1777 — nicht wie früher allgemein angenommen wurde, erst seit 1779 — in Rom auf, wo er von dem bekannten Maler Anton Raphael Mengs und nach dessen Tode am 29. Juni 1779 von dessen Schwager, dem Porträt- und Historienmaler Anton von Maron, unterwiesen wurde. Während seines Aufenthalts in Italien gehörten andere deutsche Künstler wie Hackert, Kobell und Peter von Verschaffelt zu seinem Freundeskreise. In den Jahren 1783 und 1784 weilte Becker von Rom aus auch verschiedene Male in Oberitalien.

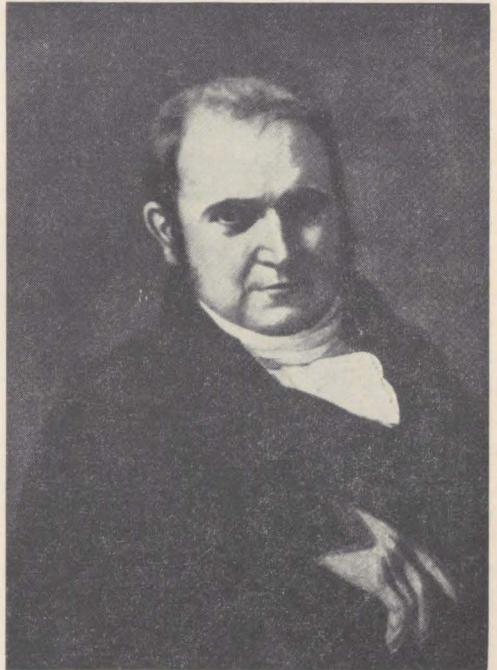
Nach siebenjähriger Abwesenheit kehrte er schließlich — die Mappe gefüllt mit Zeichnungen, Skizzen, Studienblättern und Bildern — in die Heimat zurück. Auftragsgemäß hatte er seinen Italienaufenthalt auch dazu benützt, Gipsmodelle antiker Kunstwerke für die Karlsruher Zeichenschule zu erwerben, die so den Grundstock

zur späteren Gipssammlung der Staatlichen Kunsthalle darstellten. Der ursprünglich von Edelsheim vorgesehene Plan, Becker in Paris weiter studieren zu lassen, konnte nicht mehr verwirklicht werden.

Inzwischen hatte sein väterlicher Freund dafür Sorge getragen, daß Becker unterm 22. Januar 1784 mit Wirkung vom 23. April des gleichen Jahres vom Markgrafen Karl Friedrich mit einem Gehalt von 600 Gulden zum Hofmaler in Karlsruhe ernannt wurde. Neben der Beaufsichtigung und Betreuung von Gemäldegalerie und Kupferstichkabinett, die damals vorwiegend der Bildersammlung der 1783 verstorbenen kunstverständigen ersten Gemahlin Karl Friedrichs, Karoline Luise, entstammten, gehörten der Unterricht in der neu geordneten Zeichenschule und das Erteilen von besonderen Zeichenstunden für die jugendlichen Mitglieder des fürstlichen Hauses zu seinen dienstlichen Obliegenheiten.

Auf Betreiben Beckers wurde im Herbst 1786 ein neuer „Akademiebau“ fertiggestellt, der ihm gleichzeitig im oberen Stockwerk als Wohnung diente. Im Frühjahr 1788 bekam Becker für eine Studienreise einen Urlaub von 2 bis 3 Monaten und einen Kostenzuschuß von 12 Louisdor bewilligt, den er zu einer Reise nach Nord- und Mitteleuropa verwandte. Dabei besichtigte er vor allem in Dresden unter der Führung des Porträtmalers Anton Graff die kurfürstliche Galerie. Unterm 2. Oktober 1788 erhielt Becker den Rang eines fürstlichen Rates. Auch im folgenden Jahre scheint er eine längere Studienreise unternommen zu haben, da man ihm für dieses Jahr den gleichen Reisekostenbeitrag bewilligte.

Nachdem derart seine berufliche Zukunft als gesichert gelten konnte, vermählte sich Philipp Jakob Becker mit Karoline Friederike, einer Tochter des bekannten Karlsruher Buchdruckers Michael Macklot. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, von denen die Tochter Marie den Vater nur kurze Zeit



Philipp Jakob Becker (1759—1829)

Selbstbildnis, Staatl. Kunsthalle, Karlsruhe

überlebte, während der Sohn Franz später als Hofprediger und Leiter der Fürstbergischen Hofbibliothek eine geachtete Stellung errang.

Mancherlei Restaurierungsarbeit gab es für Becker, als 1796 zusammen mit dem markgräflichen Hof auch die Gemälsammlung vor den Truppen des französischen Generals Moreau nach Triesdorf bei Ansbach in Sicherheit gebracht und bald danach wieder nach Karlsruhe zurückgeführt wurde. Zweimaligen Gehaltszulagen im Jahre 1801 folgte im nächsten Jahr ein Auftrag, für den üblichen Reisekostenzuschuß von 12 Louisdor Zeichnungen der interessantesten Gegenden des Landes anzufertigen. Der Anfall des Kunstschatzes der in den Jahren 1803—1806 säkularisierten und mediatisierten Gebiete brachte Becker, der 1803 zum Galeriedirektor ernannt worden war, neue umfangreiche Aufgaben. Neben

verschiedenen Landschaftsbildern, Früchte des erwähnten Auftrags, werden von den Kunstsachverständigen auch Beckers naturgetreue Blumenaquarelle aus jener Zeit gerühmt.

Dem 1818 gegründeten Badischen Kunstverein scheint der oft etwas verschlossene und eigenwillige Becker nicht angehört zu haben. Eine weitere Gehaltszulage von 200 Gulden wurde ihm 1821 unter der Bedingung bewilligt, daß er jährlich ein Ölgemälde des regierenden Landesfürsten anfertige und alle Restaurationsarbeiten unentgeltlich ausführe. Seit dem Jahr 1823 nahm die Aufstellung eines neuen Inventarverzeichnisses der Galerie einen großen Teil der Arbeitszeit von Becker in Anspruch.

In den letzten Jahren seines Lebens ließ Beckers Gesundheitszustand zu wünschen übrig. Deshalb weilte er nahezu jedes Jahr zur Kur in Baden-Baden. Als er im Sommer 1829 eine Nachkur im Erlenbad bei Obersasbach anschloß, ereilte ihn dort unerwartet am 13. August 1829 der Tod. Ein Teil seiner künstlerischen Hinterlassenschaft ging durch Vermächtnis seines Sohnes Franz nach dessen Ableben 1857 an die fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen über.

II. Johann Christian Roller,

Irrenarzt und Vorkämpfer der Kuhpockenimpfung

Im Jahre 1811 erschien in Pforzheim im Stile der damals üblichen Veröffentlichungen ein Buch, betitelt: „Erster Versuch einer Beschreibung der Stadt Pforzheim mit besonderer Beziehung auf das physische Wohl ihrer Bewohner“. Als Verfasser zeichnete der Großherzogliche Badische Physikus des Irren- und Siechenhauses in Pforzheim, Johann Christian Roller. Mit diesem Namen verbindet sich die Gestalt eines verdienten und fortschrittlichen Arztes, der im besten Mannesalter ein Opfer seines Berufes werden sollte.

Am 27. August 1773 in Pforzheim geboren, besuchte Johann Christian Roller zunächst das Pädagogium seiner Heimatstadt. 1789 wechselte er von da auf die Hohe Karlsschule in Stuttgart über. An dieser Schule, die wenige Jahre zuvor kein Geringerer als Friedrich Schiller durchlaufen hatte, bereiteten ihn vor allem die humanistischen Bildungsfächer und schließlich ein seit Ostern 1792 absolvierter Anfängerkurs für Arzneiwissenschaft auf das erstrebte medizinische Studium vor. Vom Herbst 1792 bis Ostern 1795 vollendete er seine Studien an der Universität Jena, wobei er neben medizinischen Vorlesungen auch solche in Philosophie, Mathematik, Physik und Chemie hörte. Im Sommer 1795 legte Roller in Karlsruhe vor der Sanitätskommission mit Erfolg die staatliche Prüfung in Medizin (einschließlich Geburtshilfe) ab, auf Grund deren er unter dem 13. Juli des gleichen Jahres die Erlaubnis erhielt, den Beruf eines praktischen Arztes auszuüben.

Da seine Bemühungen, eine festbesoldete staatliche Anstellung zu erhalten, zunächst ergebnislos blieben, ließ er sich in Pforzheim als freier Arzt nieder und vertrat nebenbei verschiedentlich erkrankte, beurlaubte oder sonstwie verhinderte Fachkollegen. Als er so im Frühjahr 1798 vertretungsweise fünf Wochen lang die ärztliche Tätigkeit des Hofrats, Stadt- und Landphysikus Dr. Gysser am Zucht-, Toll- und Waisenhaus wahrnahm, kam er erstmals mit seiner späteren Wirkungsstätte in engere Berührung. Der junge, den Fortschritten seiner Wissenschaft zugängliche Mediziner führte als erster Arzt in der damaligen badischen Markgrafschaft im Jahre 1801 die Kuhpockenimpfung bei Kindern gegen die Blattern durch.

Der territoriale Zuwachs des Jahres 1803 blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Organisation des badischen Straf- und Gesundheitswesens. Nachdem bereits seit 1774 in zunehmendem Maße die Waisenkinder in

Pforzheimer Privathaushaltungen untergebracht worden waren, hatte das Zucht-, Toll- und Waisenhaus seine Bedeutung für die Betreuung der Waisen verloren. Als nun 1804 die Zuchthausabteilung aufgelöst wurde und von den Sträflingen die „schweren Jungen“ nach Mannheim — im Austausch gegen die dort befindlichen Irren — und die „leichteren“ nach Bruchsal verbracht wurden, erhielt die Anstalt den Charakter eines reinen Irren- und Siechenhauses, zumal 1808 auch noch die sogenannten Korrigenden der Besserungsabteilung nach Bruchsal überwiesen wurden.

Unterm 4. August 1804 bekam Roller in der Eigenschaft eines Physikus die gesundheitliche Betreuung der Irren und Korrigenden übertragen, während Hofrat Gysser lediglich noch für das Hauspersonal zuständig war; eine unglückliche Regelung, die zu mancherlei Zerwürfnissen zwischen den beiden Männern führte. Das Roller anfänglich ausgesetzte Gehalt betrug nur 150 Gulden, was ihn nötigte, mit Unterstützung seines Schwagers, des Medizinalpraktikanten Finner, nebenbei eine Privatpraxis zu unterhalten. Spätere Gehaltsaufbesserungen und eine im ehemaligen Uhrenfabrikgebäude der Irrenanstalt zur Verfügung gestellte Dienstwohnung gaben ihm die Möglichkeit, sich schließlich völlig seinen Aufgaben als Irrenphysikus zu widmen.

In dem Vorstandskollegium der Anstalt, dem neben Roller noch zwei protestantische Diakone und ein katholischer Geistlicher sowie ein Chirurg, ein Verwalter und seit 1806 ein Buchhalter angehörten, verstand er es weitgehend, seine vorausschauenden Ideen durchzusetzen. Ein von Roller ausgearbeitetes ärztliches Formblatt wurde 1810 durch Ministerialerlaß amtlich allgemein eingeführt. Neben der obenerwähnten Abhandlung trat er publizistisch auch als Redakteur der Pforzheimer „Wöchentlichen Nachrichten“ hervor.

Mitten aus seinem Wirken raffte ihn plötzlich am 16. März 1814 eine Typhuserkrankung hinweg, die er sich im Dienste seiner kranken Mitmenschen zugezogen hatte. Neben seiner Frau Auguste geb. Finner, mit der er sich im Jahre 1796 vermählt hatte, trauerten vier Töchter und zwei Söhne um den zu früh verstorbenen Vater. Zur Unterstützung der notleidenden Witwe beantragte am 18. Oktober 1814 die Pforzheimer Irrenhausverwaltung bei der Regierung ein Waisenbenefizium für die vier jüngsten Kinder. Johann Christian Rollers ältester Sohn Christian Friedrich Wilhelm sollte später als Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Illenau das Werk seines Vaters erfolgreich fortsetzen.

III. Karl Heinrich Baumgärtner, *Professor der Medizin*

Als Karl Heinrich Baumgärtner sich für den ärztlichen Beruf entschied, bildete er innerhalb der männlichen Mitglieder seiner Familie eine Ausnahme. Sowohl sein Vater, Johann Friedrich Baumgärtner, der von 1791—1803 in Pforzheim zunächst als Verweser und dann als endgültig bestallter Leiter des Oberamtes wirkte, als auch seine beiden älteren Brüder hatten sich der juristischen Laufbahn zugewandt.

Es war der 21. Oktober 1798, als Karl Heinrich Baumgärtner in Pforzheim das Licht der Welt erblickte. Durch berufliche Versetzung seines Vaters veranlaßt, besuchte der geistig äußerst regsame Junge das Karlsruher Lyzeum bis zur Abschlußprüfung im Herbst 1815. Anschließend widmete er sich an der Universität Tübingen und von 1816 bis 1818 an der Universität Heidelberg dem Studium der allgemeinen Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe. Die Staatsprüfung legte er mit der Note „gut befähigt“ ab. Bei einer Studienreise durch Deutschland, Österreich und die Niederlande machte er sich vor allem in Wien und Berlin mit den dortigen klinischen Einrichtungen vertraut.



Karl Heinrich Baumgärtner (1798—1886)

In die Heimat zurückgekehrt, wurde Baumgärtner zunächst Regimentsarzt in Rastatt, später in Karlsruhe. Zur weiteren Schulung gab man dem strebsamen jungen Mediziner die Gelegenheit, vorwiegend Hospitäler in Italien, Paris und London aufzusuchen. Die Beurteilung, die er hierbei von den medizinischen Fachleuten erfuhr, waren durchweg sehr günstig. Aus diesem Grunde berief man nach dem Tode des Hofrats Dr. Schaffroth den jungen Militärarzt als ordentlichen Professor der Pathologie (Nosologie und Therapie) und Direktor der medizinisch-klinischen Anstalten an die Universität Freiburg. Hier entwickelte er alsbald eine große Aktivität. So erfreute sich der Bau einer neuen Klinik in Freiburg der regen Förderung durch Baumgärtner, ebenso die im Jahre 1828 begonnene Poliklinik.

In Anerkennung seiner Leistungen wurde er zum Hofrat ernannt. Ein Beweis allgemeinen Vertrauens zu seiner Person war

auch die 1829 erfolgte Bestallung zum Ministerialreferenten beim Kreisdirektorium Freiburg, eine Stellung, die er bis zum Jahre 1864 innehatte. Der Ausbruch der Cholera in Paris veranlaßte ihn im Frühjahr 1832 zu einer dreiwöchigen Studienreise in die französische Metropole. Auch bei der Einrichtung einer Kinderklinik in Freiburg im Jahre 1834 war Baumgärtner maßgeblich beteiligt, wie er sich überhaupt für die Gemeinschaftsaufgaben der Dreisamstadt sehr interessierte. Die Stadt Freiburg ehrte ihn deshalb 1834 durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts und viele wissenschaftliche Gesellschaften ernannten ihn zum ordentlichen Mitglied, der Verein der badischen Staatsärzte zum Ehrenmitglied.

Den Höhepunkt des Freiburger Wirkens von Karl Heinrich Baumgärtner, der 1848 den Titel eines Geheimen Hofrats erhalten hatte, stellte zweifellos seine Tätigkeit während des vierhundertjährigen Universitätsjubiläums im Jahre 1857 dar. Außer der Reihe zum Prorektor gewählt (Rektor sämtlicher badischer Hochschulen war damals automatisch der Großherzog!), repräsentierte Baumgärtner bei dieser Veranstaltung die Universität und hielt auch am 4. August 1857 in der Universitätskirche die Festrede.

Umso verwunderlicher war es allerdings, daß einige Jahre später sein Ausscheiden aus dem Lehrkörper der Hochschule unter weniger erfreulichen Umständen erfolgte. Da man ihm von seiten der medizinischen Fakultät nahegelegt hatte, mit dem eigentlichen klinischen Betrieb einen jüngeren Kollegen zu betrauen, gab er — darüber sehr gekränkt — zu Jahresbeginn 1862 um seine Zuruhesetzung ein, die dann schließlich auch genehmigt wurde. Im Sommer 1866 siedelte er zu seinem jüngsten Sohn nach Baden-Baden über. Dort segnete er auch am 11. Dezember 1886 das Zeitliche.

Zahlreich waren die fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen des gebürtigen Pforzheimers. Sein besonderes Steckenpferd

waren physiologische Untersuchungen, mittels derer er die Schöpfungsgeschichte der Menschheit auf naturwissenschaftlichem Wege zu deuten versuchte. Hierbei war er bemüht, in seinen Ansichten zwischen der Darwinschen Theorie und einer dogmatisch gebundenen religiösen Auffassung die Mitte zu halten. Mehr als Liebhaberei eines alternen Mannes waren dagegen seine von Nationalgefühl getragenen poetischen Versuche zu werten, die vor allem die Zeit der Hohenstauferkaiser verherrlichen wollten.

IV. Christian Friedrich Wilhelm Roller

Gründer der Heil- und Pflegeanstalt Illenau

Christian Friedrich Wilhelm Roller, der im vergangenen Jahrhundert der Psychiatrie völlig neue Wege wies und sich um die Irrenfürsorge große Verdienste erwarb, war gleichfalls ein Kind der Dreiflüssestadt an Enz, Nagold und Würm. Er erblickte als zweites Kind und ältester Sohn des uns bereits bekannten Irren- und Siechenhausphysikus Johann Christian Roller und dessen Ehefrau Augusta geb. Finner am 11. Januar 1802 das Licht der Welt. Nach dem frühen Tode des Vaters besuchte der Junge das Karlsruher Lyzeum bis zur Reifeprüfung. Der erbten Veranlagung folgend, studierte er danach mit staatlicher Unterstützung an den Universitäten Tübingen, Göttingen und Heidelberg Medizin. Mit der Note „vorzüglich befähigt“ legte Roller — den damaligen Vorschriften entsprechend — vor der Sanitätskommission in Karlsruhe im Jahre 1822 die medizinische Staatsprüfung mit vollem Erfolg ab. Im Anschluß daran wirkte er drei Jahre als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Pforzheim. Um sich aber auf dem Gebiete der Psychiatrie weiter auszubilden, unternahm Roller eine ausgedehnte Studienreise, die ihn zunächst nach Paris, dann über Belgien, Holland, Hamburg, Berlin und Prag wieder in das heimatliche Pforzheim zurückführte.



Christian Friedrich Wilh. Roller (1802—1878)

Noch während dieser Reise wurde der strebsame junge Mediziner 1826 zum Assistenzarzt an der Heidelberger Irrenanstalt ernannt. Zum Jahresende 1835 erhielt Roller an Stelle des in den Ruhestand versetzten Hofrats Dr. Groos, der übrigens zuvor bis 1826 Nachfolger von Rollers Vater in Pforzheim gewesen war, den Posten des Anstaltsdirektors. Er erkannte sogleich, daß die inmitten der Stadt Heidelberg gelegenen Baulichkeiten der Anstalt, die früher als Jesuitenkonvikt dienten, niemals einer geordneten Irrenpflege genügen konnten.

In Rede und Schrift warb deshalb Roller, der sich inzwischen im Sommer 1840 mit seiner Pforzheimer Kusine Christiane Roller vermählt hatte, für den Gedanken eines völligen Neubaus einer Heil- und Pflegeanstalt in landschaftlich schöner Lage Mittelbadens. Mit Unterstützung der Minister Winter und Reitzenstein, verschiedener Verwaltungsbeamten und Landtagsabgeordnete

ten setzte er seinen Willen durch. Im Jahre 1837 wurde so auf dem Boden der Gemarkung Achern die Anlage mit umfangreichen Erdarbeiten begonnen, 1839 die feierliche Grundsteinlegung vorgenommen — aus deren Anlaß man ihn zum Medizinalrat beförderte — und schließlich 1842 die neue Anstalt bezogen. Der in der Nähe des Anstaltsgeländes vorbeifließende Illenbach gab der Gründung Rollers den Namen Illenau.

Jetzt endlich konnte der fortschrittliche Psychiater seine Ideen verwirklichen, die freiwillige Arbeit, Unterhaltung und Zerstreuung als erfolgreiche Heilmethode anwandten. Die „Illenau“ wurde in zunehmendem Maße studienhalber von in- und ausländischen Fachkollegen besucht und erfreute sich bald eines internationalen Rufes. Roller selbst benützte voller Pflichtbewußtsein den jährlichen Sommerurlaub zu Studienreisen — so vor allem in die Schweiz — und pflegte umfangreiche persönliche Beziehungen.

Neben eigener fachliterarischer Tätigkeit gründete er u. a. im Jahre 1844 mit seinen Fachkollegen Flemming und Damerow die „Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie“ und rief 1867 eine Vereinigung der südwestdeutschen Irrenärzte ins Leben. Auch eine „Unterstützungskasse Illenau“ und ein „Hilfsverein für Geisteskranke“ führten auf ihn ihren Ursprung zurück.

Dem verdienten Manne verliehen die Universitäten Heidelberg und Basel die Würde eines Ehrendoktors. Aus Anlaß seines 25jährigen Dienstjubiläums wurde er 1852 zum Geheimen Hofrat, 1862 zum Geheimen Rat 3. Klasse und 1866 zum Geheimen Rat 2. Klasse erhoben.

Seit Herbst 1877 begann sich Roller nicht mehr wohl zu fühlen, und auch der übliche Erholungsaufenthalt in Bad Peterstal brachte keine Besserung. Ein plötzlicher Frostanfall im Dezember 1877 hatte anhaltend

hohes Fieber im Gefolge, dem er am 4. Januar 1878 — genau am 51. Jahrestag seines Wirkens als Irrenarzt — erlag.

V. Wilhelm Eisenlohr, *Professor der Physik*

Genau wie der Vater Karl Heinrich Baumgärtners stand auch der Vater von Wilhelm Eisenlohr in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts zu Pforzheim in Diensten der markgräflich badischen Verwaltung. In dieser Stadt wurde ihm am 1. Januar 1799 sein Sohn Wilhelm geboren. Die Beförderung von Vater Eisenlohr zum Oberamtmann in Durlach veranlaßte diesen, mit seiner Familie im Jahre 1802 nach dort überzusiedeln. Da er aber bereits 1810 starb, gelang es der Mutter, die noch drei weitere Kinder zu versorgen hatte, nur unter großen Opfern, Wilhelm bis zum Jahre 1813 das dreiklassige Durlacher Pädagogium besuchen zu lassen.

Mit ungewöhnlichen Talenten, vor allem für die Fächer Mathematik und Naturwissenschaft, ausgestattet, verstand es der junge Eisenlohr, der in Oberkirch auf den ihm wenig zusagenden Beruf eines Kanzleischreibers vorbereitet wurde, sich nebenbei durch unermüdliches Selbststudium so weit zu schulen, daß er 1817 mit Erfolg die Reifeprüfung ablegen konnte. Anschließend widmete er sich an der Universität Heidelberg dem Studium der Kameralwissenschaften. Auf Empfehlung des Professors für Mathematik, Franz Ferdinand Schweins, den der Bildungseifer und die überdurchschnittliche Aufnahmefähigkeit des jungen Mannes sichtlich beeindruckte, wurde Eisenlohr ohne besondere Abschlußprüfung im Jahre 1819 als Nachfolger Adolf Diesterwegs zum Professor der Mathematik und Physik am Lyzeum in Mannheim ernannt.

In Mannheim vermählte sich Eisenlohr 1824 mit der Tochter des Mannheimer Hofgerichtsrats Johann Adam von Itzstein. Dem vielseitigen und tüchtigen Lehrer, der

nebenbei Vorsteher des Obereichamtes war, übertrug man 1825 am Lyzeum auch den Unterricht in Philosophie. Gelegentlich versuchte er sich außerdem auf der politischen Bühne. Unter Mithilfe Eisenlohrs erteilte man in Mannheim seit Oktober 1835 regelmäßigen Gewerbeschulunterricht. In Anerkennung seiner Bemühungen wurde er deshalb von der Regierung des Unterrheinkreises auch in den Beirat für Gewerbeschulangelegenheiten berufen. Als Vorstand der mineralogischen Sektion des Vereins für Naturkunde entfaltete Eisenlohr darüber hinaus eine rege Vortragstätigkeit. Im Jahre 1836 erschien erstmals sein „Lehrbuch der Physik“, das so weite Verbreitung fand, daß er noch kurz vor seinem Tode die 10. Auflage bearbeiten mußte.

Längst war man höheren Orts auf Wilhelm Eisenlohr aufmerksam geworden. So wurde er 1840 als Professor der Mathematik und Physik an das Lyzeum in Karlsruhe versetzt mit der Verpflichtung, gleichzeitig den Lehrstuhl für Physik in der Polytechnischen Schule — der heutigen Universität — wahrzunehmen. Die Verwaltung des Großherzoglich Physikalischen Kabinetts, die Eisenlohr ebenfalls oblag, erfolgte zunächst ehrenamtlich. Auch in Karlsruhe entfaltete er alsbald eine umfassende Tätigkeit. Auf Bitten verschiedener Fachleute übernahm Eisenlohr das Präsidium des neugegründeten Naturwissenschaftlichen Vereins.

Eine Studienreise, die zugleich der Bestellung neuer Apparate und Meßinstrumente für das Karlsruher Kabinett diente, führte ihn über München, Wien, Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Göttingen nach Frankfurt. Hierbei versäumte er nicht, allen an diesen Orten ansässigen Gelehrten seiner Fachrichtung seine Aufwartung zu machen, und so die Grundlage zu seinen späteren weitreichenden Verbindungen zu legen. Mehrfache Reisen nach England, Frankreich, der Schweiz und schließlich eine Fahrt



Wilhelm Eisenlohr (1799—1872)

nach Italien erweiterten später seinen Gesichtskreis.

Einer solchen Inspektions- und Forschungsreise nach dem in technischer Beziehung als Vorbild dienenden England im Jahre 1846 verdankte Baden die Errichtung der ersten Telegraphenlinien von Karlsruhe nach Durlach (1847) und von Mannheim nach Heidelberg (1847/48). Um den Schwierigkeiten eines doppelten Lehramtes aus dem Wege zu gehen, die den impulsiven Mann mehrfach mit den Direktoren der beiden Anstalten in Konflikt brachten, entband man ihn 1855 seines Postens am Karlsruher Lyzeum.

An äußeren Ehrungen sollte es dem verdienten Sohne Pforzheims nicht fehlen. 1845 verlieh man ihm den Charakter eines Hofrats, 1859 den eines Geheimrats 2. Klasse. Die Ehrendoktorwürde der Universitäten Freiburg und Basel, sowie die Verleihung verschiedener Orden waren wei-

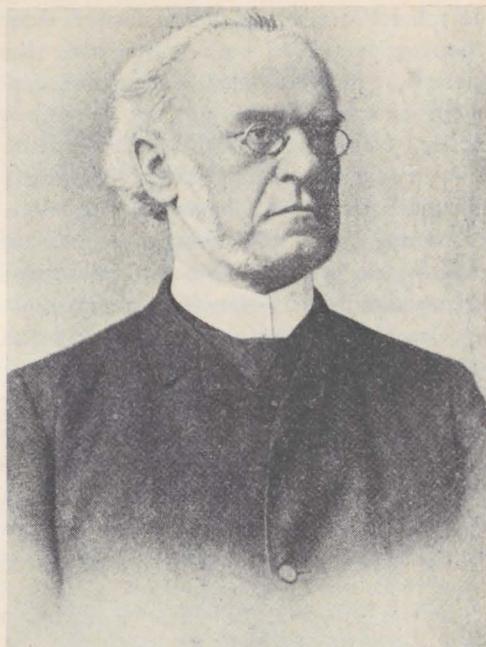
tere Anerkennungen seiner Leistungen. Zusammen mit Medizinalrat Dr. Robert Volz führte Eisenlohr den geschäftsführenden Vorsitz der 1858 in Karlsruhe tagenden Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte. Der Verein für wissenschaftliche Belehrung, den man im Anschluß an diese Tagung ins Leben rief, ermöglichte es, die bekanntesten Wissenschaftler der damaligen Zeit aus den verschiedensten Fachgebieten zu Vorträgen nach Karlsruhe zu verpflichten.

Gesundheitliche Rücksichten — neben Meinungsverschiedenheiten in bezug auf den Neubau des physikalischen Kabinetts — veranlaßten Eisenlohr, im Frühjahr 1865 um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, die mit Schluß des Schuljahres im Herbst 1865 genehmigt wurde. Ein seit März 1871 in zunehmendem Maße sich bemerkbar machendes Herzleiden setzte am 9. Juli 1872 dem Leben des rührigen Mannes ein Ende.

VI. Wilhelm Christoph Frommel, *Theologe und Gymnasialprofessor*

Der Familienname Frommel hat innerhalb der evangelischen Landeskirche Badens einen guten Klang, ging doch eine stattliche Anzahl bedeutender Theologen aus dem Verband dieser Familie hervor. So wirkte auch der Vater Wilhelm Christoph Frommels, Wilhelm Ludwig Frommel, jahrzehntelang von 1818 bis 1854 zunächst als Prorektor des Pädagogiums, dann als zweiter und erster Diakon und schließlich als Pfarrer und Dekan in Pforzheim, bevor er bis zu seinem Tode 1896 in Wieblingen bei Heidelberg tätig war. Die Mutter Wilhelmine geb. Wagner entstammte der Familie eines reformierten Pfarrers.

Wilhelm Christoph Frommel erblickte am 30. Juni 1829 in Pforzheim das Licht der Welt. Nach anfänglichem Schulbesuch in seiner Heimatstadt kam er mit vierzehn Jahren an ein Ludwigsburger Knabeninstitut



Wilhelm Christoph Frommel (1829—1896)

und zum Abschluß an das Lyzeum in Karlsruhe, wo er im Hause des Lyzeumdirektors Gockel gastliche Aufnahme fand. Hier legte er im Herbst 1847 die Reifeprüfung ab. Die folgenden Monate weilte er zunächst zu Hause in Pforzheim, hauptsächlich damit beschäftigt, mit seinem Vater griechische Klassiker zu lesen. Vom Frühjahr 1848 bis Ende des Wintersemesters 1849/50 widmete er sich an der Universität Heidelberg und anschließend an der Universität Erlangen dem Studium der Altphilologie, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte, während die theologischen Fächer anfänglich für ihn eine mehr nebensächliche Rolle spielten. Auf Grund der am 6. Oktober 1852 mit gutem Erfolg bestandenen Staatsprüfung wurde Frommel am 18. Oktober des gleichen Jahres unter die Lehramtspraktikanten aufgenommen.

Zur Vollendung seiner theologischen Studien suchte er danach nochmals die Universität Erlangen und zuletzt das Prediger-

seminar in Heidelberg auf. Die gleichfalls erfolgreich abgelegte theologische Prüfung brachte ihm am 4. Dezember 1855 die Anrechte eines Pfarrkandidaten. Als solcher wurde er am 26. Dezember desselben Jahres in Pforzheim ordiniert. Mit dem Jahresbeginn 1856 bis zum 10. September 1857 wirkte Frommel als Vikar in Leutershausen. Im Anschluß daran war er als Diakonatsverweser und provisorischer Vorstand der Höheren Bürgerschule in Gernsbach tätig, bis er am 26. Januar 1860 die feste Bestallung für beide Dienststellen erhielt. Bald darauf vermählte er sich — am 31. Mai 1860 — mit Lina geb. Steinbeis, Tochter des Geheimrats und Präsidenten der württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel, Ferdinand von Steinbeis.

Unterm 17. August 1867 wurde Frommel mit einer Besoldung von 1300 Gulden als Professor an das Gymnasium in Heidelberg versetzt, wo er fünf Wochen später seinen neuen Dienst antrat. Nebenbei erteilte er an einer Töchterschule wöchentlich zwei Unterrichtsstunden. Hier erwies sich Frommel als vortrefflicher Pädagoge und Lehrer, dem im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts eine ganze Reihe von Schülern, die später im öffentlichen Leben eine beachtliche Rolle spielten, ihre gute schulische Ausbildung zu verdanken hatten. Nach 26jähriger Lehrtätigkeit in Heidelberg zwang ihn sein schlechter Gesundheitszustand Anfang Juni 1893 einen sechsmonatigen Urlaub zu beantragen, nach dessen Ablauf er — da keine entscheidende Besserung eingetreten war — im Februar 1894 um seine Zurruesetzung eingab. Diese wurde mit Wirkung vom 1. April des gleichen Jahres bewilligt.

Wilhelm Frommel gehörte innerhalb der Evangelischen Landeskirche der altgläubigen (positiven) Richtung an. Da in Heidelberg sämtliche Pfarrstellen damals von liberalen Geistlichen besetzt waren, hielt Frommel für die altgläubige Minderheit 1867—1868 als Hauspfarrer der Prinzessin Peter von

Oldenburg, 1869—1872 als zweiter Prediger in einem hierfür gemieteten Raum und schließlich nach dem Neubau einer eigenen Kapelle 1876—1891 als erster Prediger der jetzt sogenannten Kapellengemeinde allsonntäglich gesonderte Gottesdienste ab. Auch hier setzten die sich mehrenden Krankheitsbeschwerden seinem Wirken ein Ende.

Des wohlverdienten Ruhestandes sollte sich Wilhelm Frommel in Heidelberg allerdings nicht mehr lange erfreuen, da bereits am 3. Dezember 1896 der unerbittliche Tod den 67jährigen, stets rastlosen Mann aus dem irdischen Dasein abrief.

VII. Leopold Heinrich Arnspurger, *Obermedizinalrat und Reichstags- abgeordneter*

Ziemlich verbreitet war offenbar unter den Pforzheimer Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts die Vorliebe für das Studium der Medizin. Nach Karl Heinrich Baumgärtner und den beiden Roller begegnet uns in Leopold Heinrich Arnspurger wieder ein gebürtiger Pforzheimer, der sich dem ärztlichen Berufe zuwandte.

Man schrieb den 14. Mai 1834, als Leopold Heinrich Arnspurger in Pforzheim als Sohn des späteren Oberforstmeisters K. F. Arnspurger geboren wurde. Durch Versetzung seines Vaters kam der junge Leopold bereits früh nach Karlsruhe, wo er den „Gelehrtenunterricht“ des dortigen Lyzeums erhielt. 1848 folgte er seinem Vater nach Bruchsal; doch war seine Gastrolle an dem Bruchsaler Gymnasium nur von kurzer Dauer, da die Familie bereits im Juni 1849 nach Heidelberg übersiedelte. Am Heidelberger Lyzeum legte der Jüngling dann schließlich die Reifeprüfung ab.

Seiner Neigung folgend, begann Arnspurger im Herbst 1852 an der Universität Heidelberg Medizin zu studieren. Die hervorragende Eignung hierzu erhellt die Tatsache, daß er 1854 für die erfolgreiche Lösung einer Preisfrage von der medizinischen

Fakultät der Universität die goldene Karl-Friedrich-Medaille verliehen bekam. Dem begabten jungen Manne vertraute im Oktober 1856 Professor Dr. Duschek eine Assistentenstelle an der medizinischen Abteilung des akademischen Krankenhauses an.

Auf Grund der mit „gut“ abgelegten Staatsprüfung wurde Arnsperger unterm 19. Juni 1857 als Arzt lizenziert. In seiner Geburtsstadt Pforzheim übertrug man ihm am 11. Nov. 1857 die Stelle eines zweiten Assistenzarztes an der Heil- und Pflegeanstalt. Während eines Urlaubs promovierte Arnsperger im Frühjahr 1858 in Heidelberg zum Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe. Ein von den militärischen Behörden an ihn ergangener Befehl vom 17. Mai 1859 bestimmte ihn zum Oberarzt auf „Kriegsdauer“ beim 1. Leibgrenadierregiment, dem er vom 30. Mai bis 18. August 1859 nachkam. Im Sommer 1860 weilte Arnsperger studienhalber sechs Wochen bei seinem bekannten Pforzheimer Landsmann Christian Friedrich Wilhelm Roller in Illenau. Zwei Jahre später wurde er zum ersten Assistenzarzt der Pforzheimer Anstalt befördert, die er jedoch bald darauf verlassen sollte.

Im Jahre 1864 ernannte man nämlich Arnsperger zum Amts- und Amtsgerichts-assistenzarzt in Pforzheim unter Verleihung der Staatsdienereigenschaft. Die Besserung und Sicherung seiner Einkommensverhältnisse ermöglichten es Arnsperger, sich am 25. Oktober 1866 mit Anna Gülich (geb. 9. September 1845), Tochter des verstorbenen Pforzheimer Bijouteriefabrikanten Karl Gülich, zu vermählen. Seine Frau sollte ihn später mit 3 Kindern überleben. Nachdem Leopold Arnsperger durch Erlaß vom 29. Dezember 1876 den Titel eines Bezirksarztes erhalten hatte, trat er nach der Zurruhesetzung des vorherigen Bezirksarztes, Medizinalrat Moppey, im Frühjahr 1877 dessen Dienststelle in Pforzheim an. Der Charakter eines Medizinalrates wurde dem

bewährten Manne dann ebenfalls am 17. September 1881 verliehen.

Kurze Zeit darauf, nämlich am 6. Februar 1882, wurde Arnsperger zum Medizinalreferenten bei dem Ministerium des Innern und zugleich zum Bezirksarzt in Karlsruhe ernannt. In der badischen Landeshauptstadt bot sich Arnsperger, der der Nationalliberalen Partei angehörte, die Gelegenheit, auch politischen Aufgaben sein Augenmerk zuzuwenden. So war er vom Oktober 1884 bis zum Februar 1887 als Abgeordneter des Wahlkreises Karlsruhe-Bruchsal Mitglied des Deutschen Reichstages. Die Beförderung Arnspergers zum Obermedizinalrat wurde dann — nach seinem Ausscheiden aus dem Reichstag — am 24. April 1887 ausgesprochen. Mit Überschreiten des 60. Lebensjahres empfand Arnsperger, daß er der doppelten Arbeitsbelastung zweier Funktionen auf die Dauer nicht mehr gewachsen war. Seinem Wunsche entsprechend, entthob man ihn deshalb am 12. August 1897 seines Postens als Bezirksarzt und ernannte ihn zum vollbeschäftigten Medizinalreferenten seiner bisherigen ministeriellen Behörde.

Doch da nach wie vor sein Gesundheitszustand zu wünschen übrig ließ, bat Arnsperger schließlich um seine Versetzung in den Ruhestand, die ihm am 18. Oktober 1898 mit Wirkung des nächsten Monatsersten unter gleichzeitiger Ernennung zum Geheimen Rat 3. Klasse genehmigt wurde. Es waren ihm dann noch einige Jahre des Ruhestandes vergönnt, ehe Leopold Heinrich Arnsperger am 24. April 1906 in Karlsruhe das Zeitliche segnete.

VIII. Albert Julius Sievert, *Stadtpfarrer und Heimatforscher*

Nicht nur als Seelsorger, sondern auch als stets unermüdlischer Heimatforscher hat sich der Pforzheimer Albert Julius Sievert in Baden ein ehrendes Andenken gesichert. Gehörte er doch zu den ersten und regsten

Mitarbeitern der 1883 gegründeten Badischen Historischen Kommission.

Geboren wurde Albert Julius Sievert am 21. August 1835 als Sohn des zweiten Diakons an der Pforzheimer Stadtkirche Albert Sievert und dessen Gemahlin Marie Elise Julie geb. Volz. Sein Vater starb bereits 1839 im Alter von 33 Jahren. Nach dessen Tode zog die Familie zunächst nach Durlach und im Jahre 1842 nach Karlsruhe. Hier besuchte der junge Sievert das Lyzeum bis zur Reifeprüfung am 28. August 1854. Im Anschluß daran oblag er vom Wintersemester 1854/55 bis zum Sommersemester 1855 in Tübingen, vom Wintersemester 1855/56 bis zum Wintersemester 1856/57 in Berlin und schließlich vom Sommersemester 1857 bis zum Sommersemester 1858 in Heidelberg dem Studium der evangelischen Theologie, Philosophie und Musikgeschichte. Vom Herbst 1858 bis zum Herbst 1859 vollendete er am evangelischen Predigerseminar seine theologische Studienausbildung. Die am 7. November 1859 abgelegte Prüfung brachte ihm unterm 21. November des gleichen Jahres die Aufnahme unter die Zahl der Pfarrkandidaten. Seine Ordination erfolgte am 18. Dezember 1859 in Karlsruhe.

Von Weihnachten 1859 bis Juli 1860 wirkte Sievert als Vikar in Sinsheim, anschließend bis zum Frühjahr 1862 in gleicher Eigenschaft in Heidelberg. Unterm 23. April 1862 wurde Sievert als Pfarrverweser nach Gemmingen versetzt. Während seiner dortigen Tätigkeit vermählte er sich am 25. November 1862 mit Emilie Albertine Johanna Wuzer, der Tochter eines verstorbenen Pfarrers aus dem Bayerischen. Da Sievert 1866 immer noch die Funktion eines Pfarrverwesers innehatte, bewarb er sich in den beiden folgenden Jahren um fast sämtliche freigewordenen Pfarrstellen im Bereich der Evangelischen Landeskirche Badens. Als schließlich am 10. Oktober 1869 auf ihn die Wahl zum Stadtpfarrer in Müllheim fiel,

ernannte ihn 8 Tage später die Kirchenbehörde offiziell zum Inhaber der Pfarrei.

Hier in Müllheim widmete er sich neben seinen seelsorgerischen Aufgaben vor allem heimatgeschichtlichen Studien, als deren Ergebnis 1886 seine „Geschichte der Stadt Müllheim im Markgräflerland“ erschien. Die Badische Historische Kommission übertrug ihm die Pflegschaft des Amtsbezirks Müllheim, für den er ein genaues Verzeichnis eines Teiles der vorhandenen Gemeinde- und Pfarrarchive anlegte.

Kurze Zeit vor der Drucklegung seiner Müllheimer Stadtgeschichte wurde Albert Julius Sievert am 2. Oktober 1885 zum Stadtpfarrer in Ladenburg am Neckar ernannt. Es verstand sich fast von selbst, daß ihn jetzt die Badische Historische Kommission mit der Pflegschaft des Amtsbezirks Weinheim betraute, wo er die begonnene Aufnahme sämtlicher Gemeinde- und evangelischen Pfarrarchive zum Abschluß brachte. Aus Anlaß der Achtzehnhundertjahrfeier der Stadt Ladenburg im Herbst 1898 veröffentlichte Sievert im Jahre 1900 den Abriß einer Ortsgeschichte „Lupodunum — Ladenburg 98 — 1898“, eine Arbeit die damals allgemeine Anerkennung fand.

Großen Schmerz bereitete Sievert, daß sein ältester Sohn Wilhelm Ludwig wegen epileptischer Veranlagung 1891 als Vikar aus dem Kirchendienst ausscheiden und zwei Jahre später nach der Heilanstalt Bethel bei Bielefeld verbracht werden mußte, in der ihn danach der Tod von weiteren Leiden erlöste.

Im November 1900 war Albert Julius Sievert gezwungen, sich einer Operation zu unterziehen, die an seiner Gesundheit zu zehren begann. Schon früher hatte mehrfach ein hartnäckiges Augenleiden dem rastlosen Manne die geistige Arbeit sehr erschwert. Mitten aus dem Schaffen heraus raffte am 25. November 1904 der unerbittliche Tod den verdienstvollen Geistlichen und Heimatforscher aus dem Leben hinweg.

IX. Alfred Brauer,

Senatspräsident beim Oberlandesgericht

Die verwaltungsmäßige Organisation des zu Beginn des 19. Jahrhunderts neu entstandenen badischen Staates ist mit dem Namen von Johann Nikolaus Friedrich Brauer aufs engste verbunden. Dessen jüngerer Sohn, der 1871 verstorbene Oberhofgerichtsrat Eduard Brauer, wurde 1839 kurz nach seinem juristischen Examen als Amtsassessor nach Pforzheim versetzt. Hier vermählte er sich im folgenden Jahre mit Rosa geb. Krämer aus Köln. So erblickte am 17. September 1841 Alfred Brauer als Sohn der beiden das Licht der Welt.

Da sein Vater 1843 dem Landamt Karlsruhe zugeteilt wurde, besuchte der junge Alfred das Karlsruher Gymnasium bis zur Reifeprüfung. Der Familientradition folgend, widmete er sich danach an den Universitäten Freiburg, Heidelberg und Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft. Nach mit Erfolg bestandenem ersten juristischen Staatsexamen wurde Brauer unterm 15. Dezember 1863 als „gut befähigt“ unter die Rechtspraktikanten aufgenommen. Seine erste praktische Ausbildung erhielt er am 24. Dezember 1863 als Aktuar mit einem Gehalt von 350 Gulden in dem ersten Zivilrespiziat des Amtsgerichts Bruchsal. Am 17. August 1864 wurde er zum Sekretariatspraktikanten beim Kreis- und Hofgericht mit einem Gehalt von 600 Gulden ernannt. Die zweite juristische Staatsprüfung, gleichfalls mit der Note „gut befähigt“ abgelegt, brachte ihm am 31. August 1865 die Berechtigung zum Tragen des Referendärstitels ein.

Zunächst wieder beim Kreis- und Hofgericht Mannheim verwendet, scheiterte sein Gesuch vom 3. April 1866, als Hilfsarbeiter bei dem Anwalt M. Fürst in Mannheim einzutreten an der fehlenden Stellvertretung für ihn bei seiner Dienststelle. Bald darauf als Gehilfe an die Staatsanwaltschaft Hei-

delberg versetzt, entthob man ihn schließlich doch am 6. November 1866 seiner dienstlichen Verpflichtungen, um als Hilfsarbeiter diesmal bei dem bekannten Rechtsanwalt Dr. Grimm, dem späteren Präsidenten des Justizministeriums, Verwendung zu finden. Doch trat er schon am 14. Mai 1868 als Amtmann beim Bezirksamt Karlsruhe wieder in den Staatsdienst zurück. Im Jahre 1872 vermählte sich Alfred Brauer mit Elise geb. Bachmann — wie seine Mutter aus Köln stammend —, die ihm in glücklicher Ehe fünf Kinder schenkte.

Mit seiner Ernennung zum Amtsrichter in Waldshut am 2. August 1873 wechselte Brauer endgültig von der Verwaltung zur Justiz über. Hier in Waldshut erfolgte auch am 25. Februar 1875 seine Beförderung zum Oberamtsrichter, bevor er unterm 25. Juni 1876 in gleicher Eigenschaft nach Lörrach versetzt wurde. Im Herbst 1879 kam Brauer nochmals nach Waldshut zurück, diesmal als Landgerichtsrat beim dortigen Landgericht. Mit dem gleichen Rang erfolgte am 9. April 1880 seine Versetzung zum Landgericht Karlsruhe, wo er seit 1882 auch als Untersuchungsrichter tätig war. Mit Erlaß vom 8. Mai 1889 zum Oberlandesgerichtsrat ernannt, trat Brauer drei Wochen später sein neues Amt beim Oberlandesgericht in Karlsruhe an.

Der tüchtige Beamte, der trotz eines hinderlichen Augenleidens nebenbei eifrig an „Puchelts Zeitschrift für französisches Zivilrecht“ und den „Annalen der Großherzoglichen Badischen Gerichte“ mitarbeitete, wurde unter Anerkennung seiner Leistungen am 17. Dezember 1893 zum Senatspräsidenten beim Oberlandesgericht ernannt.

Das Augenleiden verschlimmerte sich im Laufe der Jahre immer mehr, und so mußte er sich im Frühjahr 1907 infolge Netzhautablösung sein nahezu vollkommen erblindetes linkes Auge herausnehmen lassen. Auch seine übrigen Körperkräfte begannen sichtlich abzunehmen. Deshalb trat er Mitte Juni 1909

einen längeren Krankheitsurlaub an. Als man erkannte, daß eine baldige Genesung nicht in Aussicht stand, genehmigte man ihm am 17. September 1909 als „durch Krankheit dienstbehindert“ die Verlängerung des Urlaubs bis Jahresende. Doch bevor diese Frist abgelaufen war, erteilte den fähigen Juristen am 5. November 1909 der unerbittliche Tod.

X. Karl Wilhelm Doll, *Prälat und Hofdekan*

Wenn Karl Wilhelm Doll, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts siebzehn Jahre lang die Würde des ranghöchsten Geistlichen der evangelischen Landeskirche Badens bekleidete, auch im engeren Sinne kein gebürtiger Pforzheimer war, so rechtfertigt doch wohl die unmittelbare Nachbarschaft seines Geburtsortes Niefern eine Aufnahme in unseren Artikel.

Der Vater, Johann Georg Philipp Doll, hatte als evangelischer Geistlicher die Pfarreien Niefern 1822 bis 1830, Ellmendingen 1830 bis 1835 und Zaisenhausen 1835 bis 1847 inne, ehe er 1848 nach Lahr versetzt wurde. In Niefern wurde am 10. September 1827 sein Sohn Karl Wilhelm geboren. Nach kurzem Besuch der Volksschule in Ellmendingen bereitete den Jungen der Privatunterricht des Vaters und eine weitere Schulbildung in Ludwigsburg auf den Besuch des Karlsruher Lyzeum vor, an dem er im Jahre 1844 die Abiturprüfung ablegte. Im Anschluß daran studierte Doll an den Universitäten Heidelberg und Berlin evangelische Theologie und Philosophie. Die praktischen theologischen Kenntnisse eignete er sich dann — wie damals üblich — an dem Predigerseminar in Heidelberg an. Nach bestandnem Examen wurde der junge Doll am 21. Juli 1848 offiziell unter die Pfarrkandidaten aufgenommen. Wenige Tage zuvor hatte man ihm als Vikar zu Meißenheim die erste Seelsorgestelle übertragen.

Mit Ablauf der zweijährigen Vikarszeit wurde er am 3. Dezember 1850 mit der



Karl Wilhelm Doll (1827—1905)

Pfarrei Schmieheim betraut. Während seiner dortigen Tätigkeit vermählte er sich am 27. April 1852 mit Jenny Rupp, einer Tochter des Pfarrers Philipp Heinrich Rupp in Denzlingen, die ihm in nahezu fünfzigjähriger harmonischer Ehe zwei Töchter und einen Sohn schenkte. Kurze Zeit danach sehen wir ihn auf der Stelle des Direktors und ersten Lehrers der Höheren Töchterschule in Lahr, dem damaligen Wirkungsort seines Vaters. Am 16. November 1858 kehrte jedoch Doll als Pfarrer in Sand zur eigentlichen Seelsorgearbeit wieder zurück.

Eine entscheidende Wende trat für die Laufbahn Dolls ein, als er am 28. Dezember 1860 zum geistlichen Assessor beim Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe ernannt wurde. Hier versah er 1862 bis 1864 nebenbei die damals unbesetzte Hofpfarre mit solcher Umsicht, daß er von Großherzog Friedrich I. im Einvernehmen mit den kirchlichen Instanzen am 10. Februar 1864 zum

Hofprediger und Inhaber der Hofpfarre befördert wurde. Ein Jahrzehnt später verlieh man Doll am 16. Juli 1874 den Titel und Rang eines Oberhofpredigers. Dem ausdrücklichen Wunsche des Großherzogs nachgebend, erklärte sich Doll bereit, die am 30. Juni 1877 ausgesprochene Ernennung zum Mitglied des Oberkirchenrats und Prälaten der Evangelischen Landeskirche Badens anzunehmen.

Schon vor seiner Ernennung zum Prälaten war Doll seit 1861 Mitglied der General-synode, in der er vom Jahre 1876 bis zu seinem Ausscheiden 1894 das Amt des Vize-präsidenten versah. Als Mitglied des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins, der Lutherstiftung und des badischen wissenschaftlichen Predigervereins oblagen ihm mancherlei Verpflichtungen. In seiner Eigenschaft als Prälat gehörte er der Ersten Kammer des Badischen Landtags an und fungierte ferner als Abgeordneter der Badischen Evangelischen Landeskirche an der Konferenz der Kirchenregierungen des evangelischen Deutschlands. Bekannt wurde Doll auch als Verfasser des 1882 eingeführten Katechismus für den Religionsunterricht. Die theologische Fakultät der Universität Heidelberg verlieh ihm deshalb in Würdigung seiner umfangreichen Tätigkeit den Ehrendoktor.

Ein Herzleiden zwang Doll um seine Zurruhesetzung nachzusuchen, die 1894 bewilligt wurde. Das Amt eines Hofdekans behielt er jedoch noch einige Jahre bei. Als nach dem Tode seiner Frau auch seine Geisteskräfte nachzulassen begannen, verbrachte er die letzten Lebensjahre an der Heil- und Pflgeanstalt Illenau. Dort erlöste ihn am 25. Februar 1905 der Tod von seinem Leiden.

Wenn auch die zehn behandelten Männer es nicht im engeren Sinne zu besonderer Berühmtheit gebracht haben, so sind sie doch ein Zeichen dafür, daß auch im vorigen Jahrhundert Pforzheim unserer Heimat einige Persönlichkeiten geschenkt hat, die im öffentlichen Leben des Landes Baden eine immerhin nicht unwesentliche Rolle spielten. Selbstverständlich ließ sich die Reihe noch um einige Männer, wie beispielsweise den Domänendirektor Emil Kilian (1822 bis 1909) und den früh vollendeten, begabten Bildhauer Emil Dittler (1868 bis 1902) u. a. erweitern, doch war mit Rücksicht auf den festgesetzten Umfang dieses Heftes eine gewisse Bescheidung geboten. Übrigens geben gerade biographische Aufsätze auch den Familienforschern eines bestimmten Gebietes für ihre Untersuchungen oft wertvolle Hinweise, die außerhalb des Rahmens von Kirchen- und Taufbücherstudien liegen.



Alfons Kirchenmaier

Foto: R. Holz

Alfons Kirchenmaier

Es lebte ein Mann in Pforzheim zu dieser Zeit, unersetzlich, stämmig, der hatte Mund und Herz auf dem rechten Fleck und fürchtete sich nicht. Er war ein Schwabe vom Oberland, ein weißer Rabe, geboren zu Weingarten, 1889, und war weit herumgekommen in fremden Ländern, in Italien, in England, Frankreich, Belgien, in Bagdad, sprachgewandt, und darum im ersten Weltkrieg Heeresdolmetscher. Er war nur ein Kaufmann, *Alfons Kirchenmaier, Aki*, — in Gold- und Schmuckgeschäft erfahren, zu Schwäbisch Gmünd, Pforzheim, Reutlingen, Geislingen —, aber er hatte eine Gabe, das Echte vom Falschen zu unterscheiden, unbestechlich, auf allen Gebieten, in Treue und Tapferkeit.

Da er in einem langen, erbitterten Kampf mir zur Seite stand um hohe Werte, um den Berg *Hohenstoffeln im Hegau*, fühle ich mich gerufen, ihm einen Kranz aufs Grab zu legen unverwelklich. Wenn es galt, zu raten und zu taten, war er dabei, unzählige Aufrufe, Berichte, Proteste, Sturmreden an hohe Herren, entsprangen seiner Schreibmaschine und flogen hinaus in Jahren, die gefährlich waren.

Sein Urteil, kurz, bündig, traf den Nagel auf den Kopf, in allen Dingen. Er kannte sich aus in der bildenden Kunst, — *Adolf Hildenbrand, Aki*, der Meister von Bernau und Pforzheim, eigenwillig, ein Hotz, geächtet und verfehmt um sein Werk, das unvergänglich ist, fand an ihm einen trefflichen

Fürsprecher, der Hiebe austeilte mit scharfer Klinge —, manch wunderbares Gemälde war durch seine Hände gegangen.

Was dieser Mann sich an Kenntnis und Verständnis angeeignet hatte der Natur und Landschaft auf eigene Faust, an Architektur, an geschichtlichen Denkmalswerten, mit Fingerspitzengefühl, war ungläubhaft. Die Gestaltung der weiten Landschaft um die Stadt Pforzheim, in Berg, Wald, Flüssen, wurde im Ganzen und Einzelnen wesentlich durch seinen unerschöpflichen Rat beeinflusst.

Als der Unheilstag von Pforzheim hereinbrach, 23. Februar 1945, war Alfons Kirchenmaier der Erste, der zum Wiederaufbau der zerstörten Baudenkmale rief. Er wurde der geistige Leiter, die Seele des *Schloßkirchenaufbaues*. Wer jene Verwüstungen gesehen hat, wird Akis Gedächtnis in Ehren halten. Unermüdlich unterwegs auf seinem flinken Rad, tatkräftig, entschlossen, unter seiner Baskenmütze funkelnd, eine Figur, die zum Bild von Pforzheim gehörte und fast legendär geworden ist. Er wagte viel, seine Zwischenrufe auf Tagungen des Heimatschutzes hagelten saftig, witzig, derb, — er hatte die Lacher auf seiner Seite.

Es waren geheime Bindungen von Mensch zu Mensch, die uns verbanden. Eine Episode. Nach dem Zweiten Weltkrieg, da auch in meiner Vaterstadt Reutlingen viel zerstört war, weilte ich kurz in einem kleinen Gasthof „Achalm“, und schrieb einen Bericht an Aki,

denn noch einmal hatten die „Basalter“ vom Hohenstoffeln Morgenluft gewittert und versuchten, trotz aller Gesetze und Eintragungen ins Reichsnaturbuch den Berg unterm Südgipfel anzutasten. Ich verschloß den Brief und trug ihn durch das nahe Hirschgäßle, um ihn in den Briefkasten an der „Hirschapotheke“, meinem Geburtshaus, einzuwerfen. Als ich um die Ecke bog — Wilhelmstraße —, ums Haar wäre ich mit einem Menschen zusammengeprallt, der entgegenbog — *Aki!* — „Stofflio! da hast du deinen Brief! Porto erspart.“ Wir saßen dann im „Achälmle“ zusammen und berieten. Der Angriff wurde abgeschlagen. Endgültig. —

Es sind keine „Zufälle“, — Sendungen unsichtbarer Wellen, die rufen, lenken; ich habe im Leben, besonders im Hohenstoffelkamp, viele solcher „Wunder“ erfahren.

Alfons Kirchenmaier ist tot — er starb 1954 —; er lebt dennoch im Geiste weiter. Ein uneigennütziger, aufrechter, leidenschaftlicher *Lehrmeister* der Heimatpflege, des Natur- und Denkmalschutzes, ohne Orden und Kreuze, der sein Herzblut für die Sache der Allgemeinheit hingab, samt seiner Familie, — einer, der sich mitten hineinstellte, wo es brannte, wo es um gefährdete innere Dinge ging, ein Ritter ohne Furcht und Tadel — *Aki* —. Uns bleibt, zu danken und zu ehren.

Föhrenbühl, 10. September 1960.

Ludwig Finckh

Der biedere Markgraf Ernst

Ein 350 Jahre alter Bericht über Pforzheim

Von E. Schneider, Pforzheim

Es gibt ein norddeutsches Gegenstück zum berühmten Simplizius Simplizissimus von Grimmelshausen. Das ist die Lebensgeschichte von Bartholomäus Sastrow, der 83jährig 1603 als Bürgermeister von Stralsund starb. Wenn Grimmelshausen die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zum Hintergrund seines abenteuerlichen Romans hat, so Sastrow das Reformationszeitalter Martin Luthers. Das Buch, das der Greis einst nur für seine Familie schrieb, ist eines der spannendsten Sittengemälde des 16. Jahrhunderts. In teils erbaulichen, teils humorvollen Schilderungen führt uns Sastrow an Fürstenhöfe, Reichstage, fürstliche Kanzleien und an das kaiserliche Kammergericht. Er zeigt uns aber auch Wirtshäuser, den Markt und die Bürgerhäuser in ausführlicher Kleinmalerei.

Für uns Pforzheimer ist diese Lebensgeschichte besonders wertvoll, weil der weitgereiste Schreiber und Notar um 1544 eine kurze Gastrolle auch in unserer Stadt gegeben und treulich darüber berichtet hat „Pforzheim“, schreibt er, „ist nicht groß, hat nur eine Kirche und liegt am Grunde einer schönen lustigen Wiese. Dadurch läuft ein klares, gesundes Wasser, das allerlei wohlschmeckende Fische gibt. Es liegt zwischen überaus hohen Bergen, welche mit Holzungen bewachsen, die einer Wildnis nicht ungleich sind und gutes Wildpret geben.“ Die Bewohner lobt er „als gelehrte, bescheidene, freundliche und wohlgezogene Leute“, an Gelehrten und Ungelehrten, Apothekern und Barbieren, Wirtshäusern, und allerlei Handwerkern sei kein Mangel.

Sastrow fand Beschäftigung in der Markgräflichen Kanzlei am Hofe des Markgrafen Ernst, der neun Jahre vor Sastrows Ankunft seine Residenz von Sulz-

burg nach Pforzheim verlegt hatte und neun Jahre später in der Gruft der Schloßkirche begraben wurde. Das herrliche Grabmal, das Ernst mit seiner Gemahlin Ursula von Rosenfeld in Lebensgröße darstellte, ist uns allen noch bekannt. Auch der Brunnen mit Ernsts ritterlicher Gestalt, der zuerst auf dem Marktplatz, dann auf dem Leopoldplatz und zuletzt im Lichthofe des Rathauses stand, ist uns noch in Erinnerung.

Der fast kleinbürgerliche Haushalt des Markgrafen wird beschrieben und die Sparsamkeit besonders hervorgehoben. Einige Anekdoten geben ein lebendiges Bild dieses biederen und frommen Markgrafen. Von seinem Gemach aus, das über dem Schloßeingang lag, konnte Markgraf Ernst genau beobachten, wer im Schlosse ein und ausging. So sah er eines Tages, wie sein Koch unter dem Mantel einen Karpfen forttragen wollte. Schmunzelnd rief er dem Dieb zu, er soll das nächste Mal einen kürzeren Fisch oder einen längeren Mantel nehmen. Ein andermal hatte ein Koch Kapaunen gestohlen und wollte sie an seinem Gürtel befestigt unterm Mantel hinausbringen. Da stand unglücklicherweise ein Wagen mit Weinfässern zum Abladen im Hofe. Der Markgraf forderte von seinem Fenster aus den Koch zum Helfen auf. Der legte dienstbeflissen seinen Mantel ab, und der Markgraf sah zu seinem Erstaunen, wie zwei gepupfte Kapaunen am Gürtel des Koches auf und ab wippten. Der Markgraf lachte sich halb tot und rief seine Gemahlin und deren Hofdamen herbei. Unter dem schallenden Gelächter der fürstlichen Zuschauer mußte der Dieb seine Arbeit beschämt zu Ende führen.

Lustig ist auch die Geschichte, wie der junge Schreiber Sastrow eine große Urkunde

dadurch verdarb, daß er versehentlich beim Abschreiben eine Zeile ausließ. Um sich den Vorwürfen des alten grämlichen Kanzlers Oswald Gut — dessen Grabstein auch in der Schloßkirche zu sehen war — ja sogar der Einsperrung zu entziehen, ersann er eine kecke List. Als mittags die Trompete zum Essen blies, blieb er noch in der Kanzlei, fing sich eine Katze, tauchte deren Schwanz in das Tintenfaß und wischte ihn über die große beschriebene Kälberhaut. Als er dann nach Tisch recht scheinheilig in der Kanzlei wieder erschien, fand er seine Kollegen in großer Aufregung über diesen angeblichen Katzenstreich. Man mußte den Schelm noch trösten, so jammerte er um die zweitägige Arbeit an der Kälberhaut.

Voll tiefer Ehrfurcht vor der menschlichen Größe des Markgrafen erzählt uns Sastrow, wie der Fürst Verbrecher tröstete, bevor sie zum Galgen geführt wurden. Er ent-

schuldigte sich, daß er „ihnen also tun müsse“ und verabschiedete sich von ihnen mit einem herzlichen Händedruck und christlichem Trostwort.

Der pommersche Schreiber zog anschließend nach Rom, um den Nachlaß seines dort verstorbenen Bruders zu holen. Was er auf seinen weiten Zügen durch deutsches und fremdes Land alles erlebte an „Gefahren des Leibes mit Brand, Henken, Ertränken, Ermorden und mit grausam wilden Tieren“, daneben auch äußerste Armut, Hunger und Durst, ist eine wahre Odyssee. Wie aber der tüchtige und weltgewandte Mann nach pommerschen Heimat zu Reichtum und hohem Ansehen kommt, ist heute noch erbaulich zu lesen.

Wir Pforzheimer müssen dem fremden Manne dankbar sein, daß er uns den ersten Bericht über unsere Stadt hinterlassen hat.

Idyll

*Wer singt so süß
Sein Liebeslied
Auf einem maiengrünen Tännchen?
Ein muntres Finkenmännchen.*

*Wer zetert, schilpt
Schimpft und schrillt
Daneben im Sonnenschein?
Das wird wohl sein Weibchen sein.*

Adolf Blösch

Der Postmeister von Pforzheim

Von Erwin Schneider

An einem klaren Oktobermorgen des Jahres 1808 kam auf dem Leopoldsplatz eine Postkutsche, mit zwei Pferden bespannt, angefahren. Sie hielt vor dem Hause der Postverwaltung, dem damaligen Hotel Post. Neugierig schauten die Nachbarinnen hinter ihren Vorhängen hervor, auch ein paar Buben, die am Brunnen gespielt hatten, waren zur Kutsche hingesprungen. Die Post und die ankommenden Fremden waren die Sensation des Tages, der für jenes kleine Pforzheim ach so ruhig verlief. Diesmal kamen die Neugierigen aber nicht auf ihre Rechnung. Der junge Mann, der entstieg, verschwand sofort im Posthaus. Sie hatten nur beobachtet, daß er ohne Gepäck, ja sogar ohne Hut gekommen war. Der Postillon wußte auf die wunderfirtigen Fragen der Buben auch keine Antwort zu geben.

Unterdessen hatte der Fremde, dessen Aussprache norddeutsche Herkunft verriet, ein Zimmer verlangt und nach dem Postmeister gebeten. Der kam auch alsbald, ein ernster, bedächtiger und wohlwollender Mann, zu dem der Gast sofort Zutrauen faßte. Mit dem Blick des erfahrenen Menschenkenners hatte der Postmeister in dem fremden jungen Mann den preußischen Offizier erkannt. Der Fremde erzählte mit Offenheit seine Geschichte und legte damit sein Schicksal in die Hände des Pforzheimer Postmeisters:

Oberleutnant Karl von François war soeben der grauen Felsenfestung des Hohenasperg auf abenteuerliche Weise entflohen. Nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit hatte der junge preußische Leutnant bei König Friedrich I. von Württemberg in Ludwigsburg Dienste genommen. Ein Ehrenhandel mit einem württembergischen Offizier und ein Kriegsgericht hatten ihm, dem Preußen, eine Verurteilung zum Tode ein-

gebracht. Er hatte die ganzen Vorbereitungen der Hinrichtung mitzumachen, als im letzten Augenblick statt des Feuerkommandos ein „Pardon“ ertönte. Das Pardon gab dem Unglücklichen wohl das Leben wieder, aber ein Leben, das tausendfachen Tod bedeutete: Gefangenschaft auf dem Hohenasperg, dem lebendigen Grab vieler wackerer Männer zur Zeit der Duodez-Tyrannie.

Mit Erschütterung hatte der Postmeister bis hierher dem Bericht zugehört. Der Name des Unglücklichen war ihm nicht unbekannt denn die Empörung über das ungerechte Urteil war damals durch ganz Deutschland gegangen. Plötzlich erinnerte sich der Wirt, daß der Postillon noch zu bezahlen sei. Rasch verließ er seinen Gast und kam bald mit Speise und Trank wieder zurück. Ungefährlich war die Hilfe, die er dem Fremden leistete, nicht, sie konnte ihm Freiheit und Existenz kosten; denn Baden stand mit Württemberg im Kartell, es mußte mit Verfolgung auch auf badischem Boden gerechnet werden.

Vom guten Essen erquickt und unter dem Wohlwollen des Postmeisters wärmer geworden, fuhr der Flüchtling fort und erzählte seine Befreiung. Mit Messer, Gabel und Stiefelhaken hatte er in wochenlanger Arbeit die Dielen seines Gefängnisbodens gelockert, um nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten in die Nachbarzelle übersiedeln zu müssen, wo er seine mühselige Arbeit von vorn begann. Nach 6 Wochen hatte er wieder Dielen und Mauerwerk durchbrochen. Wenn Wachen kamen, schob er auf die Durchbruchstelle sein Bettlager. Mit dem Ruß des Ofens hatte er Gesicht, Hemd und Unterhosen schwarz gemacht und passierte als „Schornsteinfeger“ die Wachen. Er war dann die ganze Nacht umhergeirrt. Zu Beginn des Tages hatte er in einem

schwäbischen Städtchen ohne Geld die Extrapost gemietet. Als er wieder am Hohenasperg vorbeifuhr, verkündeten Alarmglocken die Flucht eines Gefangenen. Kaltblütig hatte er vom Wagen aus die mit Stöcken bewaffneten Bauern zum scharfen Aufpassen aufgefordert.

Während der Postmeister dem Fremden lauschte, erscholl Pferdegetrappel vom Leopoldsplatz herauf: „Da sind sie schon, kommen Sie schnell, daß ich Sie in Sicherheit bringe.“ Rasch führte der Biedere seinen Gast in ein abgelegenes Zimmer im 4. Stock. Hinterm Vorhang konnte der junge Offizier erkennen, wie der Wirt mit einem württembergischen Gendarmen verhandelte. Bange Minuten verstrichen, bis der Gendarm sein Pferd wieder bestieg und in Richtung Brötzingen weiterritt.

Bald darauf erschien der Wirt wieder mit einem guten Mittagessen und einer Flasche Markgräflerwein. Freude strahlte über sein Antlitz: „Bleiben Sie noch einige Tage hier, denn die Landstraßen sind für Sie

nicht sicher. Vertrauen Sie mir, ich werde Ihnen helfen!“ Mit dankbarem Blick schaute der Offizier seinem Retter in die Augen und sank, nachdem er sich gelabt hatte, in erquickenden Schlaf. Zwei Tage noch blieb er in der Obhut des Postmeisters, der getreulich sein Wort gehalten hat. Am dritten Tag weckte dieser ihn in der Frühe des Morgens, versorgte ihn mit Speise und Geld. Mit Tränen des Dankes verabschiedete sich der junge Offizier. Auf der Flucht über die Schweiz trat Karl von François 1809 in das Schillsche Korps ein, machte die Freiheitskriege mit und starb als Generalleutnant 1855 in Potsdam. Seine Nichte, die berühmte Erzählerin Luise von François, hatte seine letzten Lebensjahre betreut. Mit seinem Sohn, der auf dem Schlachtfeldern von Spichern den Heldentod starb, erlosch das Geschlecht derer von François. Ein Strahl des Heldenlebens jenes jungen Leutnants Karl von François fällt aber auf unser Pforzheim und auf den wackeren Postmeister am Leopoldsplatz.

Der bucklige Leutrum und das wunderbare Fränzchen

Von Erwin Schneider, Pforzheim

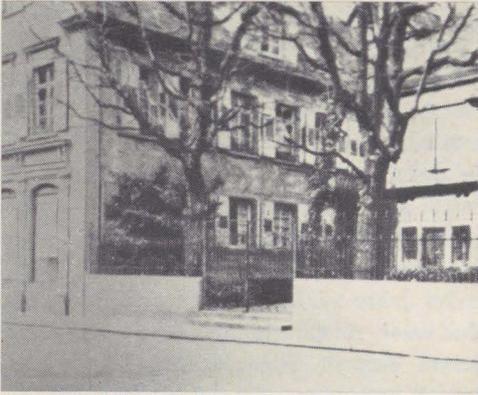
Am 23. Februar 1945 verlor Pforzheim durch den Fliegerangriff alle historischen Bauwerke. Die erste Zerstörung durch Melac 1789 löschte das freundliche mittelalterliche Städtchen fast aus, so daß nur wenige Denkmäler aus alter Zeit übrig blieben. Mit großer Hingabe retteten „die Freunde der Schloßkirche“ das ehrwürdige Bauwerk und ließen es in voller Schönheit neu erstehen. An das alte Waisenhaus, der Geburtsstätte der Pforzheimer Schmuckindustrie, erinnern noch ein paar Torbogen. Die alte Mittelstadt mit ihren engen Gäßchen und schmalbrüstigen Häusern ist verschwunden und ist zu einem beachtlichen modernen Geschäftsviertel geworden. Es fällt auch dem Einheimischen schwer, sich vorzustellen, wie es einst hier aussah.

In der Reuchlinstraße, der früheren Ochsen-gasse, stand ein ehemals adeliges Haus, das der reichbegüterten Familie Leutrum von Ertingen gehörte. Unser Bild zeigt diesen kleinen Adelssitz mit dem kleinen Gärtchen davor, in dessen Mitte ein kleiner Brunnen war.

In diesem kleinen Stadtidyll wohnte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein seltsames Ehepaar, das den guten Pforzheimern viel Anlaß zum Kopfschütteln gab. Der kleine, zwerghaft verwachsene Reinhard Leutrum von Ertingen hatte sich im Jahre 1765 die wunderschöne Franziska von Bernardin ins Haus als Gattin geholt. Die Bernardins hatten einen kleinen Besitz am Schloß Adelmansfelden bei der Reichsstadt Aalen, waren arm, aber reich an Kindern. So wurde das wunderschöne Fränzchen mit 17 Jahren an den reichen Pforzheimer Kammerherrn Leutrum „verkauft“, der nicht nur häßlich von Gestalt, sondern auch dumm und tyrannisch war. Es läßt sich leicht folgern, daß solche Gegensätze keine harmonische Ehe

ermöglichten. Wie oft wird die junge Frau in ihrem kleinen Gärtchen am Brunnen gesessen sein, seufzend und nach einem vollen und frohen Leben dürstend. Das sollte ihr in ungeahntem Maße zuteil werden.

Im Jahre 1770 kam die große Wendung. Bei einer Adelsversammlung in Pforzheim lernte der 41jährige Herzog Karl Eugen von Württemberg die junge Frau kennen. Dieser junge Herzog, einer der tollsten Duodezfürsten seines Jahrhunderts, hielt durch seine maßlose Verschwendungssucht und durch seine Brutalität nicht nur sein armes Ländchen, sondern ganz Europa in Atem. Eine Renaissancenatur durch und durch, schritt er über Menschenglück und Menschenleben erbarmungslos hinweg. Auf dem hohen Asperg schmachteten der Kriegsminister Rieger, der berühmte Rechtsgelehrte Moser und der Dichter Schubart mit vielen anderen in unmenschlicher Haft, während drunten in Ludwigsburg in rauschenden Festen der Wohlstand des Landes vergeudet wurde. Diese wilde Gewaltmensch, der nur Genuß kannte, wurde beim Anblick der jungen Frau Franziska zum ersten Male im Leben von wahrer Liebe berührt. Ihr munteres, natürliches Wesen, ihre zu blendender Schönheit aufgeblühte Gestalt, verzauberten ihn so, daß er nur noch ein Ziel kannte: Fränzchen muß mir gehören! Er wählte dabei nicht den umständlichen Weg wie König David, der den Uria in den Krieg schickte, um ihm sein Weib auszuspannen. Nein, er beschäftigte den buckligen Leutrum als Reisemarschall und ließ ihm dann durch einen Offizier sein schönes Weibchen aus dem Hausgärtchen entführen. Der geprellte dumme Ehemann wurde 1772 geschieden, während Fränzchen zur Gräfin von Hohenheim nach dem ihr zu Ehren erbauten Lustschloß ernannt wurde.



Pforzheim, Haus Leutrum

Diese kleine Zauberin erreichte, was selbst der hohen Autorität des alten Fritz nicht gelungen war: die Umwandlung des wilden in Selbstsucht und Brutalität und Genußsucht verstrickten Tyrannen zu echter Liebe und besserer Menschlichkeit. Wie einst die Priesterin Iphigenie den barbarischen Thoas mit „sanfter Überredung“ von Menschenverachtung zu Menschenachtung führte, so lenkte dieses kluge, junge Weib, mit guten Herzensgaben ausgerüstet, den wilden unbändigen Kraftmenschen. Sind es nicht echte Herzenstöne, wenn dieser verwöhnte, genußsüchtige Fürst seinem Fränzchen schreibt: „Herzliebste Fränzele! Schönste Weible! Das Wichtigste: hast Du mich auch gern? Ja, mein Franzele ist mir immer vor Augen. Adieu Engel, ich küsse Dich tausendmal in Gedanken und bin von ganzem Herzen Dein bis in den Tod.“ Das schreibt einer, der nur so durch das Leben gestürmt war, von den Armen der einen Mätresse in die der anderen. Jetzt war der Wilding in Liebeszauber geschlagen bis an sein Ende. Fränzel erhielt sich seine Gunst, wurde 1784 Gemahlin des Herzogs und im Jahre als Fried-

rich der Große starb, der alte Lehrmeister Karl Eugens, der an seinem Zögling allerdings wenig Freude erlebt hatte, da wurde das Fränzchen zur „durchlauchtigsten Gemahlin des durchlauchtigsten regierenden Herzogs“ ernannt.

Kam der innere Umschwung des Herzogs schon durch seine milderen Regierungsmaßnahmen zum Vorschein, so gab er dieser Veränderung seines Wesens an seinem 50. Geburtstag Ausdruck, als er das „Wunder“ seiner „Bekehrung“ und das „Gelöbniß der Besserung“ von allen Kanzeln verkünden ließ: „Württembergs Glückseligkeit soll also von nun an und auf immer von der Beobachtung der ächtesten Pflichten des Landesvaters gegen seine Untertanen und auf dem zärtlichen Zutrauen und Gehorsam der Diener und Untertanen gegen ihren Gesalbten beruhen.“

Wenn auch viele Rückschläge bei dem temperamentvollen Herrn noch kamen, so ist der Umschwung in der zweiten Hälfte der langen Regierungszeit so offensichtlich, daß er sich viele Sympathien bei seinem einst so gequälten Volk erwarb und echte Trauer, als er 1793 nach 50jähriger Regierung starb. Das schöne Fränzchen aber überlebte ihren Herzog 19 Jahre. Sie machte die ganze napoleonische Zeit noch mit und starb in Kirchheim a. d. Teck im Jahre als die französischen Heere und mit ihnen die württembergischen Soldaten geschlagen aus Rußland zurückkehrten. „Das Fränzele v. Hohenheim“ aus der Pforzheimer Ochsen-gasse lebt im schwäbischen Volk in zärtlicher Verehrung schon fast sagenhaft weiter.

Wie anders würde die Weltgeschichte aussehen, wenn jeder maßlose Tyrann rechtzeitig sein schönes Fränzchen gefunden hätte.

Carl Dittler, Rößlewirt von Wilferdingen

Mitglied der Konstituierenden Landesversammlung von 1849

Von Erwin Dittler, Goldscheuer

Nicht nur die atemberaubende Entwicklung der Technik, die „Peterchens Mondfahrt“ verwirklichte, läßt die Errungenschaften zu Selbstverständlichkeiten werden, deren wir uns im täglichen Leben bedienen; auch das Hineinwachsen der jüngeren Generationen in unsere Gesellschaftsordnung geschieht meist in verständlicher Unterschätzung aller Impulse der vergangenen Zeit. Und doch wäre der Bau der Menschheit nicht denkbar ohne die zahlreichen Steinchen, die einzelne, Gruppen und Generationen unter großen Anstrengungen und Opfern jeweils hinzugefügt haben. Bundespräsident Dr. Heinemann hat in seiner Ansprache auf der Schaffermahlzeit am 13. Februar 1970 im Bremer Rathaus der Heimat- und Geschichtsforschung die Anregung gegeben, „in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann“. Wer aufgeschlossen in den Blättern der Geschichte liest, wird oft erstaunt sein, wie sehr wir auf Traditionen aus Zeiten gründen, deren Einfluß auf unser Dasein wir heute vielleicht keinerlei Bedeutung mehr zumessen. Aber wie modern klingt doch beispielsweise die Forderung nach „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle!“, die Gustav von Struve im Grundgesetz seiner Staatsordnung erhebt und am 21. September 1848 in Lörrach verkündet. Was in der berühmten Volksversammlung in Offenburg am 19. März 1848, an der Zehntausende teilnahmen, verlangt wurde, erscheint uns heute kaum mehr als revolutionär, und doch be-

weist uns gerade dies, daß sich jene Männer auf dem Wege in die Zukunft befanden, als sie die herkömmliche Enge eines „Blittersdorffschen Systems“ sprengten. Der Freiherr von Blittersdorf, von dem die Worte überliefert sind, daß Beamte Instrumente seien, die man nach Belieben zerbrechen könne, mußte zwar im November 1842 als Minister gehen, doch das Mißtrauen im Volke blieb. Wohl schrieb man Baden die beste Verfassung aller im Deutschen Bund vereinigten Staaten zu, aber wer einmal die Debatten der badischen Zweiten Kammer nachliest, wird vorbehaltlos der Feststellung von W. Andreas zustimmen: „Nirgends wurden die allgemeinen nationalen Fragen mit solchem Feuer besprochen, der Kampf um das Volksrecht mit solcher Leidenschaft geführt wie im Ständehaus“. Nirgends wurde aber auch die Revolution so umfassend vorbereitet. Nach dem Muster der Klubs zur Zeit der Französischen Revolution wurden in kurzer Zeit etwa 400 demokratische Volksvereine mit rd. 35000 Mitgliedern gegründet, doch gehörten ihnen noch zahlreiche Arbeiter- und Turnvereine an, so daß man die Gesamtzahl der Mitglieder auf 60000 schätzt. Die von der konstitutionellen Partei gegründeten 50 vaterländischen Ortsvereine bildeten auf Grund ihrer geringen Aktivität keinerlei Gegengewicht. Als der Kommandant der Brettener Volkswehr, Ludwig Paravicini, der einem alten Adelsgeschlecht südlich des Comer Sees entstammt und ausgesprochener Gegner der radikalen Strömungen und insbesondere der Volksvereine ist¹⁾, in Bretten einen vaterländischen Verein ins Leben rufen will, rät man ihm bezeichnenderweise davon ab. Zu stark ist der



Carl Dittler 1802—1876
Der Rößlewirt von Wilferdingen

Original bei Hermine Dittler, Baden-Baden

Einfluß der intensiv arbeitenden Volksvereine; als ein reger Gegenspieler im Wahlkreis steht ihm der Rößlewirt Carl Dittler an der Spitze des Volksvereins in Wilferdingen gegenüber. Der gemäßigte Paravicini, der ab 1851 bis zu seinem Eintritt in den Deutschen Reichstag 20 Jahre lang der Zweiten badischen Kammer angehört, ist mit einer Tochter des Pforzheimer Bijouteriefabrikanten Jakob Peter Dittler verheiratet. Sein Schwager Peter Dittler, der mit Paravicinis jüngster Schwester Lina von Hamburg nach Pforzheim übersiedelt war, kehrte „infolge der stürmischen Ereignisse, die sich namentlich

in Pforzheim fühlbar machten“, wieder nach Hamburg zurück, wo sie im September 1848 „infolge der vielfach erlebten Aufregungen dieses Jahres“ starb, wie Paravicini in seinen Aufzeichnungen bemerkt. Turbulente Jahre, die zum Schicksal zahlloser badischer Familien wurden.

Nirgends war auch das Überlaufen der Truppen zur Freiheitsarmee so stark wie in Baden, „ja der Abfall der Hauptmasse des Heeres ist es, der dem badischen Aufstand seine Eigenart gab“⁽²⁾. In rascher Folge rollten die Ereignisse in den Monaten Mai bis Juli des Jahres 1849 ab. Am 11. Mai meuterte die Garnison in Rastatt, tags darauf beginnt der „Allgemeine Landeskongreß der Volksvereine“ und am 13. Mai tagt die Offenburger Landesversammlung, zu denen der „Provisorische Landesausschuß der Volksvereine in Baden“ die Bevölkerung kurzfristig eingeladen hatte. Die Landesversammlung forderte u. a. die Einberufung einer verfassungsgebenden Landesversammlung. In der Nacht flieht Großherzog Leopold mit seiner Regierung und dem Generalstab, und am 15. Mai begibt sich der Landesausschuß nach Karlsruhe und schafft sich in der Form einer Exekutivkommission mit Lorenz Brentano an der Spitze eine vollziehende Regierungsgewalt.

Am 17. Mai verfügte Brentano die Auflösung der Kammer und die Einberufung einer konstituierenden Versammlung. Der Großherzog richtete seinen Hof in Koblenz ein und schloß einen Vertrag mit Preußen. Währenddessen laufen die Vorbereitungen für die Wahl auf Hochtouren. Die Volksvereine geben Flugblätter heraus, und auch im XIV. Wahlbezirk (Durlach, Pforzheim, Bretten) werden gedruckte Programme verbreitet, die später dem Rößlewirt angekreidet werden.

Carl Dittler, der am 18. September 1802 in Wilferdingen geboren wurde, entstammte einer Gastwirtsfamilie, die schon seit meh-

renen Generationen als Rößle-Wirte in Wilferdingen ansäßig ist; und zwar seit der Zeit, da der Küfer und Weinhändler Philipp Dittler, der sich die Tochter Anna Magdalena des Schultheißen Johann Bernhard Lamprecht aus Wilferdingen zur Frau genommen hatte, um 1680 von Straßburg nach Wilferdingen übersiedelte. Sein Sohn Peter, 1681 wohl noch in Straßburg geboren, da sich in den Kirchenbüchern von Wilferdingen kein Eintrag findet, heiratete 1704 Elisabeth Bartholomä aus Pforzheim. Nach ihrem Tode ließ er sich in Remchingen am 27. November 1730 mit Anna Catharina Roth von Pforzheim trauen. Von ihrem Sohn Karl (1739—1796) führt die Linie der Rößle-Wirte über Karl Jakob (1773—1840), der mit Eva Schäfer verheiratet war, zu unserem Carl Dittler.

Aus den beiden Ehen des Peter Dittler entwickelte sich ein weit verbreitetes Geschlecht, dessen Schwerpunkt nach den Forschungen von Ernst Dittler besonders im Raum Pforzheim liegt. Von ihm stammen noch andere bekannte Generationen von Gastwirten ab, so daß sie beispielsweise in den Pforzheimer Registern nach den Wirtshäusern geordnet sind, die sie geführt haben. Es waren sehr fortschrittliche Männer, wie wir schon von jenem Traubenwirt Ernst Friedrich Dittler aus Pforzheim wissen, der als korrespondierendes Mitglied des Großh. landw. Vereins zu Ettlingen in dessen Ortsbeschreibungen 1823 seine „Topographisch-agronomische Beschreibung der Stadt und Gemarkung Pforzheim“ veröffentlichte, und der sich im März 1825 in Stuttgart um den Paß Friedrich Lists kümmerte, als jener in der „Traube“ zu Pforzheim auf seine Zustellung wartete, um in die Vereinigten Staaten auswandern zu können. Schließlich war Carl Dittler in politischen Dingen nicht unerfahren; in seiner fast zwei Jahrzehnte währenden Tätigkeit hatte er als Obmann des Bürgerausschusses das Vertrauen seiner



*Barbara Dittler geb. Richter
2. Frau des Carl Dittler*

Original bei Hermine Dittler, Baden-Baden

Mitbürger erworben. Er hält Versammlungen vor seiner Wirtschaft ab und gilt in den Augen der Obrigkeit als „Aufwiegler“, so daß man wiederum geneigt sein könnte, an eine Charakterbeschreibung bei Emil Strauß in „Ludens“ zu denken: „Der andere Urgroßvater, von dem ich mehr als den Namen weiß, von dem ich eine Vorstellung habe, ist meiner Mutter Großvater Peter Dittler aus einer Pforzheimer Bürgerfamilie, ein Goldwarenfabrikant, findiger Kopf, reich geworden, ein jähzorniger, gewalttätiger, rücksichtsloser Mann, der Pascha genannt. Er wird auch die meist dazu gehörigen behaglichen Seiten gehabt haben, wenigstens erzählte meine Mutter, die als junges Mädchen ein paar Reisen mit ihm machen durfte, dankbar und verehrend von ihm.“ Von diesem Dittlerschen Paschablut lesen wir auch in den

Abschiedsworten Franz Büchlers für den am 10. September 1960 in einem Ehrengrab auf dem Hauptfriedhof in Pforzheim beige-setzten Dichter. Aber die hinterlassenen Gedichte des Rößlewirts, die er anlässlich des Todes der befreundeten Jakob und Louise Munding von Leonberg verfaßte, lassen das Bild eines gläubigen Idealisten vor unseren Augen aufsteigen, der sich aus seinem Streben nach sozialer Gerechtigkeit der demokratischen Bewegung anschloß. Er wird es nach reiflicher Überlegung getan haben; denn schließlich sind ja allenthalben die Wunden noch nicht vernarbt, die das Volk an die Verhaftung von vielen Tausenden nach den mißglückten Aufständen der Advokaten Dr. Hecker und Struve im April und September des Jahres 1848 erinnern.

Am 3. Juni 1849 wird Carl Dittler von beinahe 8000 Bürgern in die Constituierende Versammlung berufen. Mit ihm gewählt werden als Vertreter des Bezirkes: Dörner, Lehrer in Kieselbronn, Fabrikant Herre aus Pforzheim und der Literat Steinmetz aus Durlach. Am 10. Juni tritt die „Konstituierende“ zum ersten Male in Karlsruhe zusammen. Von den 80 Mitgliedern nehmen 63 an der Sitzung teil, darunter Carl Dittler. Das Erscheinen der 63 Männer verdient alle Anerkennung, schrieb Amand Goegg: „Sie kamen zu einer Zeit, wo es für das ganze Land schon klar war, daß Baden allein gegen das bewaffnete monarchische Deutschland den blutigen Kampf um Anerkennung der Revolution führen müsse, und daß im Falle des Unterliegens die Besiegten ein hartes Los treffen würde“³⁾. Der Zusammentritt der „Konstituierenden“ war zwar wohl das bedeutendste politische Ereignis nach der Auflösung des Landesausschusses und der Bildung der provisorischen Regierung⁴⁾, und die feierliche Eröffnung mit Paraden und Glockengeläute sollte dies wohl unterstreichen, aber es blieb ein Ereignis ohne

die für eine solche Situation notwendige Ausstrahlung der revolutionären Kraft eines Parlamentes, wie es Frankreich in seiner Nationalversammlung zur Zeit der Revolution besaß, um den Kampf eines kleinen Landes gegen das preußische Militär durchsetzen zu können. Der Rößlewirt gehörte offenbar zur gemäßigten Mitte, denn Becker⁴⁾ zählt ihn jedenfalls nicht namentlich unter den zu Brentanos Politik in Opposition stehenden Volksvertretern auf. Auf der fünften Sitzung wurde eine provisorische Regierung mit Brentano, Goegg und Werner gewählt, die mit allen Vollmachten ausgestattet wurde. Die politische Tätigkeit als Abgeordneter währte für Dittler nicht lange; denn die demokratischen Streitkräfte, deren Feldherr nach einem Bulletin des Oberbefehlshabers Mieroslawski vom 15. Juni auf 20000 Mann beziffert wurde, müssen einer erdrückenden Übermacht weichen. Zu den Linientruppen kamen noch einige Freikorps, die sich hervorragend schlugen. Zur 3. Division zählte eine Kompanie Pforzheimer Schützen mit 137 Mann unter Schärtner und das Brettener Banner unter Pfirsching. Die Sorgen der Armee schildert Amand Goegg auf der Sitzung vom 21. Juni:

„Bei der Armee machte ich die Erfahrung, daß der Geist der Truppen ein ausgezeichnet ist; die Bande der Disziplin, welche durch die Entfernung vieler Offiziere etwas gelockert waren, sind durch die Tage der Siege wieder vollständig befestigt worden, die Begeisterung der Truppen für ihren Führer, den wackeren Mieroslawski, ist eine allgemeine. Aber Bürger! ich habe mich auch erkundigt, was unseren Truppen noch mangelt. Es fehlt namentlich an Lebensmitteln; Bürger! wir haben alles Mögliche getan, wir haben so viel als möglich gesorgt, die Truppen zu bekleiden, wir haben die Löhnung regelmäßig immer an sie ausbezahlt. Die Orte in der Gegend des Kampfplatzes haben schon alles auf-

geopfert, an der Spitze dieser Orte steht Heidelberg; aber es ist den dortigen Bürgern eine reine Unmöglichkeit, noch viel länger die Armee zu verpflegen.“ Nicht nur, daß Soldaten 24 Stunden nichts zu essen und zu trinken hatten, wie Goegg nach dem Bericht der „Karlsruher Zeitung“ vom 21. Juni 1849 den Abgeordneten die Lage schildert, es fehlt häufig auch an Bekleidung. Der Abgeordnete Roos aus Lahr stellte daraufhin den Antrag, daß sie alle in ihre Bezirke gehen sollten, um von Ort zu Ort die Bürger aufzufordern, die Sache der Freiheit durch Gaben zu unterstützen. Carl Dittler, der den dringenden Antrag stellte, die beurlaubten Soldaten einzuberufen, unterstützte den Antrag von Roos; es sei höchst notwendig, in die Bezirke zu gehen, denn die Reaktion wachse einem über den Kopf, namentlich die der Pietisten. Aus der Debatte gewinnt man den Eindruck, daß ein Teil der Landesversammlung sich des Ernstes der Lage nicht voll bewußt war. Diskussionen über die Handhabung der Geschäftsordnung lösen oft den allzu berechtigten Unmut einzelner Abgeordneter aus. Die Ereignisse überrollen auch die Landesversammlung. Die badische Armee war nach dem Gefecht bei Waghäusel in der Nacht vom 23. Juni in Bretten und am 24. abends in Durlach eingerückt; am Vormittag des 25. Juni entwickelten sich nördlich und östlich von Durlach Gefechte mit den nachrückenden Preußen, wobei sich vor allem die Offenburger Volkswehr tapfer schlägt. Am Nachmittag marschierten die Preußen durch das Durlacher Tor und auch der Rößlewirt flüchtete. Am gleichen Tag fand noch eine Sitzung der prov. Regierung in Offenburg statt, wo sich auch 20 Abgeordnete der Landesversammlung trafen. Anschließend tagte die „Constituante“ in Freiburg, wo am 28. Juni noch ein Antrag Struves mit 26 gegen 16 Stimmen angenommen wurde, jeden Versuch einer Unterhandlung mit

dem Feinde als Verrat am Vaterlande zu betrachten und zu bestrafen. Nach wenigen weiteren Zusammenkünften war die Tätigkeit der konstituierenden Landesversammlung beendet. Mit der Übergabe der Festung Rastatt am 23. Juli begann die Zeit der Standgerichte, die in Rastatt die meisten Opfer forderte, darunter der Dragoner Andreas Counis von Pforzheim, eine Zeit, die das „Badische Wiegenlied“⁵⁾ noch lange in Erinnerung hält:

„Schlaf, mein Kind, schlaf leis!
Dort draußen geht der Preuß.
Deinen Vater hat er umgebracht,
Deine Mutter hat er arm gemacht,
Und wer nicht schläft in stiller Ruh,
Dem drückt der Preuß die Augen zu.
Schlaf, mein Kind, schlaf leis!
Dort draußen geht der Preuß.“

Viele Legenden sprechen für die Volkstümlichkeit der Demokraten jener Jahre. Vom Rößlewirt wird berichtet, daß er sich der Verhaftung nur dadurch entziehen konnte, daß er im oberen Geschoß seiner Wirtschaft zum Fenster hinauskletterte und sich über den Köpfen der untenstehenden Wachen am Wirtshausschild solange festhielt, bis die Hausdurchsuchung vorbei war. Sein Schwiegersohn, der spätere Wilferdinger Bürgermeister Schlemm, soll ihn in ein Weinfäß gesteckt und über die Grenze ins Württembergische gefahren haben⁶⁾. Der Geflüchtete hält sich zunächst offenbar in Conweiler und den benachbarten Orten auf und nach den Ermittlungen des Oberamtes Durlach⁷⁾ größtenteils auf der Hohmühle bei Weiler. Schließlich erfährt man in Karlsruhe vom Oberamt Vaihingen, daß Dittler sich im dortigen Bezirk „herumtrieb“, und man wendet sich deshalb offiziell wegen einer weiteren Fahndung an die Oberämter Vaihingen und Maulbronn; aber es spricht für die Haltung der Bevölkerung, daß es mit der Fahndung nicht recht klappen will. Sicher ist, daß

sich der flüchtige Rößlewirt zunächst nicht ängstlich verborgen hält, und die seinem Verteidiger Bodenheimer in Karlsruhe erteilte Vollmacht ist vom 20. März 1850 in Straßburg datiert. In Abwesenheit des Rößlewirts fällt das Großherzogl. Bad. Hofgericht des Mittelrheinkreises in Bruchsal am 10. April 1850 gegen ihn wegen Hochverrates das Urteil: Carl Dittler sei der Teilnahme an den in den Monaten Mai und Juni v. J. stattgefundenen hochverräterischen Unternehmen für schuldig zu erklären und deshalb zu einer gemeinen Zuchthausstrafe von 8 Jahren oder zu 5 Jahren und 4 Monaten Einzelhaft, zum Ersatz des der großherzogl. Staatskasse zugefügten Schadens, unter gesamtverbindlicher Haftung mit allen jenen, welche wegen des gleichen Verbrechens von den Landgerichten verurteilt werden, sowie zur Tragung der Untersuchungs- und Straferstehungskosten zu verurteilen. Die Behörden sind hartnäckig hinter dem Verurteilten her, war er doch mit für jene „Pöbelherrschaft“ verantwortlich, von der Großherzog Leopold das Land durch die Preußen „erlösen“ ließ. Am 25. Oktober 1850 meldet das Innenministerium dem Justizministerium, daß er sich zur Zeit in Leonberg aufhalte und sich in stetem Verkehr mit seinen Landsleuten befinde. Das Stadtamt Karlsruhe wird daraufhin zur Berichterstattung über den Erfolg des gestellten Auslieferungsantrages aufgefordert, aber das Stadtamt konnte lediglich berichten, daß zwar die württ. Behörden die Auslieferung des Angeklagten zugesagt hätten, es schein jedoch, daß die Fahndung auf diesen „gefährlichen Menschen“, der sich in verschiedenen Kleidungen an der Grenze herumtreibe und erst kürzlich als Bilderhändler mit einem auf den Namen Hausmann ausgestellten Paß in Mannheim gewesen sei, nicht eifrig genug betrieben werde. Das Oberamtsgericht Leonberg wurde gebeten, die

Fahndung strengstens fortzusetzen, aber sie blieb auch weiterhin erfolglos. Das Urteil gegen Dittler war recht hart ausgefallen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise Struve für seinen Septemberaufstand 1848 das gleiche Strafmaß erhalten hatte.

Bittschrift der Wilferdinger

Es zeugt von der Verwurzelung des Rößlewirts in der Bevölkerung, daß sich am 10. Juli 1850 fast 80 Bürger der Gemeinde Wilferdingen mit einer Bittschrift an das Oberhofgericht Mannheim um Strafmilderung wenden: „Es muß uns schmerzhaft berühren, wenn wir auf das Tun und Wirken (als Gemeindebürger) des so hart Verurteilten zurückblicken. Er war nicht nur ein redlich gesinnter friedliebender Bürger und menschenfreundlicher Unterstützer der Armen, an denen er besonders viel tat, sondern er wirkte seit etwa 18 Jahren als Ausschußobmann wohlthätig in unserer Gemeinde, indem derselbe durch vernünftige Vorschläge immer die Lasten dieser Gemeinde mit eiserner Aufopferung zu vermindern suchte, so daß man in dieser Beziehung ihm vieles zu verdanken hat, was seine Feinde selbst bestätigen müssen. Wenn nun Dittler von einzelnen Bürgern angeklagt und verdächtigt wird, so hat derselbe es gerade seiner strengen Gerechtigkeitliebe zu verdanken. Denn mit einer unnachsichtigen Geradheit tadelte er stets die Mängel der Gemeindehaushaltung frei und ohne Rücksicht auf die Person, offen und ohne Scheu, was ihm freilich oft die Abneigung einzelner Betreffender zuzog. Wir wissen nicht, wie weit die Beschuldigungen gegen ihn gehen, aber das wissen wir, daß wenn er sich an den unglückseligen Ereignissen vom vorigen Jahr etwas beteiligte, ihn vielleicht etwa Übereilung, eine reine Menschen- und Vaterlandsiebe dazu bewog. Da aber Dittler, was ihm seine Gegner nicht absprechen können, ein

Mann von edlem Herzen und bestem Willen ist, so hat es uns, auch selbst seine Gegner, mit bitterem Schmerz erfüllt, ihn mit anderen vielleicht teilweise Böswilligen in gleicher Linie gestellt zu sehen und ein so hartes Urteil über denselben gefällt zu wissen. Wir erlauben uns daher die dringende Bitte zu stellen, auf den biederen Charakter Dittlers so wie dessen zahlreiche Familie von 10 Kindern Rücksicht nehmend, ihm die Rückkehr zu seiner bedrängten Familie durch ein gelindes Urteil möglichst zu machen.“

Die zahlreichen Kinder des Rößlewirts, meist Töchter und noch klein, stammen aus zwei Ehen. 1824 hatte er die Tochter Karoline seines Schwiegervaters Matthäus Richter geheiratet, der den Remchinger Hof besaß. Nach ihrem Tode heiratete er 1835 ihre Schwester Barbara. Ein Sohn aus 2. Ehe, der Bierbrauer Ludwig Friedrich Dittler, erbaute das Gasthaus zum Remchinger Hof, das sich heute noch im Besitze der Familie befindet. Das Wappen in der Gaststube trägt die Jahreszahl 1520 (bei Pflüger, Geschichte der Stadt Pforzheim, findet sich 1519 der erste Hinweis auf einen Mathias Dittler), aber wir fanden ältere Hinweise auf einen Hermann Tihler in Reusten für das Jahr 1313, der wegen eines Ackers mit dem Kloster Bebenhausen im Streite lag⁸⁾ und auf einen Konrad Tüttler 1343 in Eßlingen⁹⁾.

So aufschlußreich die Bittschrift der Wilferdinger für die persönliche Beurteilung des Rößlewirts ist, so interessant ist die Beschwerdeschrift seines Verteidigers Bodenheimer, die am 23. Juli 1850 eingereicht wird. Was er dem Gericht vorträgt, war recht anzüglich, entgegnete sie doch, daß die Volksvereine noch keine Veranlassung zur Revolution boten, sondern die größeren Ereignisse der französischen Revolution, das Scheitern des deutschen Parlaments und die badische Militärmeuterei. Die revolutionäre Regierung hätte auch keines Vereins



Gasthaus zum Rößle, Wilferdingen

bedurft, da sie keinem Widerstand begegnet sei und im Besitz aller Regierungsgewalt war. Die juristischen Argumente müssen den Richtern wie Hohn in den Ohren geklungen haben, da der Anwalt darauf verweist, daß die Einsetzung einer provisorischen Regierung und mehrere Bekanntmachungen, an denen Dittler mitgewirkt habe, eine zur Abwehr der Anarchie notwendige Folge der Entfernung der großherzogl. Regierung gewesen sei. Die gefaßten Beschlüsse sollten nur der Anarchie und der Einmischung auswärtiger Staaten wehren. Wie die große Mehrheit der großherzoglichen Beamten dem Landesauschuß den Treueid geleistet hätten, so habe Dittler im Rückblick auf die Ereignisse von 1848 die Mairevolution als eine vollendete Tatsache angesehen und deshalb um so weniger Anstand genommen, die Stelle anzunehmen, als die Wahlen ja selbst von den großherzoglichen Beamten geleitet worden seien. Für einen Mann von dem Stande Dittlers, der in dem Beamten den sichtbaren Ausdruck des Gesetzes zu erblicken gewohnt sei, hätte das genügt, um alle Zweifel an der Legalität der Wahl zu beseitigen. Und weiter erinnerte der Anwalt daran, daß die Ideen eines einzigen, freien deutschen Reiches die edelsten Geister erfüllt und ihre Vereitelung durch einzelne Regierungen überall tiefe Trauer

und den gerechten Unmut erregt hätten. Doch das Oberhofgericht in Mannheim erkannte das Urteil des Hofgerichtes als zu Recht an, aber der Rößlewirt gab noch nicht auf. Er wandte sich am 6. März 1851 mit einer Bittschrift um Erlassung der Strafe an den Großherzog und führte zu seiner Verteidigung an, daß er weder Kommunist noch Umstürzler sei, was der Großherzog aus seinen Vermögensverhältnissen entnehmen könne; denn er besitze auf weitläufiger Gemarkung über 100 Morgen nebst einer Gastwirtschaft. Allerdings sei er als freisinniger Mann bekannt, dessen Streben schon lange besonders dahin gerichtet war, bei Wahlen dahin zu wirken, daß durch eine volkstümliche Kammer die Regierung zum Sparen veranlaßt würde, um die besonders auf Gütern lastenden Abgaben vermindern zu können. Er werde gerichtet, ohne daß seine Entlastungszeugen vernommen wurden; durch dieses Urteil werde die Existenz seiner Familie vernichtet. Seine Frau habe nicht die mindeste Ahnung vom Feldbau; er selbst sei aber gewöhnt, auf dem Felde zu arbeiten und nicht einen Tag zu Hause zu bleiben. Als Naturmensch würde schon eine kurze Gefangenschaft ihm das Leben kosten. Um seine Familie zu erhalten, müßte er den Weg der Auswanderung wählen. Er wolle seine Sachen zu Hause ordnen, aber seit einem halben Jahr erhalte er keinen Bescheid vom Ministerium.

Durch die Flucht und Schaden der Gesundheit und anderen großen Opfern fühle er sich genug gestraft und bitte um Straferlaß, zumindest um einen freien Abzug nach Amerika und dafür um eine Frist von einem Jahr, wo er sich frei und ungehindert zu Hause aufhalten dürfe, um die Habseligkeiten zu veräußern. Das Justizministerium beauftragte am 15. April 1851 das Oberamt Durlach in stur bürokratischer Weise, dem flüchtigen Rößlewirt auf dessen höchsten Orts eingereichte Vorstellung

durch seine Ehefrau zu eröffnen, daß über die darin gestellte Bitte um Begnadigung bzw. Erteilung der Auswanderungserlaubnis kein Vortrag verlangt worden sei und man sich nicht veranlaßt fühle, solchen amtshalber zu empfehlen.

Zu allem kam noch der Kampf um die Herabsetzung der finanziellen Belastung. Barbara Dittler besaß bedeutendes eigenes Vermögen; das Reinvermögen des Rößlewirts wurde auf 27629 Gulden geschätzt. In einem Vergleich vom 24. 11. 1851 wurde die Zahlung von 4500 anstatt 6000 Gulden an den Fiskus festgelegt, aber Dittler versuchte erneut, von der Zahlung freizukommen. In einem Gesuch vom 9. 2. 1852 klagt er, daß acht seiner Kinder noch unverheiratet und unversorgt seien. Es bleibt bei der Summe; die Pfandrechte werden nach der Bezahlung gelöscht, aber die Fahndung läuft natürlich weiter. Es mag den Behörden schon recht blamabel vorgekommen sein, daß man den Flüchtenden nicht aufreiben konnte, der sich stets an der Grenze aufhielt und für eine Zeit die Büngersche Mühle zu Iptingen als Versteck wählte. Wie das Oberamtsgericht zu Vaihingen mitteilte, soll er sogar bei einem Leichenzug zu Iptingen gesehen worden sein.

Da die mehrfach angeordneten Fahndungen erfolglos blieben und das Stadtamt Karlsruhe erfahren hatte, daß der Schultheiß zu Iptingen ein Verwandter des Rößlewirts war, und es ihm auch nicht verborgen blieb, daß die Landjäger ihre Schuldigkeit nicht taten, wandte es sich am 11. März 1853 an die Regierung des Nachbarkreises zu Ludwigsburg, die mit Erlaß vom 20. Dezember 1849 schon die Verhaftung und Auslieferung angeordnet hatte. Das Oberamtsgericht Vaihingen schlug vor, jemanden an Ort und Stelle zu senden, der mit der Örtlichkeit der Büngerschen Mühle bekannt sei. Um die Fahndung endlich zu einem Abschluß zu bringen, schickte man jetzt

die Gendarmen Reichs und Reimling in Zivil. Aber Dittler war offensichtlich gewarnt, denn eine Haussuchung in der Büngerschen Mühle, zu der auch württembergische Landjäger hinzugezogen wurden, blieb erfolglos.

Nachdem nun auch noch das Oberamt Eßlingen, wo der Flüchtige sich zeitweise bei seiner dort verheirateten Tochter Luise Gärtner aufhielt, Fehlanzeige meldete, vermutete man in Karlsruhe, daß der Rößlewirt nunmehr nach Amerika ausgewandert sei, zumal seine Frau dem Bürgermeister von Wilferdingen mitgeteilt hatte, ihr Mann habe nach der letzten Fahndung geschrieben, er könne sich jetzt nicht mehr in Iptingen aufhalten und wolle auswandern. In der Tat, der Rößlewirt griff zu jenem letzten Ausweg, der 80000 Badener in die Fremde führt. „Beinahe jeder Achtzehnte wandert aus, auf hundert Seelen wird ein Staatsbürger verhaftet, auf vierzehnhundert Seelen wird ein Staatsbürger verurteilt“¹⁰⁾. In Deutschland legten sich die Wogen und am 9. Juli 1857 erließ der bad. Großherzog eine Amnestie. Unser Flüchtling kehrte wieder zurück. Am 10. September 1859 meldete das Amtsgericht Karlsruhe dem Justizministerium die Vorführung des Carl Dittler, der seine Teilnahme am Hochverrat bereue, gesetzliches Verhalten gelobe und um Begnadigung nachsuche. Er wurde deshalb sofort wieder entlassen und die Akten dem Justizministerium zur Entscheidung vorgelegt, das ihm nun auch den Erlaß der Zuchthausstrafe mitteilen ließ.

Aus den Akten ist nicht zu entnehmen, wo sich der ehemalige Rößlewirt in den nächsten Jahren aufgehalten hat. Wahrscheinlich kehrte er wieder nach Nordamerika zurück, da sich erst am 18. Oktober 1863 wieder ein Gesuch an das Justizministerium um Wiedereinsetzung in seine staatsbürgerliche Rechte findet. Der Gemeinderat von Wilferdingen bestätigt in einem Schreiben vom 2. November 1863,



Barbara Dittler geb. Richter, nach einem Bronzebildnis hergestellt von Emil Dittler, Pforzheim

Original bei Külle, Schopfheim

daß man Dittler in keiner Beziehung etwas Nachteiliges zur Last legen könne. Auf der Sitzung des Justizministeriums vom 18. November werden Dittler die gesetzlichen Folgen seiner Strafe nachgelassen und schließlich teilt das Innenministerium am 19. Dezember 1863 dem Oberamt Durlach mit, daß Dittler das ihm entzogene Staatsbürgerrecht wieder erteilt wird und daß er das Ortsbürgerrecht von Wilferdingen wieder erlange. Zu den nachgelassenen Folgen rechnet Dittler auch die Geldstrafe; am 3. Juni 1864 wendet er sich deshalb an den Großherzog mit der Bitte um Rückzahlung der seinerzeit bezahlten 4500 Gulden.

Rückkehr nach Amerika

Nachdem er die freiheitliche Luft Amerikas genossen hatte, sagte ihm offenbar das Leben in der Heimat nicht mehr zu. Ungebeugt verließ er zum zweiten Male Wilfer-

dingen, allerdings ohne seine Frau Barbara, die es ablehnte, mit ihren Kindern nach Amerika auszuwandern. Sie starb am 19. 4. 1889 und überlebte um 13 Jahre Carl Dittler, der am 21. März 1876 an Wassersucht in Orange (New Jersey) verschied. Dort liegt er mit seiner 3. Frau, Wilhelmina geb. Burger, auf dem Rosedale-Friedhof begraben. Dem Nachruf der „East Orange Gazette“ vom 23. März 1876 (Death of a German Revolutionist) verdanken wir Hinweise auf Dittlers Tätigkeit in Amerika, ohne daß wir sie zeitlich genau abgrenzen könnten. Immerhin finden wir die Bestätigung, daß er sich nach seiner Flucht über die Schweiz, wo er sich kurze Zeit aufhielt, in Newark niederließ. Dort leben später auch 2 Kinder aus der Ehe seines Sohnes Karl¹¹⁾. Dann siedelte er sich als Farmer in Green Village, Morris country, an, wo er gleichzeitig Postmeister war. Der „Newark Daily Advertiser“ vom 21. 3. 1876 und „The Sentinel of freedom“ vom 28. 3. 1876 berichten außerdem, daß er ein Hotel in Madison besaß. Die letzten zwei Jahre verbrachte er in Orange. Und man vergaß nicht hinzuzufügen, daß er 1849 der „Constitutional Convention“ angehört hatte¹²⁾.

Anmerkungen

¹⁾ Der Pfeiferturm, Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde Bretzens und seiner Umgebung, 1935.

²⁾ Otto Vossler, Die Revolution von 1848 in Deutschland, 1967.

³⁾ Amand Goegg, Aufschlüsse über die Badische Revolution von 1849, 1876.

⁴⁾ Joh. Phil. Becker und Chr. Essellen, Geschichte der süddeutschen Mai-Revolution des Jahres 1849, 1849

⁵⁾ Veit Valentin, Geschichte der deutschen Revolution von 1848—49, II, S. 541.

⁶⁾ Gustav Dittler, Die Dittler kämpften für die Freiheit, Pforzheimer Tageszeitungen vom 3. Mai 1969.

⁷⁾ Als Quelle für den Prozeß gegen Carl Dittler dienen die Akten im Bad. Generallandesarchiv in Karlsruhe.

⁸⁾ Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins (Urkundenarchiv des Klosters Bebenhausen), 1865.

⁹⁾ K. J. Brechenmacher, Etymologisches Wörterbuch deutscher Familiennamen.

¹⁰⁾ Valentin, II., S. 540.

¹¹⁾ Nach einer von Ernst Dittler zusammengestellten Stammtafel verheiratete sich seine Tochter Henriette Barbara in Nordamerika; außerdem lebten die Enkel K. Ludwig und Hermann aus der Ehe seines Sohnes Karl (1826—1885) in Newark. Bekannt ist den Pforzheimern ein anderer Enkel, der Bildhauer Emil Dittler, Sohn des Pforzheimer Fabrikanten Gustav Adolf Dittler, dessen Bismarck-Denkmal im Stadtgarten in Pforzheim steht. — Ernst Dittler hat uns auch freundlicherweise die Bilder aus seinem Archiv zur Verfügung gestellt.

¹²⁾ Für die Auskünfte über Carl Dittlers Leben in Nordamerika bin ich dem Bürgermeister John F. Monica von Orange (New Jersey) und der „Orange Public Library“ zu Dank verpflichtet.

Die Ziegler der Pforzheimer Gegend und ihre Kunst

Von Karl Hillenbrand, Pforzheim

Bauschlott: Als erste Ziegler sind uns aus den Akten bekannt: Michael Zwicker von Bartenbach „Göppinger Amts“ (1699 bis 1707) und Jacob Hetzer von Mössingen (1720–23). Die Ziegelei war 1723 erbaut worden. „Die Herrschaftliche Ziegel Hütten bey dem Neu erbauten Schloss und Guth Bauschlott . . .“ war von „Beständer“ (Pächter) Ulrich Ströhlin bewirtschaftet worden. 1726, nachdem er 1725 von jedem Brand seinen „Hütten Zinns“ bezahlt hat, fragt er, ob er länger bleiben könne. Zunächst wird sein Vertrag von 1727 ein Jahr lang und 1728 weitere 3 Jahre verlängert.

1731 regt die Markgräflische Verwaltung in Karlsruhe an, einen neuen „Accord“ zu schließen, da der Nußbaumer Ziegler mehr für jeden Brand zahlen will. Unter dessen „Beziehung“ soll mit diesem oder einem anderen abgeschlossen werden. 1753 war dann der Ziegler Michael Leicht auf der in ein Erblehen verwandelten „zu dem hiesigen Schloss gehörige herrschaftliche Ziegelhütte“. Die „Hochfürstl. Burgvogtey Niefern“ berichtet nach Karlsruhe über das Vermögen des Zieglers Michael Leicht und seiner Ehefrau Catharina. Schultheiss, Anwalt und Richter waren damals Michel Schwartz, Matheus Elsässer, Michael Dorsch und Johann Georg Mössner.

Beim Ziegler Leicht wird dann rückgefragt, ob er „in Casum eines Erbbestands auch die gebrannte waar so wohl gnädigster Herrschaft als auch der Commun Bauschlott in dem derfalls besonders regulierten Preyss wie die bisherigen Beständer auch liefern würde“. Auch wird er gefragt, ob er nicht mehr als den bisherigen Pachtpreis bezahlen könne. Leicht lehnt ab, weil zu der Ziegelei kein eigenes Gut gehöre, dadurch das Holz weit herzuholen sei. Der bisherige Besitzer Johannes Wiedmann, „der Maurer allda“,

hat die Ziegelei letztmals in Bestands-Accord gehabt. Leicht übernimmt ab 1754 das Erblehen der Ziegelei für jährlich auf Martini zu zahlende zehn Gulden. Unter dem Vertrag folgen die Unterschriften, dazu „auf Ansprechen des Michael Leichten, der nicht schreiben kann“, der Name Joh. Martin Oesterle. Die Ziegelhütte ist „ausserhalb dem Flecken Bauschlott bey dem Kalch-Ofen am Wäldlin gelegen“.

1754 wird eine Preiserhöhung genehmigt, „aber noch einmal die Ziegler darauf hingewiesen, dass selbige hinfüro die Ziegel und Backensteine durchgehendt nach dem ihnen vorgeschriebenen Model verfertigen, auch die nöhtige Breite des Ziegels, so das Wasser auf die Mitte desselben führen solle, pünktlich beobachten . . .“ 1756 bittet Leicht um Erhöhung der Taxe, was ihm abgelehnt wird. Allerdings wird dabei die Gemeinde darauf hingewiesen, daß sie „dem Ziegler auch das erforderliche Holz in civilem Preyss zu erlassen habe . . .“ Der Burgvogt von Niefern berichtet 1762, Leicht gibt seine Ware nur an die Kammergüter Bauschlott und Carlshausen. Nach Niefern und nach Catharinenthal muß der Nieferner Ziegler liefern. 1762 stehen unter einem Gesuch auf Erhöhung der Taxe die Initialen H : M : L = Hanss Michel Leicht.

1766 berichtet der Burgvogt Bernhardt von Niefern, daß die beiden Besitzer der Erblehensziegelhütten Michel Kühners zu Niefern und Michel Leicht zu Bauschlott „ . . . im Betrügen gewohnt und geübt sind und sich im Voraus schadlos gehalten haben.“ 1778 liegt ein Brennholzgesuch des jungen Zieglers Matheus Leicht vor, der Ziegel und Kalk für Katharinental liefert. Nach verschiedenen vergeblichen Bitten um Taxerhöhung legt 1784 die Burgvogtei Bauschlott Fürbitte für den Ziegler ein:



Biberschwanz aus Dürren, um 1800. Hirsch und Hund, vorn und unten zwei Bäume, an den Ecken Viertelsonnen (37,7 cm x 17,8 cm).

„Die dermalige Bedürfniss an gebrandter Waare, die durch die neue Ausführung des benachbarten Städtchens Neuenbürg und dann auch selbst durch die Carlsruher Baulust so gross wird, dürfte sich freilich nach einiger Zeit ändern; dieses kann aber auf die Verminderung des Waaren Preisses keinen grossen Einfluss machen, da der Holz Preiss von Tag zu Tag zunimmt.“
Leicht kann im Sommer 5 Brände machen,

der Holzpreis sei von 1753—83 um das Doppelte gestiegen.

1785 erhält Matheus Leicht den neuen Erblehensbrief. Darin wird ihm auch die „Frohnfreyheyte vor seiner Person an Wachen, Hagen, Jagen, und anderen Diensten . . .“ zugestanden. 1789 muß Leicht die Ziegelhütte abreißen und neu aufbauen und erhält von der Markgräfl. Rentkammer 300 Gulden gegen Verpfändung der Hütte. Als Leicht 139 Gulden zurückbezahlt hat, werden ihm 66 nachgelassen.

In einem Bericht des Bauschlottter Vogtes von 1784 wird berichtet, daß die markgräfliche Ziegelhütte in Heimbronn beste Ware liefere, im Gegensatz zu der Bauschlottter, die grundslechtere herstelle. 1792 berichtet der neue Burgvogt Bauer in Bauschlott, daß verschiedene Einwohner den Ziegler Leicht beneiden, der sich bemüht, sein Gewerbe recht zu treiben und die sich „aus Missgunst, und um den Ziegler zu chicanieren, sich immer beschweren.“

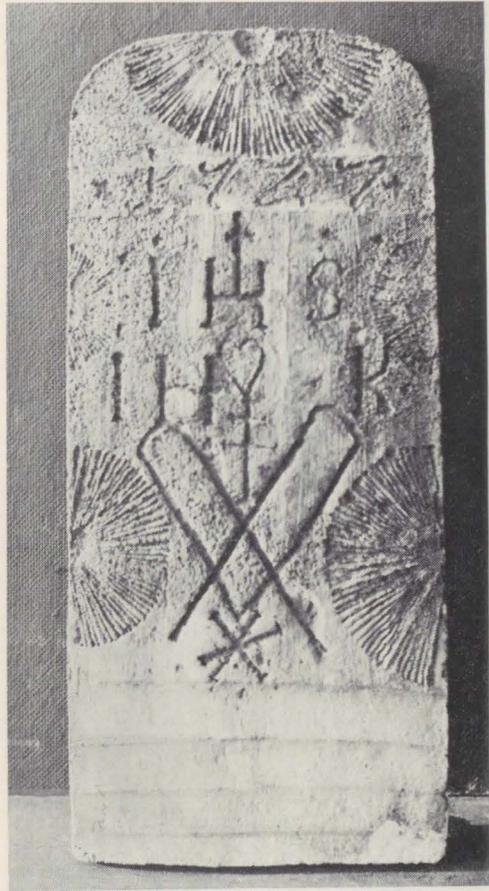
Viel mehr ist aus den Akten nicht zu erheben. Die Ziegelei ist vollständig verschwunden, keine Mauer zeugt mehr von ihrem Bestehen. Dafür findet sich noch einiges über die Bauschlottter Ziegler auf den Ziegeln eingeritzt.

Die Absicht, sich zu verewigen oder zufällige Gelegenheiten oder noch mehr der Wunsch, den Abnehmern Gutes zu wünschen, führte dazu, daß fast alle Ziegler etwas in die Ziegel schrieben. Dazu nahmen sie ein Hölzchen oder einen Nagel und ritzten damit den noch feuchten Ziegel. Weil das Ziegeln eine schwere Arbeit war und jeder Mann täglich 1000—1200 Ziegel formen mußte, nannte man diese Ziegel Feierabendziegel. In Mittelbaden hießen sie Floriansziegel, weil sie gegen Feuer schützen sollten, in Schlesien Sinnziegel. Nur außerhalb der Arbeitszeit konnte man sich mit Schreiben oder Zeichnen auf den Biberschwänzen oder Hohlziegeln (= Firstziegeln) befassen.

Signierte Biberschwänze aus Bauschlott sind vorhanden von:

- 1) „Philipp Zimmermann Zieglers Jung aus Bauschlott bey Wilhelm Leicht“, mit großer Halbsonne, undatiert, aus Kieselbronn
- 2) Joh. Ch. Leicht in Bauschlott 1819 Math. Emilie Johan oben zwei Tiere, in der Mitte die gekreuzte Ziegelform (=Zieglerzeichen)
- 3) „Dieser Ziegel hat gemacht Carolina Leichtin von Bauschlott 1823“, die Schrift ist von 6 Halbsonnen umgeben
- 4) Herman Leicht Bauschlott 1844 (aus Göbrichen)
- 5) Heinrich Leicht Bauschlott 1837 (aus Kieselbronn)
- 6) alt 19 Jahre . . . 1822 J. Ch. Leicht von Bauschlott
- 7) Karline? Elisabetha Leichtin in Bauschlott
- 8) 1788 MSL (=Math. Leicht) hat das geschrieben und wer mich lesen kan der lass mich . . . (aus Kieselbronn)
- 9) . . . Ganss Bauschlott anno 1732 (aus Ölbronn)
- 10) Johannes Leicht 1793 H Z mit pflanzlichem Fünfspross und 6 Halbsonnen (aus Ölbronn)
- 11) Elisabethe . . . von Bauschlott, mit 6 Halbsonnen (aus Kieselbronn)
- 12) Wilhelmine Leicht Mai 1833, mit Halbsonnen (aus Kieselbronn)
- 13) Also hat Gott die Welt geliebt und der Pfaff seine Köche (Bauschlott, ca.1830)
- 14) und 15) aus Bauschlott stammende Ziegel mit eingetieftem Haus und 3 gekreuzten Dreierstrichen

Natürlich gibt es ungezählte sonstige Biberschwänze mit Verzierungen in den umliegenden Dörfern. Auch gab es in allen Dörfern der Nachbarschaft Feierabendziegel. Von *Göbrichen* seien zwei beschrieben:



Ölbronn, 1727, JHK (Klemm). Unten Achsen eines Sechssterns, zwischen zwei Halbsonnen gekreuzte Ziegelformen, darüber dreiarmiges Papstkreuz mit Herz, über diesem ein Christusmonogramm (40/18 cm)

- 1) Biberschwanz 1727, die freie Fläche mit feinzackigen Wellenlinien ausgefüllt, der „Wasserstrich“ unterbrochen und beiderseits in 4 Schnörkel aufgeteilt (38,5 × 17,7 cm)
- 2) Unterhalb des „Handstrichs“ die ganze Fläche durch gerade Längs- und Querstriche in kleine Rechtecke aufgeteilt (35,7 × 16,5 cm)

Ölbronn: Auch in dem 3 km von Bauschlott entfernten Ölbronn gab es eine



Ölbronn. Fratzen (Neidköpfe) zwischen Wellenlinien, um 1800 (36 cm x 17 cm)

Zieglerfamilie Leicht. Vermutlich stammte diese auch aus Bauschlott:

Vespasianus Leicht, Ziegler
(10. 5. 1756—20. 12. 1819)

Gottlieb Friedrich Leicht
(17. 1. 1818—5. 5. 1867)

Michael Leicht
(30. 3. 1794—11. 6. 1877)

Johann Ludwig Leicht
(27. 3. 1847—8. 7. 1908)

Robert Leicht Karl Gottlieb Leicht
(26. 1. 1876—16. 6. 1938)

Dazu kommen aus einer noch unbekannteren Abzweigung die Ziegler Georg Adam

Leicht und dessen Sohn Christian Gottlieb Leicht (15. 11. 1819—20. 5. 1846). Ein Ludwig Jakob Leicht (aus Bauschlott), Sohn des Math. Leicht, starb am 5. 5. 1838 (geb. 1. 5. 1815) in Ölbronn. Der Ziegler Georg Adam Leicht war 1825 Taufzeuge bei einem Enkelkind des dortigen Zieglers Philipp Jacob Kurz.

Ziegelinschriften:

- 1) Ein Biberschwanz von 1900 trägt zwischen Halbsonnen den Namen K. Leicht in Oelbronn.
- 2) Ernst Leicht in Ölbronn 1889 mit 7 Halbsonnen
- 3) Mina Leicht Ölbronn 20. Juli 1890

Von einer zweiten Ziegelei im Dorf ist erhalten:

- 1) ein Firstziegel (22 cm lang) mit der Inschrift Wilhelm Klein Ziegler, Oelbronn
- 2) ein Firstziegel aus Ölbronn mit der Schrift:
Otto Klenk, Ziegler von Stuttgart den 5. Aug. 1902.
Die Mitte ist von einer Blumenranke bedeckt.
- 3) 4 Licht- und Luftgauben
 - a) WK 1887 mit Zieglerzeichen
 - b) WK 1886 (34 × 15,4 cm)
 - c) WK 18..(?) mit Zieglerzeichen und Blumenranken 32 × 36 cm
 - d) Gaube ohne Signatur, mit Wellenlinien bedeckt
 - e) Wiehlhelm Klein Ziegler Oelbronn 1896
 - f) WK 1861, in der Ziegelmitte Tulpe als Lebensbaummotiv, umgeben von 6 Halbsonnen

Von Ölbronn stammt auch ein Biberschwanz mit der Jahreszahl 1727, unter dieser ein Christusmonogramm, darunter die Initialen JHR, in der Mitte zwei gekreuzte Ziegelformen, darüber ein Kreuz mit Doppelbalken und einem Herz an der

Spitze, unter diesem die Achsen eines Sterns und das Ganze umgeben von drei großen Halbsonnen (40 × 18 cm).

Von etwa 1820 gibt es einen Ziegel, der bedeckt ist von gegenstandslosen Darstellungen aus gekreuzten Linien und Halbbogen mit Punkt und Kreis in der Mitte und signiert H. J. B. (40 × 18,5 cm). Merkwürdigerweise gab es hier auch Hafner, die Dachziegel gemacht haben, die Familie Neubold. Von Joseph Neubold (1819–1847) sind kleine, grünglasierte Dachziegel erhalten, von denen einer auf der Unterseite beschriftet ist: Joseph Neubold den 27ten April 1841. Von seinem Vetter Johann Gottlieb Neubold (1842–1923) gibt es noch eine Anzahl sehr dünner, unglasierter, auf der Unterseite datierter Biberschwanzziegel: 1868, 1869, 1905; andere sind mit zahlreichen Stempelabdrücken seines Namens versehen, auch ein Lüftungsziegel (Gaube) von 1893. Über die Neubolds habe ich an anderer Stelle berichtet.

In *Dürrn* gibt es eine große Anzahl Feierabendziegel. Eine frühere Ziegelei läßt sich aber nicht nachweisen. Auf einem Ziegel steht: Felix (oder fecit?) Blenn 1579, auf einem anderen: Dass werk geit der fatter und der sun (ca. 1500, beide in meiner Sammlung). Eine Ziegelfläche ist bedeckt mit den von den Zieglern am häufigsten verwendeten Wellenlinien, in diesem Fall dekorativ wirkend, weil Linien und Wasserstrich tief eingegraben sind. Auf einem ziemlich frühen Ziegel ist die Fläche, es ist immer die Oberseite, mit tief eingedrückten Sternen und feinen Wellenlinien, dem sogenannten Kammzuggmuster, überzogen.

2 Biberschwänze aus der Zeit um 1600 mit je 2 ganz durchlaufenden, sich kreuzenden Linien (Malzeichen); an den Linienenden je 3 eingedrückte Punkte (41 × 17,7 cm). Auf dem leicht reliefierten „Abstrich“ freies Linienspiel, „Geschlinge“, mit dem Zauberknoten identisch (um 1600, 42 × 18 cm). Auf einem anderen sind mit



Aus dem Waldenserdorf Pinache um 1800. Hirsch mit riesigem Geweih.

den Fingern Wellen- und Bogenlinien gezogen, wobei in der Mitte zwei ovale Flächen ausgespart wurden. In diese sind Augen, Nase und Mund gestupst (36 × 17 cm). Es handelt sich hier um apotropäische, d. h. zauberabwehrende Zeichen, ähnlich den Neidköpfen am Holzfachwerk.

Eine andere Zeichnung zeigt einen stilisierten Hirsch, einen kleinen Hund, 2 Bäume und an den Ecken vier Viertelsonnen (37,7 × 17,8 cm, um 1800). Ein andermal sieht man eine die ganze Fläche ausfüllende, mit dem Finger eingetiefe Tulpe. Ein Ziegel trägt, von Halbsonnen umgeben, zwei achtspeichige, offene Räder, darunter einen Achtstern, zweifellos auch ein Abwehrzeichen wie das Penta- und Hexagramm (=Drudenfuss und Davidstern, 40 × 18 cm). Und ein Johann Reichardt von



Mühlhausen (Würm). Dreiarmiges päpstliches Kreuz 1823. WV.

Adolzfurt hat sich auf einem Ziegel eingeschrieben.

Von dem benachbarten *Corres* gibt es einen Ziegel, dessen freie Fläche von drei großen Sonnen bedeckt ist. Auf einem anderen ist ein Soldat mit Pickelhaube und Gewehr und dem Namen Alois eingeritzt.

Von *Ötisheim* stammt ein Firstziegel mit einem plastischen Tier (Pferd oder Hund?),

das vorn 2 dicke Füße, hinten eine breite Aufsatzbasis hat. In die gewölbte Oberfläche sind triskelförmige Ornamente eingedrückt (Länge 46 cm, Höhe 28 cm, um 1650). Hier auch ist auf einem Biberschwanz ein menschliches Gebilde eingedrückt, wohl ein Skelett darstellend (39 × 18 cm, um 1800).

Auf Ziegeln um 1600 hat man hier, beide Daumen in der Mitte ansetzend und nach außen oben führend, je 7–9 Striche gezogen, so daß ein stilisiertes, pflanzliches Gebilde entstand. Auf anderen Ziegeln ist dann an die Endpunkte dieser „Zweige“ mit Pfötchenstellung von drei oder fünf Fingern eine Art Traube eingedrückt. Hier in *Ötisheim* haben sich, von Halb- und Viertelsonnen umgeben, die Ziegler Wilhelm Mauer von Iptingen und Deubler von Mühlacker 1813 verewigt (36 × 16,9 cm).

An einem Haus in *Schmie* ist ein zauberabwehrender „Neidkopf“ als bärtiger Mann in das Fachwerk geschnitzt mit der Jahreszahl 1568. Rechts davon ist eine Ziegelform zwischen zwei Malzeichen eingeschnitzt. Offenbar handelt es sich hier um ein altes Zieglerhaus.

Wenn ich hier nicht auf die vielen sehr alten und merkwürdigen Ziegel des *Klosters Maulbronn* eingehe, dann möchte ich dazu eine kurze Erklärung abgeben: Der Pforzheimer Raum liegt zwischen den Klöstern Herrenalb, Hirsau und Maulbronn. In diesen Klöstern wurden die frühesten Ziegel der Gegend hergestellt und viele Dörfer damit versehen. Sie sind also die ältesten Ziegel und damit die größten und heißen deshalb bei der Bevölkerung „Klosterziegel“. Die ältesten von ihnen sind gotische Ziegel aus Hirsau aus dem 12. Jahrhundert (53,3 + 24 cm). Von Herrenalb ist der älteste datiert von 1452, von Klosterreichenbach 1471, von Maulbronn 1507. Vor 15 Jahren gab es in Freudenstein noch ein Dach mit 26000 Maulbronner Klosterziegeln von 1565. Mit Absicht und um nicht den engeren Pforzheimer Raum zu

überschreiten, sehe ich aber von der Beschreibung der Klosterziegel ab.

Kieselbronn hat eine Ziegelei seit 1782 besessen. Auf einer Dachplatte ist eingeritzt: „1728 ist der erste Ziegel in Kieselbronn gemacht von Friederich Vischer“. Diese Jahreszahl steht auch noch auf einem anderen Biberschwanz aus diesem Dorf (40,5 × 17,8 cm). Von hier ist eine große Anzahl Ziegel bekannt, die zum Teil auch aus Bauschlott, Ölbronn und Ötisheim stammen. Das häufigste Muster ist der Kammzug (= die Wellenlinie), auch Ganz- und Halbsonnen sind zahlreich. Die Tulpe kommt als naturalistische Form, aber auch stark stilisiert vor (36,4 × 16 cm). Von 1778 sieht man einige Sternchen und unregelmäßige Hölzchenabdrucke, die für die Sternchen benutzt wurden (39,5 × 17,9 cm). Johann Michael Vogel, Kieselbronn 1717 (?), Karl Theurer 1885 Corres, Christina Krazer 1811, WK 1857, Georg Stahl 1894 steht auf anderen Ziegeln; wie man sieht, ein ganz schönes Material auch zur Familiengeschichte.

Zwei Hähne sind in primitiver Weise dünn eingeritzt (Fruchtbarkeitssymbol?) (37 × 16,6 cm). Pflugschar, Herz und zwei gekreuzte Pfeile auf einem sehr alten Ziegel (43 × 18,5 cm). Auf einen Firstziegel aufmodelliert sieht man einen Hahnenkamm, der auch anderswo eine nicht seltene Darstellung ist und wohl sicher ein Fruchtbarkeitssymbol darstellt. Ein anderer Firstziegel ist plastisch abgeschlossen mit einem Kopf, von dem sich nicht sicher sagen läßt, ob es ein Vogel- oder Menschenkopf ist (L. 40 cm, H. 14,5 cm). Einen Abwehrzauber stellt er sicher dar.

An Namen sind außer den Leichts aus Bauschlott verzeichnet: O. Klenk 1896, Chr. Klenk 1898, Martin Niehner. Auf einem Ziegel sind mit einem Hölzchen eingedrückt zwei Außenreihen armbrustförmige und eine Mittelreihe kronenförmige Gebilde. Darunter steht dünn geritzt: G. Würz von



Umgebung von Liebenzell. Lebensbaum, mit Vierkantstift und Metallplättchen eingedrückte Ornamente, um 1700 (41 cm x 17 cm)

Rinklingen 1870(?), überragt von einer Krone. Hier sei hinzugefügt, daß es auch in Knittlingen, Bretten, Diedelsheim und *Rinklingen* Ziegelhütten gab, die von Rinklingen schon seit 1438. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie abgebrannt, 1657 wieder aufgebaut und bestand bis zur letzten Jahrhundertwende. Von ihr fand sich ein Ziegel mit der Inschrift: „ich schreibe miet der



*Pforzheim, Ziegel-(Back)stein
Auf einer Zackenlinie ein M, wohl das Zeichen
des Zieglers, darüber eine Krone, um 1800 (?)
(27/13,5/4,5 cm)*

greiten der mensch hat + und leiten und wer kein + und leit nicht hat, der . . . ab. 1791.“ In einer Urkunde des Markgrafen Jakob I. vom 14. 3. 1463 heißt es: „ . . . zu geleiten haben von Bretheym bis gen Pfortzheim und zu Rinklingen von der alten ziegelhütte auch bis gen Pfortzheim“.

Aus *Enzberg* gibt es zwei zusammengehörige Ziegel: Da ist ein Männchen eingeritzt, dazu der Text: Diss ist Schumachers Knecht der Michele er ist brav. Auf dem zweiten Ziegel steht: Des Schumachers Knecht ist brav aber der unser net. Elisabetha Schüz. Das ist der Stoßseufzer einer Mädchenseele, welches Mädchen auch beim Ziegeln mithalf.

Niefern: 1766 erwähnt der Burgvogt Bernhardt von Niefern den dortigen Ziegler Michel Kühner in nicht sehr vorteilhafter Weise (s. Bauschlott). Auf einem Biber-

schwanz ist in ganzer Fläche eine nackte weibliche Figur mit dem Finger eingedrückt. Ein zweiter ist beschriftet: ANNO DNI 1550.

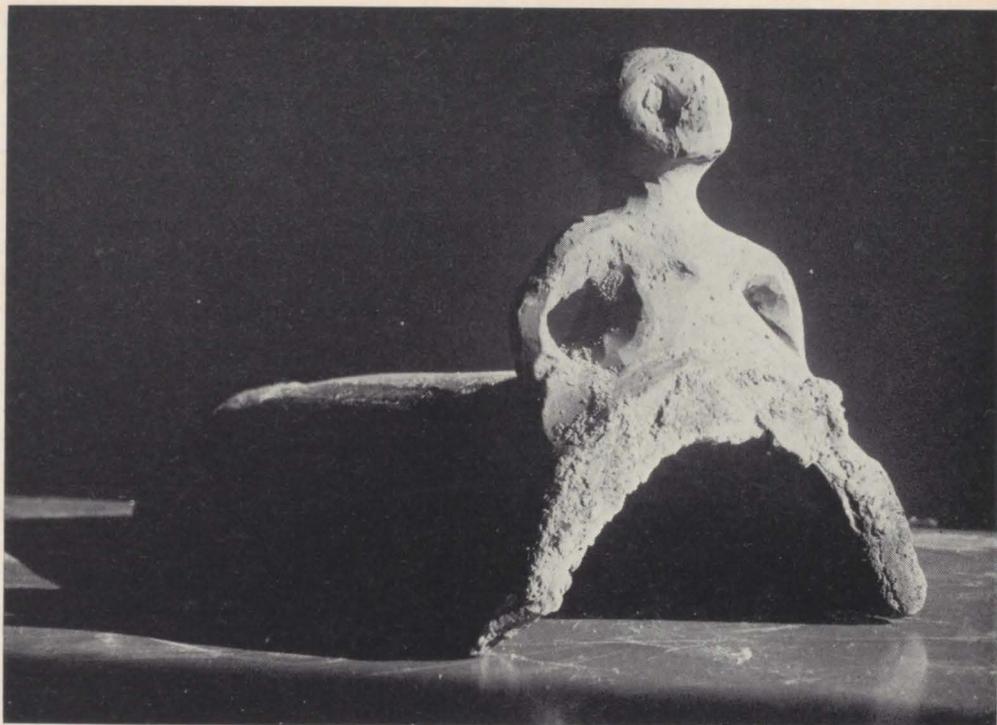
Aus *Pinache*, dem Waldenserdorf, sind folgende Platten bekannt:

1. Anne Marie Beral née le 17 juillet 1802
2. a) Pierre Henry Beral 1786 die at allemande (?) (aus Niebelsbach)
b) 1808 Pierre Henri Baral, J: Pierre Baral.
3. Friedrich Lendemmer in Pinache 1801
4. Friedrich Lendemmer Enkelsohn des M. Berger 1879
5. Platte mit Hirschgeweih, tief eingeschnitten, riesengroß, Symbol männlicher Kraft (38 × 17,2 cm), um 1800
6. Michael Maier (mit gekreuzter Ziegelform), großer Firstziegel (L. 44,3 cm) mit Höckern
7. Großer Firstziegel mit Höckern, Inschrift: Reinhold Lendemmer Pinache 1801, auf der Rückseite: Frau Karlvetter Herr Richardson.

Diese Firstziegel mit Höckern erinnern an Drachen. In China sitzen diese als Glückszeichen auf den Dächern. Eine Dachplatte aus Pinache mit Höckerlinie in der Mitte und Teilsonnen außen entspricht den Drachenvorstellungen bei den Firstziegeln.

Wurmberg: Andreas Scholl Ziegler von Wurmberg 1875 steht auf einem Biber-schwanz, dazu Zieglerzeichen und Sonnen. (aus Wimsheim)

Wiernsheim: Gehobener Stimmung entsprang wohl diese Inschrift auf einem Wiernsheimer Ziegel: „Herrn Backophenmacher von Bärenthal Gerig Blank Johannes Kiehle machen Michael Hermann in Wiernsheim einen Backophen aber da kann keiner drin backen. Es grüsst euch Michael Johann Wieland von Neuhütte“. „Jakob Knapp, Zeeb“, „Oppe Kott Gott Johann Wieland“, „Johann Georg Mathes 1854“, „A W Adam Wieland“ heißt es auf 5 an-



Eisingen. Firstziegel: Männchen mit in die Hüften aufgestützten Armen. Von Wilh. Leicht, Ziegler in Eisingen 1844, gemacht für G. J. Karst. Ausführliche Inschrift auf beiden Ziegelseiten (40 cm x 19,5 cm).

deren Flachziegeln. Ein Plättchenboden, bestehend aus quadratischen, unglasierten Fliesen, Zieglerarbeit, ist an das Pforzheimer Heimatmuseum gegangen.

Friolzheim: Auf einem sehr alten Ziegel (um 1600) ist mit dem Model eine Kreisfläche mit Sechsstern eingepreßt (41,4 × 18 cm). Dieser Stern ist ein altes, bäuerliches Zeichen und war schon auf etruskischen Kampfschilden angebracht. Zieglerarbeit aus Friolzheim ist auch ein runder Ziegelstein (Durchmesser 16 cm) mit eingeritzter Tulpe auf der runden Oberseite und der Inschrift Regena Konlen 1809. Es ist wohl ein Bettwärmestein und als Minnegabe eines Zieglers gemacht.

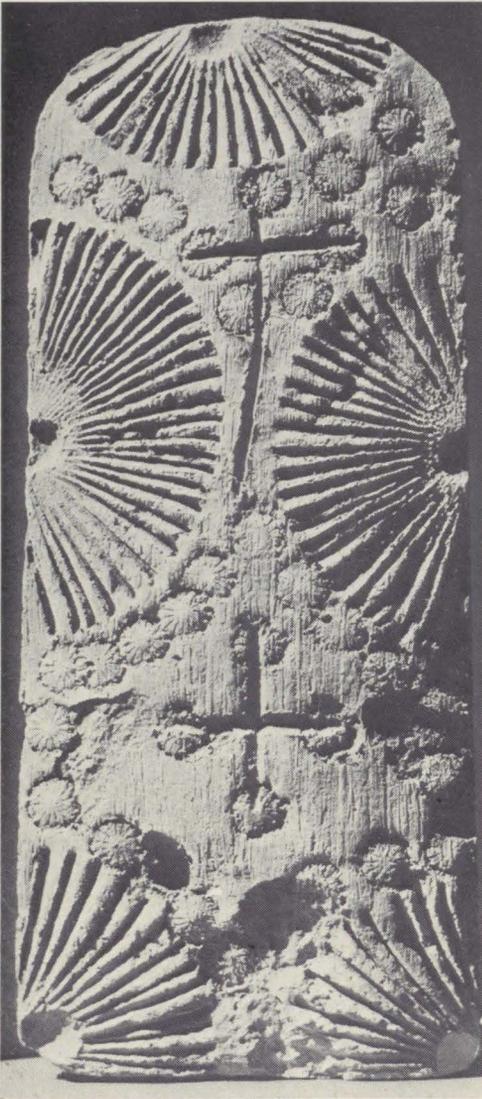
Aus *Wimsheim* stammt eine Dachplatte, die in ganzer Fläche mit tief eingedrückten Halbsonnen versehen ist (17 × 38 cm), (um 1700).

Hausen (Würm): Hier gibt es noch auf Dächern alte Firstziegel mit plastischen Aufsätzen. Ein Gaubenziegel mit oberem Randwulst diente zuletzt dort als Durchblick zur nahen Kirchenglocke.

Von *Mühlhausen* (Würm) seien drei Ziegel mit Inschriften erwähnt:

1. Jakob Schmalacker, mit Wellenlinien
2. Simmozheim 1819 GCM
3. WV 1823, mit päpstlichem, dreiarmigem Kreuz

Die Ziegelei von *Neuhausen* gehörte dem Besitzer des „Gebiets“ Freiherr von Gemmingen, und wurde dann an einen Einwohner verkauft. Ein Ziegel mit der Aufschrift: „Neuhausen Juli 1891 Bertha Haug“ wurde noch gefunden. In der Mitte befindet sich ein achtstrahliger Stern, an den Rändern Ganz-, Halb- und Viertelsonnen



Bilfingen. Zwei Kreuze zwischen Halb- und Viertelsonnen, um 1800

(37 × 17 cm). Auf der Unterseite eines weiteren Ziegels hat sich der Hafner „Sebastian Franz in Neuhausen 1830“ mit weißem Pfeifenton angeschrieben.

In *Huchenfeld* stand auf einem Ziegel: „Johan Engel Barbbara 1755 den 16. Mai.“

Und aus der Gegend um *Liebenzell*, die badisch gewesen war und unter Herzog

Friedrich I. (1593—1608) württembergisch wurde, kommt ein Flachziegel, der zu den Spitzen der Volkskunst zu zählen ist. Mit einem kleinen, quadratischen und einem größeren, rhombischen Stempel ist asymmetrisch ein Lebensbaum mit Umrahmung eingedrückt (41 × 17 cm, um 1700).

Pforzheim: Am romanischen Westwerk der Schloßkirche St. Michael sind zwei Ziegelformen eingehauen, worauf E. Lacroix hingewiesen hatte. In der Stadtverfassung von 1500 heißt es: „Die Längen der Ruth findet man am Glockenthurm zu St. Michael gegen der Gruft bey der Ziegelformb.“ (J. G. F. Pffüger, *Gesch. d. Stadt Pforzheim* 1862. S. 252). Solche Normalmaße gibt es auch am Freiburger Münster, in Nürnberg an der Mauthalle, erbaut 1498—1502, und am Torre del popolo in Assisi, um 1349.

1491 wird in Pforzheim von einer „Ziegelhütten“ gesprochen, 1497 erwähnt man die „Walkmül mit der ölslahen und slyffmülin an der Entz usswendig Bretzinger vorstatt bey der ziegelhütt.“ (Leonh. Korth, *Urkunden d. Stadtarchivs zu Pforzheim*. Pforzheim 1899 S. 4 und Lacroix, *Hirschfeld usw. Kunstdenkmäler Baden, Stadt Pforzheim Khe.* 1939. S. 390). 1787 bittet der Schmied Christoph Murrweiss um Genehmigung, seine Ziegelhütte führen zu dürfen, da seine Frau die Witwe eines Zieglers und selbst Zieglerin sei. Nachdem er die Ziegelei 14 Jahre geführt hatte, verbot ihm der Stadtrat wegen schlechter Arbeit diesen Betrieb. Dabei erfährt man, daß auch ein Zimmermann und ein „Flözer“ dieses Gewerbe führen.

An Ziegeln ist nach der Zerstörung der Stadt 1945 nur wenig aus den Vororten erhalten geblieben. Aus Dillstein gibt es eine Fratzendarstellung auf einem Planziegel. Unter den Millionen Backsteinen, die nach dem Krieg mit dem Brandschutt weggefahren wurden, fand sich ein einziger mit einer bildlichen Darstellung. Offenbar

handelt es sich dabei um ein Herstellerzeichen: Auf einer Zackenlinie steht ein M, darüber eine Krone (27 × 13,5 × 4,5 cm).

Im benachbarten *Eisingen* gibt ein Firstziegel Auskunft über Ziegler und Besteller: Auf dem Hohlziegel sitzt ein primitives Männchen mit in der Hüfte aufgestützten Armen, im lederharten Zustand mit dem Messer zurechtgeschnitten (L. 40 cm, H. 19,5 cm). In der Länge des Ziegels ist dünn eingeritzt: Wenn Gott zum Haus nicht gibt seine Gunst so arbeit jedermann umsunst. Wenn Gott das Haus nicht selbst bewacht so ist umsunst der Wächter Wacht. Wilhelm Leicht Ziegler, Eisingen den 14. März 1844. Auf der Gegenseite steht: GJK Georg Jakob Karst 1844 erbaut das Haus mit Glück und Segen Gott gäbe im jetzt ein langes Leben. „Bekanntlich trägt ein rechtes Strohdach drei Firstmännchen auf dem Sattel. Das sind aufrechtgestellte Strohbüschelchen, ... in der Mitte mit einer Weidenrute gegürtet, welche zugleich zwei in die Seiten gestützte Arme darstellt ... Es ist das Abbild des Hausgeistes, dessen Wohnsitz im Strohdach vermutet wurde.“ (E. L. Rochholz, *Altdeutsch. Bürgerleben*. Berlin 1807. S. 95). Ein gleiches Männchen machte 1894 der Zieglerknecht Johannes Kohlmann in der Ziegelei Roller in Oberhaugstett.

In *Ispringen* wurden auf Plattenziegeln drei menschliche Darstellungen gefunden:

1. Ein kubisches Männchen mit rundem Kopf (17 × 36,5 cm), um 1850
2. und 3. ein unregelmäßig kariertes, quadratisches Feld, darunter eine einfache, menschliche Figur mit Dreispitz, ohne Arme und Beine, dahinter ein Baum und ein pfeifenrauchender Mann mit Dreispitz und Kniehosen von 1829 (37 × 17,5 cm und 16 × 16 cm).



Traishof bei Königsbach. Abdruck einer linken Hand. Awehrzeichen. 1702

4. auf einem mit dem „Wasserstrich“ abgegrenzten Teil des Ziegels unregelmäßige Schnörkel, eine Art Zauberknoten (um 1800).
5. Wellenmuster (Kammzug) und Tulpe (37 × 17 cm).
6. ein Zauberknoten als Achteck, der übrige Teil des Ziegels mit „Hexenbesen“ (Sonnenteilen) und Sternen bedeckt (38 × 16,5 cm)



Birkenfeld. Zwischen Wellenbändern oben zwei Bäumchen, unten Fünfsproß. CVR 1726

7. von 9 Halbsonnen eingerahmt: „Diser Zigel ist gemacht worden ihm Jahr 1859 Elisabetha Knaus.“
8. Eine „Margareda dannerin H. J. L.“ hat sich verewigt.

Ersingen: Von den vielen Feierabendziegeln dieses alten Dorfes seien nur zwei erwähnt:

1. Biberschwanz mit 2 Nasen, mit großer Tulpe 1795
2. Biberschwanz mit unregelmäßigem Linienwerk. Auf dem Kopfstrich Vogel und Kreuz, dessen Querbalken beiderseits mit einem Dreisproß endigt (um 1800).
3. Inschrift: Friedrich Rebmann 1833
Jacob Kiess 1833
4. Chr. Häfle in Singen 1859 (?)

Bilfingen: 1. zwei Platten mit zwei Kreuzen zwischen Halb- und Viertelsonnen, zahlreiche kleine, runde Modelleindrücke mit strahlenförmigem Muster (39,7 × 17 cm)
2. eine große Tulpe 1784. (39,5 × 16,8 cm).

Königsbach: Es gibt hier zahlreiche Ziegel mit Kammzugmuster, auch Biberschwänze, die im feuchten Zustand wie Schultafeln zum Rechnen benutzt wurden. „Luise Lindenman von Stein geb. an den 14 März 1843 und ist in die Ziegelhütt gekommen 1845“ heißt es einmal. Dieselbe Luise Lindenman ist 1852 aufgeschrieben auf einem Ziegel mit Wellenlinien und Punkten. Ein andermal liest man „Konrad Teuscher von Diedelsheim bei Bretten Amt Bruchsal Karl Guigas in Wilferdingen 1890“, „Christian Kern von Königsbach 1866“, seitlich und oben Teilsonnen, unten Kreuz und Zauberknoten (35,7 × 16 cm). Einmal ist ein Ziegel in Quadrate unterteilt, in die jeweils ein Punkt eingedrückt ist. Ein langgestrecktes Tier ist flüchtig eingekratzt worden. Auf dem Traishof wurde ein Ziegel von 1797 gefunden, auf dem eine Hand abgedrückt ist (35,3 × 17 cm). Diese Hand hat immer eine zauberabwehrende Wirkung.

In *Stein* gab es oberhalb der Kirche eine markgräfliche Ziegelei, die als Erblehen vergeben wurde. Pächter ist 1521–1539 Michael Ziegler, von 1573–1581 Aberlin Bolzner, 1583 Hans Weber, 1613 Hans Pfister, 1667–1670 Veit Au, 1680–1695 Johannes Süss, 1696–1724 Philipp Kalkthaler, 1721 Simon Lindner, 1722–1756 Hans Peter Kapferer, später drei Generationen Lindner und andere. 1933–1934 ging die Ziegelei durch Brand ein. Neben dieser bestand eine zweite von 1724–1765. Im Jahr 1817 gab die markgräfliche Regierung dem Vogt Kunzmann zu Eisingen und dem Johannes Lenz in Wöschbach die Konzession zum Bau einer Ziegelei. Darauf beschwerten sich die Ziegler der umliegenden Ämter mit der Begründung, daß im Amt Stein schon sieben Ziegelhütten

beständen und im Umfang von sechs Stunden gar 54 Ziegelhütten (Akten GLA Khe 229/23851, 1–13). Unterschrieben ist dieser Einspruch u. a. auch von Ziegler Friedrich Rebmann, Wilferdingen, Samuel Fribolin, Söllingen und Johann Adam Kaucher von Stein. In der Antwort der Direction des Pfinz- und Enzkreises wird festgestellt, daß in Wöschbach, Kieselbronn, Göbrichen, Ersingen und Bilfingen keine Ziegelhütte sei, daß andererseits „der Aufwand an Ziegelwaaren für die Residenz... außerordentlich ist...“ (Akten G.L.A. Abtlg. 229/23851. S. 1–13).

Zauberabwehrende Zeichen gibt es in *Wilferdingen* gleich mehrfach:

1. Zunächst über Teilsonnen und einem Rautenfeld ein Abdruck der rechten Hand
2. Dann eine Hand und dreimal zwei Kinderfüße, in der Mitte durch den „Abstrich“ etwas verwischt
3. Zwei Achtsterne, wie Penta- und Hexagramm apotropäisch wirkend, GAFW (37 × 16,5 cm), um 1800
4. Ein mit dem Finger dekorativ eingedrückter Achtstern mit zentraler Punktfläche

Ein Hahn auf langen Beinen: Sinnbild der Wachsamkeit oder der Fruchtbarkeit? (37 × 16,8 cm)

Georg Hinderer Ziegel(-träger?).

In *Dietlingen* hat eine weitverzweigte Zieglerfamilie Vetter Ziegel gemacht. 1770 wird Johannes Vetter erwähnt. Im gleichen Jahr erscheint er mit einem Spruch auf einem Ziegel: Dein Leben lang hab Gott vor Augen. Anno 1770, darüber eine Sonne (Ziegel hat zwei Nasen, ist aus Niebelsbach). Dieser Johannes Vetter hat vom 5. 1. 1751 bis 19. 7. 1805 gelebt. Vermutlich seine Brüder waren Joh. Michael Vetter, geb. 18.9.1743 und Philipp Vetter, geb. 31.1.1745. Bei dem großen Kinderreichtum und häufig



Nöttingen. Sonne mit Sternen und Teilsonnen, um 1830. (36,3 cm x 15,8 cm)

gleichen Namen ist es aber nicht möglich, eine Sippschaftstafel aufzustellen.

Dann gab es einen Ziegler Emmanuel Vetter 1810, Lorenz Vetter 8. 4. 1854–12. 10. 1902, einen Samuel Vetter und seinen Sohn Joh. Michael, als lediger Ziegler 1822 nach Eggenstein verzogen. Am 8. 1. 1798 ist ein Daniel Vetter geboren. Von 1790 bis 1842 lebte Gottfried Vetter, Ziegler, dann erscheint ein Jakob Vetter, Ziegler. Ein



Ottenhausen. Firstiegel mit Maus, vielleicht aus Ittersbach stammend, um 1850 (Länge 37,3 cm).

Michael Vetter hat von 1792—1868 gelebt. Auch einen Karl Vetter, Ziegler hat es gegeben.

Johannes Köhler, Ziegler in Dietlingen, hat 1833 seinen Namen auf einem Ziegel hinterlassen. Dazu schreibt er: Daniel ... hat ihn gemacht 1833. Dieser Daniel Vetter ist geboren 8. 1. 1798. Später hat Gottlieb Vetter (1900) bei seinem Großvater, dem Ziegler Treiber in Calmbach, gearbeitet. Die Ziegelei wurde zuletzt von der Familie Dittes übernommen, die aus Diedelsheim gekommen war. Jakob Friedr. Dittes geb. 6. 11. 1872, Hafner und Ziegler, lebte nach dem letzten Krieg noch. Es gab aber auch einen Ziegler Rebmann. Das Ziegeleigebäude (die Ziegelei war inzwischen abgegangen) bei der Dreschhalle wurde von Gundlach gekauft. Ein CFV (Vetter), der nicht in den Kirchenbüchern nachweisbar ist, hat auf zwei Ziegeln das badische Wappen hinterlassen, 1774 und 1776 (38,5 × 17 cm).

Vor allen diesen bekannten Ziegeln in Dietlingen gab es aber solche, die uns nur in ihren Ziegeln bekannt sind; diese enthalten allerdings viele Initialen und Jahres-

zahlen. Sie fallen auf durch eine besondere formvollendete Behandlung der Oberfläche: Mit einem feinen, breiten Kamm wurden die Ränder des Ziegels außerhalb des „Wasserstrichs“ mit Wellenlinien versehen, aber auch die eigentliche Ziegelfläche quer und der obere Teil (= Handstrich) längs und quer mit Wellenbändern verziert. Dazu kamen dann erst die Zeichnungen und Inschriften:

1. 1664 HKR, dazu ein Dreisproß aus fein geritzten Blumen (aus Langenalb)
2. 1669 HKR mit dem gleichen Blumenmotiv
3. Hans Michel Bem 1692
HK: RM, dazwischen ein Dreisproß aus einer Tulpe und zwei Maiglöckchen
4. 1712 HK.R.R.M. An einem Sproß 5 Tulpen und 2 Maiglöckchen, darunter 2 Rehe, mit 2 Nasen, aus Dietenhausen
5. 1712, 5 Tulpen und 2 Maiglöckchen aus einer Wurzel
FIL.L.I.B. HMRM, mit 2 Nasen, aus Dietenhausen
6. 1721 Blumen wie bei 5. HK.R.M
7. Eingeritzt ist die Giebelseite eines Fachwerkhauses. 1723 L.H.L.



Ittersbach. Pferd und Reiter in der Art einer Kinderzeichnung. 1818

8. Ein Baum mit Wurzeln und Äpfeln, diese mit einem Röhrchen eingestanz, ohne Inschrift und Jahreszahl.

Daneben gibt es zahlreiche Ziegel mit gleicher Oberflächenbehandlung, z. B. aus

Ottenhausen:

1. HKRM 1706
2. IH.HM HK . RM 1706
3. ILMRM 1725
4. MB.RM 1710

aus *Obernhausen:*

1. Chr. GM 1736
2. H.IRM HIR 1714

Und hier wird die Unterscheidung ganz schwierig, manchmal unmöglich, weil die Behandlung der Ziegeloberfläche in Dietlingen, Gräfenhausen und Birkenfeld fast gleich ist.

In *Birkenfeld* stand die Sonne außerhalb des Ortes bei der „Sonne“. Es gab dort einige Zieglerfamilien: 1664 Hans Conrad Regelmann, 1784–1836 Johann Philipp Regelmann, 1768–1820 Johann Jakob Burger, dessen Sohn 1806–1878 Johann Friedr. Burger und Bruder von Joh. Jakob Burger 1769–1812 Benjamin Burger, 1842

Jakob Friedr. Heinzelmann aus Neuenbürg, dessen Sohn 1828–1905 Joh. Jakob Friedrich Heinzelmann, dessen Sohn Christian Friedr. Heinzelmann, geb. 1875, lebte 1957 noch, Schwiegersohn des Joh. Jak. Friedr. Heinzelmann Joh. Jakob Oesterle von Wildbad, Schwiegersohn des Joh. Jakob Friedr. Heinzelmann um 1900 Friedrich Herz von Efringen.

Auf einem frühen, mit Wellenlinien verzierten Ziegel steht: *Omnia cum deo et nihil sine eo* Alles mit Gott und nichts ohne ihn. Auf einem anderen: *ARM* den Ziegel thu ich Euch verehren. Es freut ... (trink) gelt gar. J. H. Ziegler HJRM.

J. H. könnte Jakob oder Johann Heinzelmann heißen. 1691 heißen die Initialen JHKRM. Immer wieder fällt das RM auf, in Dietlingen und Birkenfeld.

1701 ARM

1701 HRM mit unleserlicher Inschrift

1783 IFRM/HIRM HIB, dazu zweimal eine liegende Acht als Unendlichkeitszeichen und alle mit Wellenbändern verziert. Diese fehlen auch nicht bei den nachfolgenden Stücken:

CVR 1726 mit fünfsprossiger Blume und zwei Lebensbäume auf dem „Handstrich“.

Es gibt dreimal gleiche Ziegel 1720 mit HIB, einmal 1747. Da manche dieser Ziegel aus Niebelsbach, Arnbach oder Neuenbürg kommen, lassen sich keine genauen Bestimmungen treffen.

Dies trifft vor allem auch zu gegenüber der Ziegelei *Gräfenhausen*, die in Neuenbürg nahe dem jetzigen Krankenhaus lag. Studien in den Pfarrbüchern wurden nicht erlaubt und fehlen deshalb. Archivalien gibt es keine.

Aus *Obernhausen* liegt ein Ziegel von 1846 vor mit einem stilisierten Baum in der Mitte und Randschnörkeln. Ebenfalls von hier stammt ein alter Backstein mit den aufgedruckten Buchstaben HRM (23×12 cm). Hier gab es auch eine Bodenfliese (16. bis 17. J.) mit wenig erhabenem Muster: ein Stab mit drei Ringen, von einer Ellipse eingefasst ($19,4 \times 17,2$ cm), späte Nachkömmlinge romanischer und gotischer Bodenfliesen.

Aus *Schwann* gibt es mit Wellenband verzierte Ziegel, die wahrscheinlich von der Gräfenhäuser Ziegelei stammen, aber auch denen von Birkenfeld und Dietlingen ähnlich sind: Dreimal ist 1736 auf diesen geschrieben, dazu MRM, SRM, drei sind dazu mit Blumen geschmückt. 1771 sind die Signaturen MN, MR, im gleichen Jahr einmal auch nur MN. Von 1846 ist ein Lamm Gottes (= Agnus dei = Christussymbol) mit der Unterschrift: „Siehe das ist Gottes Lamm welches der Welt Sünden trägt.“

1786 waren in Calmbach und Höfen noch fast sämtliche Gebäude mit Brettern und Schindeln gedeckt. Die Wildbader Ziegelhütte erzeugte schlechte Ware. Sie war „um der schlechten Materie willen von keinem Halt.“ Deshalb beantragte die Gemeinde Calmbach 1787 „eine eigene Ziegelhütte, aber niemals wollte sich ein Entrepreneur hizu vorfinden ... besonders da kein Kalk-

stein in der ganzen Gegend anzutreffen ist, welcher sonst den Ziegeln größeren Vorteil als Ziegelbrennen verschaffte ...“ Signierte Ziegel aus Wildbad und Calmbach sind nicht vorhanden.

Niebelsbach, das keine eigene Ziegelhütte besaß, wurde von den Ittersbacher Ziegeln versorgt und hat deshalb viele Feierabendziegel von dort. Ungewöhnlich ist ein sehr alter Ziegel (um 1600) mit einer großen Schere, wie sie auch auf einem Maulbronner Klosterziegel zu sehen ist ($41,8 \times 19$ cm); außerdem ein Bild mit einer weiblichen Figur, stehend und einer abwinkend weggehenden männlichen Gestalt ($36,8 \times 16,8$ cm).

Nöttingen: Über eine dortige Ziegelei ist nichts bekannt. Die Dächer dieses Dorfes waren besonders reich an Feierabendziegeln, wobei die „Sonnenziegel“ eine große Rolle spielten.

Eine runde, große Sonne mit einem Gesicht in der Mitte und Sternen ist besonders auffällig ($36,3 \times 15,8$ cm). Aber auch zahlreiche „gemodelte“ Sonnenziegel mit Sternen von 1772 und 1774 sind eindrucksvoll ($37,1$ bis $37,5 \times 16,2$ cm). Das mit dem Finger gezogene Wellenmuster kommt hier seltener vor ($38,4 \times 17,2$ cm). Von 1732 ist ein mit Wellenbändern verzierter, ILHRM signierter Ziegel (aus Dietlingen?) mit stilisiertem Pflanzenmuster, Speichenrad und Sternen vorhanden ($38,3 \times 17,3$ cm). Und zuletzt kommt noch ein beschrifteter Biber-schwanz: „1806 Diser Ziegle ist 1806 von uns gemacht und der Zigler lacht.“ ($36 \times 16,5$ cm)

Auch im benachbarten *Dietenhausen* gab es von Nöttingen aus eingeführte Sonnenziegel ($37,2 \times 18$ cm).

Ein Schwerpunkt der Herstellung von Ziegeln, auch Feiertagsziegeln, war *Ittersbach*. Dieses arme Dorf lebte vor 250 Jahren von Steinbruchs- und Waldarbeit. 1723 bat die Gemeinde den Markgrafen um Erlaubnis zum Bau einer Ziegelhütte, „daß



Ittersbach. Licht- und Luftgaube in Form eines Schwalbennestes mit davorsitzender Schwalbe, von Philipp Wicker 1880

sie die in ziemlicher Anzahl in dem Flecken Ittersbach erfindliche Stroh- und Schindeldächer, zu Verdammung der daraus besorglichen Feuersgefahr, nach und nach abthun könnten . . .“ Markgraf Carl gab von Carlsruhe die Erlaubnis . . ., „dass sie auf ihre Kosten eine eigene Ziegelhütten aufrichten und erbauen mögen und vor dieser gndgstr. conception zur Verwaltung Stein jährl. Ein Gulden dreyszig Kreuzer entrichten . . .“ In dieser Genehmigung war auch die Bedingung enthalten, bei Notwendigkeit gebrannte Marksteinzeugen zu geringerem Preise als sonst zu liefern. Beim Bekanntwerden der Bauabsicht erhob der Ziegler Johann Georg Glöck aus Langenalb Einspruch. Wenn die Ziegelei gebaut werde, käme er „in das verderben und aus der nachbarschaft . . .“ Sie könne ebensowenig wie die seine bestehen. Man möge ihm sein „Stück Brodt und nahrung hierdurch nicht entziehen . . .“ Die Hütte wurde trotzdem gebaut. Erster Pächter war Hannss Jerg Dürr. 1736 kaufte er sie und bis heute ist die allerdings stillgelegte Ziegelei im Besitz der Familie Dürr. Ittersbach sollte dem Markgrafen mehr Geld einbringen als

Langensteinbach, das garnichts, und Stein und Wilferdingen, die wenig Geld abwarfen. (Akten GLA Khe 7. Abtg. 229/50096 und 229/50101). Die Ziegelei kostete 415 Gulden. 1774 starb der erste Ziegler. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Christof. Seit 1821 ist Christof Friedrich Dürr auf der Ziegelhütte; dessen Sohn Friedrich lebte von 1851—1908 und wiederum dessen Sohn Friedrich, der Vater des jetzigen Besitzers, von 1877—1941.

In den Akten stehen eine Menge Streitereien und Beschwerden um den Platz, um Wasser und Holz. Zwischen den beiden Weltkriegen zerfiel der Kalk- und Ziegelbrennofen, das Haus selbst steht noch hoch über dem Dorf. Gegen 1880 wurde im Dorf eine zweite Ziegelei gebaut und von Bürgermeister Kappler, später von seinem Schwiegersohn Karl Gegenheimer geführt. Von einer Fotografie der Belegschaft sind noch einige Namen der Mitarbeiter bekannt, die auch signierte und verzierte Ziegel machten. Es ist überhaupt eine große Merkwürdigkeit, daß hier so viele Namen und Daten auf Ziegeln gespeichert wurden. Das geht von 1771 bis 1903. Sie

tauchten in allen umliegenden Dörfern auf, in Pfnzweiler, Feldrennach, Schwann, Langenalb, Langensteinbach, Niebelsbach, Ottenhausen, Weiler und Ellmendingen. Viele tragen ein Datum, 59 auch einen Namen. Manche unbezeichnete Stücke aus den Nachbardörfern lassen sich auch als Ittersbacher identifizieren.

Christoph Dürr signierte und datierte (als CD) 1771 und 1857 (Christoph Friedrich?), 1795, A. Dürr 1795, Christoph Friedr. Dürr 1857. Friedrich Dürr hat 1866 zwei Hohlziegel mit darauf sitzendem Vogel nach Langensteinbach geliefert. Andere Hohlziegel von seiner Hand sind von 1868, 1875, 1878 und 1895. Bei „F. D. Ittersbach im Juli 1876“ handelt es sich vielleicht nicht um einen Ziegel von ihm, dagegen bei „F. D. Mai 1873, F. Dürr 1873“. W. Dürr signierte am 17. Juli 1885 (Weiler). „Ernst Karcher Anno 1800“ ist zwischen zwei Tulpen und zahlreichen Halbsonnen zu lesen. J. F. signierte einen mit zwei eingedrückten Zahnrädern versehenen Ziegel am 7. Juli 1861. Friedrich Gegenheimer, Ittersbach, 4. Mai 1868 setzte für Weiler einen plastischen Vogel auf einen Firstziegel, und ein ebensolcher von G. Fr. Dietz von Ittersbach 1883 war in Feldrennach zu sehen. In Ottenhausen fand man einen Firstziegel von K. W. Ahr, Ittersbach 1879. Mit und ohne Halbsonnen liest man auf Flachziegeln Jacob Ahr Ittersbach 1888, Carl Ahr Ittersbach 1892, Karl Wilh. Ahr Ittersbach 1890, K. Ahr 1885 (aus Weiler).

Viermal gibt es Biberschwänze mit der Aufschrift: Karl Fr. Haffner Karl Fr. Dürr Ittersbach 1891, ebenfalls einen solchen vom 7. Oktober. Einmal steht da: „Dies ist der letzte Ziegel im Jahr der 19. Oktober 1875 KWD ledig“ (= wohl Dietz). Sonst hörte man meist am Gallustag, den 16. Oktober, mit der Arbeit auf, nachdem man sie am Josefstag (19. März) begonnen hatte. KWD hat auch „1876. XVI. V. geschrieben. 1882 als Geburtsjahr gibt auf einem Ziegel

Fr. Dietz an, und ein andermal heißt es: „gemacht den 1. Mai 1906.“ Von der großen Sippe Dietz zeichnet „Ernst Dietz 1890“ und „WF Dietz 1905“.

Von Karl A. Haffner gibt es Ziegel von 1881 und 1886 (Ottenhausen und aus der Ziegelei Feldrennach), von Karl Haffner 1872, auch „den 26. Juni 1872“. Ein „Finger in Langenalb 1821“ hat bei Dürr in Ittersbach gearbeitet und eine Lochgaube beschriftet, die seitdem auf dem Ziegeleidach lag. „Friedrich Wacker Ziegler in Ittersbach 1879“ heißt eine Inschrift auf einem Ottenhausener Ziegel. Am 23. 4. 91 signierten KFH, KFR, KFD (= Karl Friedr. Huber, Karl Friedr. Rittmann und Karl Friedr. Dann) eine Dachplatte, die nach Ellmendingen kam.

Karl Friedrich Rittmann (1875–1960) hat für Langensteinbach je einen Firstziegel mit einem darauf stehenden kubischen Hund 1895 und 1896 (Langenalb) gemacht. Vom Ziegler Philipp Wicker (1857–1936) gibt es vom Dach seines Hauses eine Luftgaube von 1880 in Form eines Schwalbennestes mit davorsitzender, aufmodellierter Schwalbe. Die zweite Gaube trägt die Inschrift: „Philipp Wicker Ittersbach 1885“. Von ihm wurden auch eine grünglasierte Kamm-schachtel 1882 und 1880 ein unglasierter, baumstammförmiger Blumentopf mit aufgesetztem Vögelchen gemacht. Er hat in der Dietlinger Ziegelei gearbeitet, ist täglich die 12 km dahin und zurück zu Fuß gegangen, hat 12 Stunden gearbeitet und täglich nur 1 Mark verdient. Vor ihm gibt es einen JGW 1876 (= Johann Georg Wicker), einen Georg Wicker 1878 und einen „Jakob Wicker aus Ittersbach in Dietlingen Ziegelei 1882“.

Auf den Ittersbacher Ziegeln finden sich außer den Schriften zahlreiche sinnbildartige Zeichen, Tulpen, Lebensbäume, Kammzüge, Teilsonnen, Sterne, da im weitesten Sinne magische Bedeutung ihre Anbringung veranlaßt hat. Auch Menschen



Feldrennach. Firstziegel mit weiblichem Torso. Inschrift: Das ist Mina Wacker, um 1880 (Länge 36,5 cm, Höhe 19 cm)

und Tiere werden gezeichnet und modelliert, und auf Firstziegeln sitzende Tiere fand man auch in Feldrennach, Langenalb, Ottenhausen, Langensteinbach, Weiler und Niebelsbach.

Der Ziegler Hannss Jerg Glöck (1723) von *Langenalb* ist aus den Ittersbacher Akten bekannt, ebenfalls der Ziegler Finger von einer Luftgaube bei Dürr in Ittersbach. „1784 IMG Friedl Kraft zu Langenalb. Bott“, heißt es einmal. Ein andermal liest man: „Christian Zieger in Langenalb 1825“ (36 × 17 cm). Vier Bäume, 6 Sterne und eine Halbsonne sieht man auf einem Ziegel (37 × 15,8 cm). 1741 steht allein auf einem Biberschwanz, auf einem anderen ebenfalls 1741, umgeben von je 5 Halbsonnen und Sternen (37,5 × 15,7 cm). Ein stark stilisierter Adler 1778 ist gezeichnet, ein andermal eine Art Lebensbaum (36,5 × 17,5 cm). Ein undatierter First-

ziegel mit „Drachen“-Höckern fand sich noch im Dorf (41,5 × 13 cm).

In *Feldrennach* waren wechselnd einige Ziegler tätig: Johann Philipp Kärcher (geb. 20. 10. 1834) zog 1873 vorübergehend nach Neuweiler. Christof Hauck, Ziegler, geb. 3. 2. 1854, war mit einer Frau aus dem Dorf verheiratet, ebenso Karl Friedr. Haffner, geb. in Tübingen 10. 1. 1864. Er zog 1893 nach Ittersbach und kam 1896 zurück.

Johannes Hepperlen, geb. 27. 2. 1829 in Weilheim († 13. 2. 1907) kam im Sommer 1872 in den Besitz der Ziegelhütte. Von ihm kam sie an seinen Schwiegersohn Fritz Fauth. Johann Grossmann (1834 bis 1893) kaufte sie von diesem und betrieb sie mit seinem Schwager, dem Maurer Friederle. Etwa 1901 brannte sie völlig ab. Von Gottlieb Großmann, der zeitweise mitarbeitete und dann nach Langenstein-

bach zog, ist noch ein signierter Ziegel von 1892 vorhanden. Im Dorf gab es auf zwei Firstziegeln plastische Darstellungen einer nackten Frau um 1880, einmal mit der Aufschrift: „Das ist Mina Wacker.“ Also durfte es sich dabei um eine Art von Neckerei gehandelt haben. Hier und in Schwann saß je ein Vögelchen auf einem Firstziegel. Diese können aus der Ziegelei von Hepperlen von Friedr. Gegenheimer, Ittersbach stammen. Das gleiche gilt von einem maus- oder igelartigen Gebilde auf einem Firstziegel aus Ottenhausen (L. 37,3 cm).

Bei der Bearbeitung des vorliegenden Stoffes fällt auf, wie viele volkskundliche, kulturgeschichtliche, handwerkliche und wirtschaftsgeschichtliche Beziehungen er hat.

Ein reiches Material ist durch die Sammlung und Sicherstellung gerettet worden, von dem in wenigen Jahren nichts mehr vorhanden gewesen wäre.

Alle Aufnahmen sind vom Verfasser. Alle dargestellten Stücke stammen aus seiner Sammlung.

Literatur

Hillenbrand, Karl: Die Hafnerfamilie Neubold in Öelbronn im Württ. Jahrbuch f. Volkskde. 1961/64 S. 128.

Bickel, Otto H.: Die Flurnamen von Rinklingen, Heidelberg 1934 und briefliche Mitteilung

Lacroix, E.: Deutungsversuch zweier mittelalterlicher Zeichen an der Schloß-(Stifts-)Kirche zu Pforzheim. Oberd. Zschr. Volkskde. 7. 1933. S. 117.

Hofmann, Wilh.: Adel und Landesherren im nördl. Schwarzwald 1350–1530. Stuttg. 1954, S. 82.

Rommel, G.: Heimatbuch Dietlingen 1925. S. 58.

Hillenbrand, Karl: Vom Handwerk und von der Kunst der Ziegler. Soweit der Turmberg grüßt. Khe. 13. 1961. S. 137.

Hillenbrand, Karl: Ziegler in Langensteinbach. Soweit der Turmberg grüßt. Khe. 15. 1963. S. 10.

Hillenbrand, Karl: Die Ziegler von Ittersbach. Soweit der Turmberg grüßt. Khe. 16. 1964. S. 161.

Hillenbrand, Karl: 1. Dachziegel und Zieglerhandwerk.

2. Verzierte Backsteine aus dem Mittelalter und aus späterer Zeit.

3. Was der Ziegler außer Dachplatten, Backsteinen und Bodenplatten sonst noch alles gemacht hat. In: Der Museumsfreund. Stuttgart Heft 4/5

Ein Vierteljahrhundert Denkmalpflege in und um Pforzheim

Ein Auszug aus den Akten des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Karlsruhe

Von Heinrich Niester, Karlsruhe

Hinsichtlich seiner kunstgeschichtlichen Hinterlassenschaft bietet der Landkreis Pforzheim mitsamt der Stadt Pforzheim gegenüber den übrigen Gebieten Nordbadens ein sich von diesen deutlich abhebendes, in sich vergleichsweise geschlossenes Bild. Es wird dadurch bestimmt, daß sich die künstlerischen Schöpfungen der Vergangenheit nicht mehr oder weniger gleichmäßig über die Reihe der Jahrhunderte verteilen, sondern daß sich ihre Bestände, was die Entstehung anbelangt, auf eine kurze Zeitspanne verdichten: auf die Ära der Spätgotik. Das soll nicht besagen, daß Zeugen der Romanik und Frühgotik ganz fehlen — das eindrucksvollste Baudenkmal unseres hier zu behandelnden Gebietes, die Schloßkirche in Pforzheim, steht mit entscheidenden Teilen solcher Aussage schon entgegen —, aber die Feststellung muß nach eingehender Durchforschung des genannten Bereiches doch lauten: Ohne die Hinterlassenschaft der Spätgotik ergäbe sich hier ein geradezu armseliger Aspekt. Wohl ist dann noch die Renaissancezeit mit einigen erfreulichen baulichen Zeugnissen vertreten. Aber die Barockzeit hat auf dem Gebiete der Architektur, der Malerei und Bildhauerei nichts geschaffen, was sich mit den Hervorbringungen anderer Landesteile Nordbadens auf diesem Gebiet messen könnte. Profanarchitektur fehlt — abgesehen von Fachwerkbauten — aus dieser Zeit nahezu völlig. Aus der Zeit des Klassizismus hat sich bis heute als größere Anlage nur das Schloß in Bauschlott erhalten.

Dieses Charakteristikum war schon in der Zeit vor 1940 für unser Gebiet bezeichnend. Die beiden Inventarisationsbände Pforzheim-Land und Pforzheim-Stadt, die noch

unmittelbar vor Kriegsbeginn durch das damalige Badische Landesdenkmalamt erarbeitet und herausgebracht werden konnten, bestätigen das. Funde, die dann durch die Katastrophe des letzten Krieges zu Tage traten, haben das Antlitz unserer Region in dieser Hinsicht keineswegs verändert, sondern — im Gegenteil — nur noch seine Grundzüge stärker betont.

Wenn im folgenden von der Tätigkeit der Denkmalpflege nach dem letzten Kriege in dieser so gearteten Kunstlandschaft die Rede sein soll, so muß wegen des Schwerpunktes ihrer Arbeit die Stadt Pforzheim hier an erster Stelle genannt werden. Fast alle ihre Baudenkmäler hatte der Zweite Weltkrieg in Mitleidenschaft gezogen, ja, in hohem Maße beschädigt oder zerstört. Doch deren Wiederherstellung setzte verhältnismäßig früh ein, und mit Staunen gewahrt man heute, wieviel aus den Trümmern sich hat wieder getreulich erheben können. Aber schon vor den eigentlichen Wiederherstellungsarbeiten an den Baudenkmalern begann die Arbeit der Denkmalpfleger, denen Sicherung und Bergung der schwer angeschlagenen Bestände damals vordringliches Anliegen war. Wie um die Freunde alter Kunst wenigstens teilweise für die eingetretenen Verluste zu entschädigen, waren hier und da unter den Trümmern und an den beschädigten Teilen der Pforzheimer Bauten ehemalige künstlerische Zustände hervorgetreten, die bisher völlig unbekannt gewesen waren. Sie konnten später beim Wiederaufbau glücklicherweise zum Teil sichtbar belassen werden. Auch gab der Boden der Stadt im Zuge der langjährigen Aufräumarbeiten allerlei Gerätschaften aus römischer und mittelalterlicher Zeit heraus.



Pforzheim, Römische Holzfigur. Höhe 34,5 cm, geborgen 1949

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

Diese Funde, die heute erst teilweise bearbeitet sind, bereichern und verdeutlichen in starkem Maße das Vergangenheitsbild

der Stadt auf kulturellem und politischem Gebiet. Die Überlastung der Denkmalpfleger durch immer stärker anwachsende, vielfältige, rasch zu erledigende Tagesarbeit erlaubte es bisher nur, die Öffentlichkeit mit einem Teil dieser Funde durch wissenschaftliche Bearbeitung und museale Aufstellung bekanntzumachen. So lieferte im Bereich des Städtischen Krankenhauses bei Bauarbeiten ein 1949 ins Blickfeld tretender römischer Schachtbrunnen Tongefäße und Gerätschaften aus Eisen und Bronze, eine Holzschale und ein hölzernes Joch. Als besondere Kostbarkeit aber fand sich dabei die kleine Schnitzfigur einer gallo-römischen Göttin von 34,5 cm Größe. Ein eingearbeiteter Falz am Fuß dieses Idols mag darauf hindeuten, daß es möglicherweise einstmals mit anderen auf einer Unterlage montiert war. Gegenstände aus dem Mittelalter lieferten 1967 dagegen mehrere Brunnen im Gebiet des Pforzheimer Marktplatzes bei Ausbaggerungen zwecks Anlage einer Tiefgarage. Besonders anziehend waren dabei kunstvolle Gläser und tönernen Gefäße — alles leider nur in Fragmenten erhalten. Bei einem kleinen tönernen Madonnenrelief, dem leider der Kopf fehlt (Höhe 9,5 cm), läßt sich anhand von Stilmerkmalen feststellen, daß es dem frühen 15. Jahrhundert angehört. Ein doppelwandiges Krüglein, mit Maßwerkdurchbrechung in der äußeren Wandung scheint der gleichen Entstehungszeit anzugehören. Interesse dürfte — um bei dem Thema „Bodenfunde“ zu bleiben — auch das Auffinden eines kleinen 7,3 cm großen Messingkreuzes im alten Fundament der Würmbrücke bei Steinegg beanspruchen, das im Jahre 1959 geborgen wurde, als man den alten Flußübergang dort erneuerte. Ein bearbeiteter Stein mit der Jahreszahl 1668, in dem es stak, mag Hinweis sein auf den Zeitpunkt, zu dem es, wohl als Bauamulett, angebracht worden war. Der Corpus des Gekreuzigten, 2,5 cm

groß, aus Messing gegossen, zeigt sich noch gotischer Tradition verpflichtet. Ebenso verhält es sich mit dem Kreuze selbst, das im Gegensatz zum Körper des Heilandes durch Hämmern und Feilen aus einem Messingstück heraus zustande kam. Möglicherweise hat es, da es am unteren Ende ein Gewinde besitzt, ursprünglich anderen Zwecken gedient. Interessanter als der Gegenstand selbst ist jedoch die Tatsache seiner Verwendung an obengenannter Stelle. Ins Gebiet der heimischen Volkskunde gehörend, liefert sie darüberhinaus einen Beitrag zu einem Thema, das ob seiner weltweiten Bedeutung längst Beachtung durch die Ethnologen gefunden hat.

Es darf an dieser Stelle aber nicht unterlassen werden, zwei Persönlichkeiten namentlich zu nennen, die mit der konservatorischen und archäologischen Tätigkeit seitens unseres Amtes in den ersten Jahren des Wiederaufbaues, besonders in der Stadt Pforzheim, eng verbunden waren: Prof. Dr. Lacroix (gest. Januar 1965) und Dr. Dauber. Jener, Amtsvorgänger des Verfassers dieser Zeilen, hat sein Mühen in erster Linie dem Wiederaufbau der Baudenkmäler und deren Ausstattung gewidmet, während Dr. Dauber als Leiter der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte im Staatlichen Amt für Denkmalpflege Karlsruhe vor allem die Sorge um die Bergung der Bodenfunde als Aufgabe zufiel. Selbstredend standen hinter ihnen überall tüchtige Helfer. Nicht zuletzt war das in Pforzheim selbst der Fall, wo vor allem der „Stiftung der Freunde der Schloßkirche“ ein nicht zu unterschätzendes Verdienst am Wiederaufbau des größten Gotteshauses der Stadt zukam. Aber auch die Kirchengemeinden, die Stadt und der Staat und hier nicht genannte Einzelne leisteten ihren Beitrag. Wenn es etwas vor allem zu rühmen gibt, so ist es die gute Zusammenarbeit aller am Werk Beteiligten, der sich die Denkmalpflege in jenen ent-



Pforzheim, Gegenstände aus einem mittelalterlichen Brunnen am Marktplatz, geborgen im Jahre 1967

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

scheidenden Jahren in Pforzheim erfreuen konnte.

Beginnen wir, um darzustellen, was den einzelnen Kunstdenkmälern dieser Stadt in der Kriegs- und Nachkriegszeit widerfahren ist, mit der ehemaligen *Schloß- und Stiftskirche St. Michael*. Hoch steht sie auf der Kuppe des Schloßberges über dem Marktplatz. Dieses ansehnliche Gotteshaus ist bis zu seiner Zerstörung das bedeutendste historische Bauwerk Pforzheims gewesen. Es ist es auch jetzt noch, oder besser: ist es jetzt wieder geworden. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts mit dem Westteil begonnen und bis in die Mitte des gleichen Säkulums in zeitgemäß abgewandelten Formen weitergeführt, bekam der Bau um 1470 noch einen hohen, weiträumigen Stiftschor im Osten angefügt. In welches Jahrhundert der nach 1945 im Inneren der Kirche unmittelbar vor dem Lettner vom Denkmalamt ergrabene halbkreisförmige Chorabschluß gehört, konnte bis jetzt nicht geklärt werden. Leider ließen die drängenden Wiederherstellungsarbeiten am Gotteshaus eine Weiterführung der archäologischen Untersuchungen nicht zu. Ebenso war es unmöglich, fragmentarisch während der Zerstörung des Gotteshauses zu Tage getretene Wandmalereien bei der Restaurierung des Kircheninneren der Nachwelt zu



Pforzheim, Schloßkirche, ergrabene Apsis im Innern, 1947

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

erhalten. Dabei dürfen vor allem die Malereien aus dem frühen 14. Jahrhundert im nach Osten gewandten Spitzbogenfeld des nördlichen Seitenschiffs wegen ihrer Thematik unser Interesse beanspruchen. In den Feldern eines staffelartig aufsteigenden gemalten Gerüsts erschienen gemalte Halbfiguren mit Spruchbändern in den Händen. Der Situation bald nach dem Kriege gemäß, konnten diese spärlichen Bildreste lediglich fotografisch festgehalten werden.

Insgesamt erstreckte sich die Wiederinstandsetzung der Schloßkirche über mehr als ein Jahrzehnt. Über die reine Restaurierungsarbeit hinaus führten die Maßnahmen auch zu einigen modernen Zutaten am Bau. Von diesen mögen hier wenigstens die farbige Verglasung der Fenster von den Glasmalern Crodol, Feuerstein und Arnold und die Bronzetür im Westen von Jürgen Weber sowie der Ambo von Feuerstein lobend genannt sein. Die Frage, ob man durch Werke der Gegenwartskunst historische Bauwerke, auch was ihre Ausstattung anbelangt, wieder vervollständigen, oder ob man bei eingetretenen Verlusten lieber historisierend komplettieren soll, hat man im Falle der Pforzheimer Schloßkirche mit „sowohl als auch“ beantwortet. Indem man aber gut überlegte, an welcher Stelle man so oder so verfahren sollte, geriet am

Ende die Restaurierung nicht zum Nachteil des Kunstdenkmals im Ganzen. Als entscheidend hierfür erwies sich die Tatsache, daß die herangezogenen Künstler mit ihren Schöpfungen sich der Maßstäblichkeit des zu integrierenden Gotteshauses gefügt haben, und nicht versucht wurde, mit Werken gegenwartsbezogenen Stiles der dort angetroffenen Strukturgesetzlichkeit gegenüber selbstherrlich aufzutrumpfen.

Die *Altenstädter Martinskirche* (die oft zu hörende Bezeichnung „Altstadtkirche“ ist irreführend, denn dieses Kirchengebäude liegt nicht in der Pforzheimer Altstadt, sondern gehörte einstmals zu einem selbständigen Siedlungskern an der Enz, der mit dem auf und am Schloßberg später zusammenwuchs) war nach dem Luftangriff vom 23. Februar 1945 gleichfalls nur mehr eine beklagenswerte Ruine. Aber ehe man an die Wiedererbauung dieses Gotteshauses ging, konnten auch hier weitgehende archäologische Untersuchungen vorgenommen werden. Der Chor der Kirche entstammt der Zeit um 1340. Das Langhaus war 1823 entstanden. Doch mußte man von vornherein damit rechnen, daß an der Stelle, wo das Gotteshaus liegt, weit frühere Zeugnisse baulicher Kultur bei Bodenforschungen zu Tage treten würden. Was man dann unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg gelegentlich solcher Bemühungen gefunden hat, ist wohl des Aufhebens wert. In gebotener Kürze sei folgendes hier vermerkt: Über den Grundmauern eines im dritten Jahrhundert erbauten römischen Verwaltungsgebäudes steht unser Kirchengebäude. Schwelle und Gewände eines Torres jenes römischen Bauwerks wurden u. a. freigelegt und römische Trümmerreste sind, wie sich feststellen ließ, beim Bau eines frühmittelalterlichen Gotteshauses an gleicher Stelle mitverwendet worden. Vermutlich war die erste christliche Sakralanlage hier eine Gründung des fränkischen Königshauses, vielleicht die Eigenkirche eines

Königshofes. Gelegentlich der Grabung wurde innerhalb der Umfassungsmauern der Kirche, unterhalb der Überreste aus christlicher Zeit, auch die Römerstraße gefunden. Unweit dieser Stelle überschritt sie die Enz. Das lateinische Wort *portus* bedeutet nicht nur Hafen, sondern auch Übergang, Furt, von wo sich die erste Silbe des Namens Pforzheim herleitet. Im Chor unserer Kirche, wo man einen zentral gelegenen, gemauerten Block, umgeben von einem Steinplattengang, wohl einen Altarunterbau, ergrub, hatten sich an den Wänden nach der Katastrophe Spuren von bis dahin unsichtbaren Malereien gezeigt. Diese wurden alsbald freigelegt und instandgesetzt. Es ergab sich, daß diese Bilder stilistischen und ikonographischen Merkmalen zufolge im 2. Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden sein müssen. An der Nordwand gewahrt man eine große Weltgerichtsszene und Christus im Verein mit den Aposteln; auf der Südwand trat, neben kleineren Heiligendarstellungen, vor allem eine überlebensgroße Schutzmantelschaft Mariens zutage, ein in Pforzheim und Umgebung (Niefern, Tiefenbronn) mehrfach heute noch anzutreffendes Bildthema. Der Wiederaufbau des Langhauses der Altenstädterkirche in Pforzheim erfolgte in gegenwartsgemäßen Formen, wobei auch der Turm von 1875 eine Vereinfachung erfuhr. Bereits 1954 waren alle Wiederherstellungsarbeiten an diesem Gotteshaus abgeschlossen.

Zu den Kriegsfolgen in der Stadt Pforzheim zählte auch die Beschädigung des Chores der *Barfüßerkirche*. Als gotische Anlage gehörte sie einstmals zum Kloster der Franziskaner, das 1270 mit Hilfe der Stadt Pforzheim aus Almosen der Brüder erbaut worden war. Dieses wurde zusammen mit dem Langhaus der Kirche bereits 1689 zerstört. Noch während des letzten Krieges hatte der Münchener Glasmaler Sepp Ruf farbige Fenster mit figür-



Pforzheim, Altenstädter Kirche, Wandmalereien im Chor, Detail.

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

lichen Darstellungen für den verbliebenen hochragenden Chorraum geschaffen. 1943 fertiggestellt, hütete man sie seitdem im Pfarrhauskeller zu Neuhausen. Dort entgingen sie der Vernichtung und konnten 1959 in den wiederhergestellten Chor der Pforzheimer Barfüßerkirche unversehrt eingebaut werden.

Als weiteres Bauwerk mußte die bereits 1935 profanierte Pfarrkirche St. Martin in *Pforzheim-Brötzingen* nach Kriegsende in standgesetzt werden. Sie besteht aus einem spätmittelalterlichen Chor, an den sich ein saartiges Langhaus, nach Plänen von W. J. Müller in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut, anschließt. Nunmehr als Museumsraum in Aussicht genommen, erfuhr dieses Baudenkmal dadurch eine Bereicherung, daß sich in seiner Sakristei, wenn auch nur fragmentarisch erhalten, Wandmalereien noch in jüngster Vergangenheit aufdecken ließen. Sie stellen die vier Evangelisten dar und gehören der Frühzeit des 16. Jahrhunderts an. Über dem Chorbogen der Kirche zeigte sich noch eine vielfigurige Weltgerichtsszene, die jedoch noch weniger gut erhalten ist.

Im Ortsteil *Dillweißstein* erfuhr die Kirche von 1763/84 nach dem Kriege



Tiefenbronn, kath. Pfarrkirche. Blick aus dem nördl. Seitenschiff nach Osten

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

gleichfalls eine Erneuerung. Als profanes Gebäude am Schloßberg in der Pforzheimer Innenstadt wurde sodann der sogenannte *Archivturm*, einzig erhaltener Teil des ehemaligen markgräfllich-badischen Schlosses (16. Jh.) wiederhergestellt, desgleichen der beschädigte *Leitgastturm*, allein überkommener Wachturm der mittelalterlichen Stadtbefestigung allhier. Dadurch, daß er als Wohngebäude Verwendung finden konnte, ließ er sich, wenn auch in etwas veränderter Form, recht bald nach dem Kriege wieder aufbauen.

Im Gegensatz zur Stadt Pforzheim hatten die kleineren Orte des Landkreises während des letzten Krieges kaum Schaden genommen. Immerhin war das Äußere der katholischen *Pfarrkirche in Tiefenbronn* durch Beschuß leicht beschädigt worden. Doch hatte die kostbare Ausstattung des Gotteshauses nicht gelitten. Der Bau mit dem Langhaus aus dem frühen 15. Jahrhundert und einem älteren Chor aus der Zeit um 1380 erfuhr schon 1947/49 seine Instandsetzung, die dann auch vor der Bereinigung der Folgen einer entstellenden Restaurierung

des Jahres 1891 im Inneren nicht halt machte. Dabei konnten unpassende Zutaten beseitigt und dafür ehemalige Zustände wiederhergestellt werden. Dies betraf zunächst den oberen Raumabschluß in den drei Kirchenschiffen. So wurden die gotischen Balkendecken geringfügig ausgebessert und wieder hervorgeholt, jedoch unverschalt belassen. Beim Wiederanstrich der Kirche im Inneren mit Kalkfarbe erneuerte man auch den aus 76 Wappen bestehenden heraldischen Fries am nördlichen Obergaden. Er war 1891 ungeschickt übermalt worden, konnte nun jedoch anhand genauerer Untersuchungen seinem originalen Zustand wieder angenähert werden. Das in die beiden Wappenreihen hineinkomponierte Schutzmantelbild erfuhr gleichfalls eine restauratorische Behandlung. Großes Aufsehen erregte die Aufdeckung von Wandmalereien hinter den Altären der Triumphbogenwand, die nicht zuletzt als Folge hiervon wieder an ihre ehemalige Stelle versetzt wurden. Es handelt sich um großfigurige Darstellungen von Einzelheiligen, von denen jedoch über die im

Originalzustand verborgen gewesene, lokere Vorzeichnung hinaus nicht allzuviel erhalten war. Die Bilder entstammen — roh gesprochen — der Zeit um 1400. Ihre spitzbogige Rahmung führte zu einer Erklärung für die ungewöhnliche Form des 1431 entstandenen Magdalenenaltares, der sie als Vorbild gedient haben. Dieses Kunstwerk steht zur Zeit inmitten interessanter Untersuchungen und Diskussionen. Schon jetzt darf gesagt werden, daß vorgebrachte Behauptungen hinsichtlich sehr weitgehender Übermalungen der Tafeln bei jüngst vorgenommenen technischen Untersuchungen sich als unrichtig herausgestellt haben. Ob die Person des Lukas Moser, der bis heute unangefochten als Schöpfer des Altares galt, weiterhin ihre bisherige Stellung in der Kunstgeschichte behalten wird, ist Gegenstand einer kunsthistorischen Überprüfung geworden. In den Jahren 1959/60 wurden bereits die Bilder des Hochaltars unserer Kirche, Schöpfungen des Ulmer Malers Hans Schüchlin aus dem Jahre 1469, restauriert.

Bei der Instandsetzung der evangelischen Pfarrkirche in *Kieselbronn*, die 1961/62 erfolgte, gab es gleichfalls einige Überraschungen. Hier entdeckte man bei der Anlage einer Heizung, die im Zuge dieser Arbeiten installiert wurde, unter der Sakristei einen bisher unbekanntem, kleinen, tonnegewölbten Raum, der bis zu $\frac{2}{3}$ seiner Höhe mit menschlichen Gebeinen angefüllt war. Diese waren möglicherweise einstmals nach Auffassung eines Teiles des kleinen Friedhofes, der, mit einer hohen Mauer die Kirche umgibt, dorthin verbracht worden. Unter den Gebeinen lagen etliche Scherben. Einige gehörten zu einem kleineren tönernen Bildwerk, das wohl die Muttergottes einer Pietàgruppe gewesen sein könnte. Zwischen den menschlichen Gebeinen zerstreut fand man außerdem 26 Schafscheren, die vielleicht als einstige Grabbeigaben anzusehen sind. Als be-



Kieselbronn, Evgl. Pfarrkirche, Blick in den Chor
Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

merkenswerter erwiesen sich jedoch vom Standpunkt der Denkmalpflege die Wandmalereien im Kircheninneren, die hier anlässlich der Instandsetzung hervortraten. Zum Teil einander überdeckend, erkennt man Schöpfungen des 14. und 15. Jahrhunderts. Obschon an vielen Stellen verdorben, geben sie nach ihrer Freilegung dennoch dem Inneren des kleinen Gotteshauses sein eigentliches Gepräge. Als älteste Bilder haben diejenigen im Chor zu gelten. Sie stellen einen Teil der Passion Christi dar und gehören dem frühen 14. Jahrhundert an. Auch die Gestalt einer hl. Katharina in der tiefen Leibung des dreiteiligen Südfensters weist in diese Zeit. Etwas mehr als hundert Jahre jünger dürften die übrigen Darstellungen sein, zu denen man u. a. das Gastmahl des Herodes und das bekannte Thema der stehenden Apostel mit Credosprüchen über ihren



Mühlhausen a. W. ehemaliges Wasserschloß

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

Häuptern zu zählen hat. In der Leibung des Ostfensters zeigen sich auf der Nordseite zudem die Darstellungen zweier Männer mit Mitra und Bischofsstab. Im Langhaus erscheinen nochmals Szenen aus der Leidensgeschichte des Herrn. Dieser Zyklus endet wie üblich mit dem Bilde des jüngsten Gerichtes. Ihrer zeitlichen Entstehung nach schließen sich die Bilder des Langhauses den jüngeren Darstellungen im Chor der Kirche an. Heute ist die Wandmalerei, so gut es ging, wieder instandgesetzt und zeigt, daß auch baulich recht einfache und bescheidene Gotteshäuser in gotischer Zeit auf bildliche Ausschmückung größeren Umfangs Wert gelegt haben.

In den Jahren 1964 und 1965 wurde das ehemalige Wasserschloß *Mühlhausen*, unmittelbar an der Würm gelegen, wieder instandgesetzt. Bereits 1930 hatte der Ostgiebel eine Freilegung seines Fachwerks erfahren. Die jüngste Maßnahme ging weiter; sie führte das Gebäude auch nach

Umbauten im Inneren neuer Nutzung zu. Es mag zudem, wie das Rathaus in Dürrn, stellvertretend für die Herrichtung all der vielen Fachwerkbauten im Kreise Pforzheim genannt sein, um die sich das Staatliche Amt für Denkmalpflege in der Nachkriegszeit bemüht hat. Die Mühlhauser Anlage ist 1551 bis 1558 entstanden. Im letztgenannten Jahre hatte Hans Dietrich von Gemmingen den dreigeschossigen Hauptbau errichten lassen, der 1825 der damals gegründeten evangelischen Gemeinde von Mühlhausen als Gemeindesaal, Pfarrer- und Lehrerwohnung überlassen wurde. Die Restaurierung von 1964/65 legte nicht nur das Fachwerk der beiden Obergeschosse gänzlich frei, sondern mußte sich u. a. weitgehend mit dessen Erneuerung befassen. Im massiven Erdgeschoß, das vormals Keller und Stallungen barg, wurden für Gemeindezwecke neue Räume eingerichtet. Gelegentlich dieser baulich-restaurativen Maßnahmen konnte auch ein

sehr heruntergekommenes Ölgemälde auf Leinwand von beachtlicher Qualität, das sich im Hause befand, wieder instandgesetzt werden. Es dürfte dem Ende des 17. Jh. angehören. Das Bild stellt eine Opferung Isaaks dar. Der Name des Malers dieser an dramatischem Geschehen reichen Szene ist bis zur Stunde noch nicht bekannt.

Überraschende Feststellungen mußten die Denkmalpfleger auch bei der Herrichtung der alten katholischen Pfarrkirche in *Bilfingen* machen. In landschaftlich schöner Umgebung liegt sie inmitten des dortigen Ortsfriedhofes. Zugleich ist sie alte Wallfahrtsstätte. Nach der Errichtung eines neuen, opulenten Gotteshauses vor einigen Jahren hatte das alte Heiligtum seine Bestimmung verloren, Pfarrkirche der Bil-



Bilfingen. Alte kath. Pfarrkirche. Freigelegte Heiligenfigur, wohl frühes 13. Jhd.

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe



Bilfingen. Alte kath. Pfarrkirche auf dem Friedhof. Reste eines zugemauerten römischen Portals

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

finger katholischen Gemeinde zu sein. Der Gedanke, das schlichte Gotteshaus als Toten- und Aussegnungskirche weiter zu erhalten und ihm die behördlicherseits geforderten Leichenzellen einzubauen, führte hier zu einer denkmalpflegerisch erfreulichen Lösung. An den gotischen Chorturm schließt sich bei unserem Bau ein Langhaus, das erst 1789—1794 umgebaut und erweitert worden war. Seitdem erschien nun der Innenraum in seiner Längserstreckung stark überdehnt. Durch Einziehung einer Innenwand konnte jetzt nicht nur das störende Maßverhältnis korrigiert, sondern auch hinter der Abtrennungswand Platz für drei Leichenaufbewahrungsräume gewonnen werden. Bei den Arbeiten, die das



Stein. Rathaus

Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

Abschlagen des alten Verputzes in und an der Kirche zur Voraussetzung hatten, stellte sich dann noch folgendes heraus: Die nördliche und südliche Langhausmauer der Kirche entstammen im wesentlichen noch der romanischen Zeit. Der Westabschluß des Gotteshauses, zu dem sie gehörten, lag dort, wo jetzt die Trennungswand zwischen dem Aussegnungsraum und den Aufbahrungskammern sich erhebt. Dieser westliche Teil des heutigen Bauwerks war einstmals ein selbständiges Gebäude, und zwar ein Profanbau, was die an ihm erhaltengebliebenen, jetzt erst wieder angetroffenen Fensterformen nahelegen. Von dem romanischen Gotteshaus trat aber an der südlichen Längswand unter dem alten Putz noch ein Portal mit geradem Sturz und rundbogigem Tympanon zu Tage. Es mag der Zeit um 1100 entstammen. Außerdem fand sich an der gleichen Wand ein fast unversehrtes Rundbogenfenster. Dieses wies in den inneren Leibungsflächen eine Quaderbemalung, an den äußeren zwei weibliche Heiligenfiguren (wohl frühes 13. Jh.), auf. Etwa die Hälfte eines weiteren romanischen Fensters konnte ebenfalls freigelegt werden. Um aber das

wiederaufgefundene Portal, dessen einst vor die Mauerfläche vortretendes Relief beim Verputz des Gotteshauses in nachromanischer Zeit abgeschlagen worden war, auf dem Neuverputz der Außenwand nach Lage und Struktur für die Gegenwart und die Nachwelt ablesbar zu machen, wurden dessen Konturen in diesen eingeritzt. Auch die Ost-Westausdehnung des romanischen Langhauses erfuhr auf die gleiche Weise ihre Kennzeichnung. Restauriert ist heute zusammen mit dem Bauwerk auch das alte geschnitzte Wallfahrtsbild in seinem Inneren, eine „Schöne Madonna“ aus dem beginnenden 15. Jahrhundert, wohl eine Straßburger Arbeit, sowie weitere historische Ausstattungsgegenstände. Sie gessellen sich im Raum zu den neu angeschafften modernen Einzelstücken, mit denen sie ein gefälliges Ensemble bilden.

Obzwar hier nur von Unternehmen und Ergebnissen die Rede sein soll, die dem Konservator für die Kunstdenkmäler als besonders beeindruckend in Erinnerung sind, so kann doch an die Unzahl weiterer denkmalpflegerischer Maßnahmen in und um Pforzheim in der Zeit nach dem letzten Kriege wenigstens erinnert werden. Fast jeder Ort war, meist mehrmals, betroffen. Viele Werke der Architektur, Bildhauerei und Malerei verlangten im Verlauf jener Jahre nach restauratorischer Hilfe. Andere konnten nur durch das Eingreifen der Denkmalpfleger vor ihrer Beeinträchtigung oder gar Vernichtung gerettet werden. Ein lückenloser Bericht hierüber ist zur Stunde überhaupt noch nicht möglich, da hierzu den Bediensteten des Karlsruher Denkmalamtes infolge ihres stetigen Einsatzes im Lande gegenwärtig einfach die Zeit fehlt.

Nicht immer aber hatte die Denkmalpflege in ihrer Arbeit Erfolg. Oftmals reichte ihre rechtliche Gewalt und die der entscheidenden Instanzen nicht aus, das aus konservatorischer Sicht Geforderte im Alltag durchzusetzen. Natürlich fehlte auch

in manchen Fällen einfach das Geld. Problematisch erscheint uns heute darüber hinaus immer mehr die bereits erfolgte Neubebauung an manchen Stellen — auch in Pforzheim — im Ausstrahlungsbereich eines Baudenkmals. Städtebau mit Rücksichtnahme auf die Denkmalpflege ist aber inzwischen zu einer Aufgabe ersten Ranges für unsere unmittelbare Gegenwart geworden. Man muß es als Denkmalpfleger freudig begrüßen, daß solches vom Präsidium des Deutschen Städtetages schon vor einigen Jahren so dezidiert ausgesprochen wurde. Wie schwer es in der Praxis jedoch oftmals ist, eine glückliche Symbiose zwischen Denkmalpflege und Städtebau zu verwirklichen, braucht dem, der genügend Einblick in den Widerstreit der vielfältigen Interessen in unseren Tagen hat, nicht erst klargemacht zu werden. Die materiellen Argumente erweisen sich dabei nur allzuoft als die stärkeren. Doch die Denkmalpflege ist sich bei ihrem Auftreten bewußt, daß auch sie einen öffentlichen Auftrag zu erfüllen hat. Man wird sie deshalb überall mit ihren Forderungen wenigstens anhören müssen.

Von Berichten über denkmalpflegerische Arbeiten in der Stadt Pforzheim und im Landkreis Pforzheim, die vor allem seitens des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht wurden, seien genannt:

E. Lacroix, Die Pfarrkirche zu Tiefenbronn, Badische Heimat — Mein Heimatland —, 1951, Heft 1, Seite 55—57.

A. Dauber, Römischer Brunnen in Pforzheim, ebenda, Seite 61.

H. Niester, Kruzifixus in der evangelischen Pfarrkirche zu Weiler (Kreis Pforzheim), ebenda, Seite 59. (Weitere Berichte des Verfassers über Instandsetzungen von Bildwerken im Pforzheimer Raum sind im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg und in Tageszeitungen erschienen.)



Messingkreuz aus dem Fundament der alten Würmbrücke bei Steinegg. Höhe 7,3 cm, geborgen 1959 Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe

A. Dauber, Römische Holzfunde aus Pforzheim, „Germania“ (Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts), Seite 227—235.

E. Krüger, Die Deutung der Pforzheimer Statuette als Göttin Sirona, „Germania“ (Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts), Seite 235—241.

E. Lacroix, Zeugen des alten im neuen Pforzheim (Monographie einer Landschaft), Heft Pforzheim, 1955, Seite 40 bis 43.

H. Niester, Ein christliches „Bauopfer“ aus dem 17. Jahrhundert an der alten Würm-

brücke bei Steinegg (Kreis Pforzheim), Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1959, Seite 56.

H. Huth, Die Instandsetzung des ehemaligen Wasserschlosses Mühlhausen, Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1967, Seite 38—46.

Herbst im Kraidgaudorf

*Hochquillt aus Fässergrüften
Gärdunst vom neuen Most,
Berauscht mit tollen Düften
Den Herbstwind aus Nordost.*

*Tomate prunkt am Fenster,
Goldbirne fault im Staub,
Jach häkeln Sturmgesperster
Vom müden Baum das Laub.*

*Im Kirchhof alte Frauen
Fromm murmeln Rosenkranz.
Wo dort die Astern blauen,
Greift einer sie zum Tanz.*

Hugo Hagn

Alte Handwerkskunst im Straßenbild der gewandelten neuen Zeit.

Von Bernhard Weiß, Karlsruhe
(Mit 3 Federzeichnungen des Verfassers)

Die Erscheinung und Gestalt, in der man zu Beginn unseres Jahrhunderts die Heimat gesehen, die bis in die dreißiger Jahre hinein Künstler wie Gradl, Hau Eisen, Kallmorgen, Hans Thoma und andere in ihrem Wesen erfüllt und erkannt, gezeichnet, gemalt und radiert haben, suchen wir heute bereits vielerorts vergebens.

Unter den Forderungen der unaufhaltsam vorwärtsschreitenden Technisierung und in engem Zusammenhang damit den wachsenden Ansprüchen des Verkehrs, hat sich das Bild unserer Landschaft, ihrer Städte Dörfer und Weiler grundlegend geändert. Hinzu kommen die vielfach sich geradezu übersteigernden Wünsche der zu einem gewissen Wohlstand aufgestiegenen Gesellschaft unserer Tage nach — um nur ein Gebiet herauszugreifen — einem modernen Auffassungen und Ansprüchen gerecht werdenden Wohnen, und die daraus resultierende Neuerungssucht, die ständig darauf hin wirken, das Bild unserer Umwelt, wie diese uns bisher vor Augen gestanden, in nicht unerheblichem Ausmaß umzugestalten.

Ja, zusammen mit — nicht zuletzt der ungemein findigen stürmischen Entwicklung zahlreicher vielseitig verwendbarer Kunststoffe und in ihrer Folge dem Aufkommen neuartiger Bauweisen — verdrängen diese allerorts zutage tretenden Gegenwarterscheinungen viel Überkommenes in unserer Umwelt, so daß dieses in nicht allzu ferner Zukunft bestimmt untergegangen und für immer verloren sein wird.

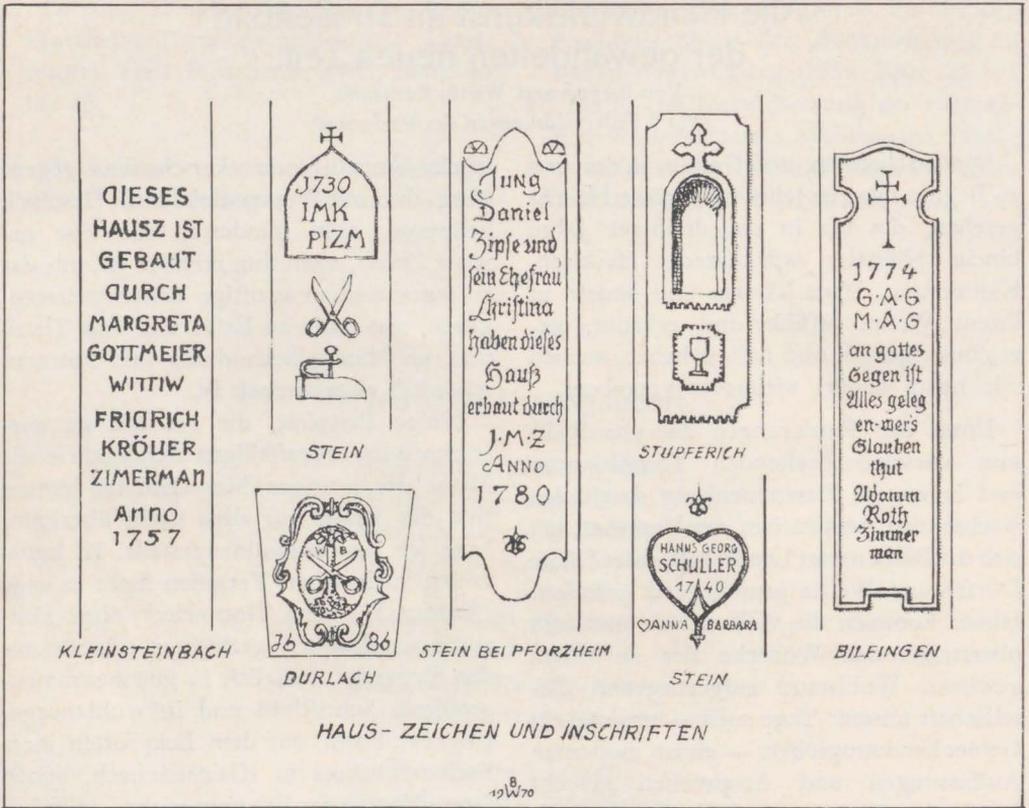
So begrüßt man es mit dankbarer Freude, steht man mitten im Getriebe des heutigen Alltags doch noch bisweilen einmal unversehens dem einen oder anderen Beweis-

stücke alten Handwerkerschaffens gegenüber, das mit Verständnis und Geschick behutsam, zum mindesten für eine gewisse Dauer, weiterhin erhalten ist, um das zu sagen und an künftige Zeiten weiterzugeben, was darin an Erfahrung und Tradition, an Materialbehandlung und Formenschönheit angesammelt ist.

Einige Beispiele, die bei der sie auszeichnenden unauffälligen Schlichtheit die Masse der heutigen Menschen im bunten Bild der Straße nur allzu leicht übersieht, habe ich hier zusammengestellt: In kraftvollen lateinischen Versalien hatte da eine „Wittiv Margreta Gottmeier“ ohne Hinzufügen selbst des geringsten schmückenden Beiwerks, lediglich in gut zusammengefaßtem Schriftbild und in wohl ausgewogener Form, auf dem Eckpfosten ihres Fachwerkhäuses in Kleinsteinbach, neben ihrem Namen das Erbauungsjahr — 1757 — als bereicherndes Zierelement durch den Zimmermeister einschneiden lassen.

Das Ganze in seiner Einfachheit allerdings nicht gerade als Kunstwerk anzusprechen, läßt uns aber doch bei aller Anspruchslosigkeit, im Hinblick auf die Genauigkeit der Ausführung, den Ernst erkennen, mit dem der Handwerksmeister an die Arbeit herangegangen ist.

Hiermit verglichen, erforderte die Herstellung einer ähnlich gearteten Beschriftung des Eckpfostens des 1780 in einem geschlossenen Straßenzug in der Ortschaft Stein bei Pforzheim eingebauten Hauses des „Jung-Daniel Zipse und seiner Ehefrau“ von dem diese Schrift ausführenden Handwerker größeres Geschick. Der in lebendiger, schwungvoller Fraktur zu schneidende Text verlangte von dem Meister, der ihn einschnitze, eine in gleicher Weise



HAUS- ZEICHEN UND INSCRIFTEN

1918/70

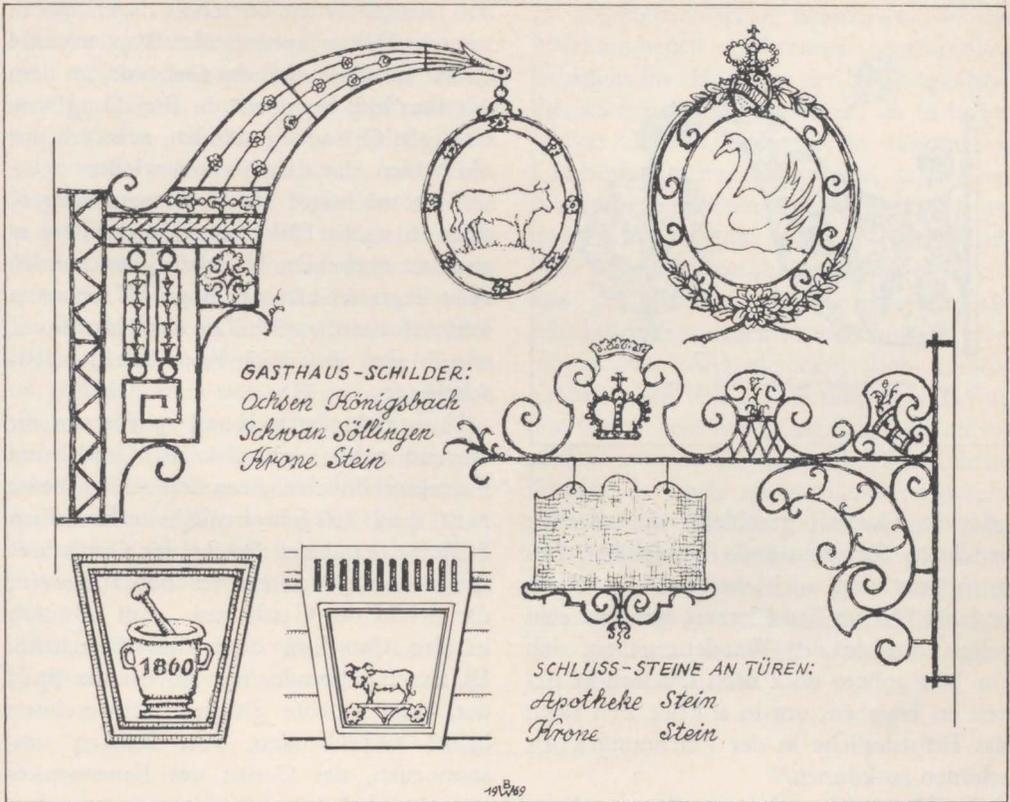
bewegliche und leichte, wie auch gewichtige Hand; das Herausarbeiten des das Schriftbild umfassenden, teils in lang dahinziehendem Strich, teils in Bogen verlaufenden Linienzugs erfordert von ihm bei der Führung seines Handwerkszeugs, insbesondere des Geißfußes, in dem harten und Widerstand leistenden Material des Eichenholzes ebensowohl die Aufwendung nicht geringer Kraft, wie unbedingt sichere und bestimmte, daneben aber spielerisch-flüssige Handhabung seines Arbeitsgeräts.

Nicht unähnlich der letzteren, geschmackvoll zusammengestellten, ansprechenden Anordnung des Schriftbildes dieser bei aller zurückhaltenden Bescheidenheit das Fachwerk belebenden Zierde des Hauses, ist die durch den Zimmermann Adam

Roth 1774 in Bilfingen in einen Fachwerks-pfosten geschnittene Inschrift, in deren Text der fromme Handwerksmeister seine Überzeugung bekennt, daß alles menschliche Denken und Wirken nur unter Gottes Segen glücklich geraten kann.

Und dieselbe gläubige Gesinnung bezeugt in der Gemeinde Stupferich der biedere Bauersmann, der aus dem Eckpfosten seines um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts erbauten Wohnhauses anstelle einer gottesfürchtigen Inschrift die recht gefällig gearbeitete vertiefte Nische herausmeißeln ließ, in deren Schutz eine geschnitzte Heiligenfigur voreinst zur Aufstellung gebracht gewesen.

Überblicken wir auch nur die wenigen hier wiedergegebenen Beispiele, so erken-

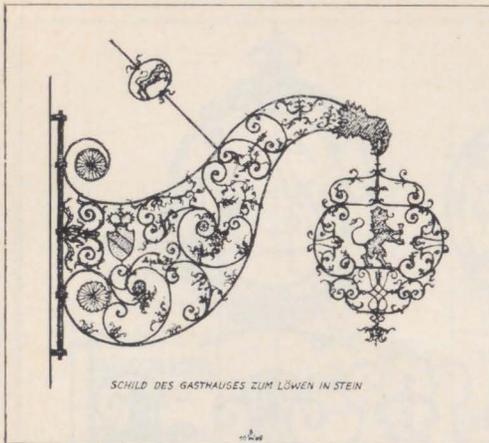


nen wir, in wie abwechslungsreicher Form, trotz des nur verfügbaren geringen Breiten- ausmaßes der Fachwerkpfeiler, die einzelnen Handwerksmeister es verstanden haben, die ihnen gestellten Aufgaben zu lösen.

Im Übrigen wird man wohl kaum fehl- gehen, wenn man annimmt, daß sicherlich — zu insbesondere überdurchschnittlichen Lei- stungen der Art, wie wir sie hier vor uns haben, des Zimmer- und auch Maurer- handwerks, soweit man solche aus jener Zeit in unserer Gegend begegnet — in nicht geringem Umfang das Interesse bei- getragen hat, das der Markgraf und spätere Großherzog Carl Friedrich, der Hebung gerade dieser beiden Handwerkszweige entgegen gebracht hat.

Es sei hier an das Rescript vom 16. 8. 1765 gedacht, das u. a. besagt, „daß die bei dem Mangel an tüchtigen Meistern in theils Ortschaften unserer Fürstlichen Lande, die Lehrlinge des Maurer- und Zimmerhand- werks sich im Zeichnen üben sollten“, und in dem die Mahnung enthalten ist, „daß die geordnete dreijährige Wanderschaft nicht bei den auf Dörfern sich befindlichen Meistern, sondern in Städten und vorzüg- lich in Carlsruhe oder Straßburg, in Stutt- gard, Mannheim, Mainz, Würzburg, Dreß- den, Berlin zu erstehen ist.“

Darüber hinaus verordnet das „General- dekret an die Oberämter und Ämter der Fürstlichen Unterlande vom 19. 6. 1768“, „daß alle, so das Maurer- und Zimmerhand- werk erlernen, wann dieses in Carlsruhe



SCHILD DES GASTHAUSES ZUM LÖWEN IN STEIN

oder in Durlach geschieht, die daselbst errichtete Zeichenstunde ohnfehlbar frequentieren und auch wenn sie in einem anderen Ort im Land lernen, gehalten sein sollen, ehe sie aufs Wandern gehen, sich ein Jahr anhero oder nach Durlach in Arbeit zu begeben, um in solcher Zeit noch das Erforderliche in der Zeichnungskunst erlernen zu können.“

Ein Hauszeichen eigenster Prägung hatte sich in der Ortschaft Stein bei Pforzheim 1730 ein Schneider geschaffen, indem er u. a. aus dem Handwerkszeug seines Gewerbes, Schere und Bügeleisen, eine Schmuckform zusammenstellte und diese an der der Straße zugewandten Seite seines Hauses in den Fachwerk-Eckpfosten einschneiden ließ.

Als gefälliges Gegenstück aus dem Bereich des Maurerhandwerks habe ich dieser Arbeit eines Zimmermanns den Schlußstein von einem Türsturz aus Durlach, das an derartigen Stücken in den alten Teilen der Stadt heute noch einen seltenen Reichtum aufweisen kann, aus dem Jahr 1686 gegenübergestellt.

Aus der Zahl der weiterhin aus früheren Zeiten bis in die Gegenwart in unserer Gegend erhalten gebliebenen Schlußsteine aber, von denen der eine oder andere in

der letztgenannten Ortschaft durch das in seinem Dekor auftretende Wappenschild darauf hinweist, daß das Gebäude, an dem wir ihm hier begegnen, in Beziehung zum einstigen Ortsadel gestanden, gebe ich nur die beiden hier dargestellten wieder.

Weit mächtiger als diese unauffälligen, doch in vielen Fällen den Häusern, sei es auch zu einfachem Schmuck reichenden Bauteile, treten zweckbedingt, die schweren schmiedeeisernen Schilder der Gasthäuser, wie in alter Zeit auch heute noch, in Erscheinung.

Unter ihnen ist weit und breit in unserer Gegend neben dem ihm an Größe und Formenschönheit nicht nachstehenden, heute nach rund 200 Jahren noch an derselben Stelle vorhandenen Schild des Gasthauses „zum Sternen“ eines der bedeutsamsten, das Schild des Gasthauses „zum Löwen“, in der Ortschaft Stein bei Pforzheim. Es ist eine Freude, das lebensvolle Spiel der, man möchte glauben, schwerelosen heiter aufblühenden, von Ranken umspinnenden, das Gerüst des Kunstwerkes zusammenhaltenden, gewichtigen eisernen Bogenstücke, in seinen Einzelheiten zu verfolgen. Man bestaunt die sichere, handwerklich saubere Arbeit in ihrer Schönheit, und man erinnert sich der Schwierigkeiten der Herstellung des Ganzen, wie die glühenden Eisen aufgespalten und geschlitzt, durcheinander geschoben oder unter den Schlägen des schweren Schmiedehammers funkensprühend zusammengefügt wurden. Man bewundert das kunstvolle Ausschmieden des üppigen metallenen Blumenflors und des krausen Blattwerks. Die einzigen Ruhepunkte im Ganzen sind das Landeswappen im Tragarm und das Bild des Löwen im eigentlichen Schild.

Wie anders als diese lebhaft und bewegt sich gebende Arbeit, die schätzungsweise gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstanden ist, zeigt sich uns das Schild des Gasthauses „zum Schwanen“ in Söllingen im

Pfinztal, das aus dem frühen 19. Jahrhundert uns noch heute in gutem Zustand erhalten, von seinem angestammten Platze herab grüßt. Gefaßt durch zwei konzentrisch angeordnete, durch kleine Spiralglieder miteinander verbundene ovale, aus Vierkanteisen geschmiedete Ringe ist hier die majestätische Gestalt des ruhig über die Wellen dahinziehenden Schwans herausgestellt. Während das Schild nach oben hin durch das Landeswappen mit der über ihm stehenden Fürstenkrone geschlossen ist, geschieht seine untere Begrenzung durch übereinandergreifende geschmiedete Blätterbüschel, die sich zu Zweigen zusammenschließen. Das Ganze ist ein Bild friedlicher Ruhe und edler Würde und stellt in gleicher Weise als Entwurf, wie auch in seiner Ausführung, eine meisterhaft gelungene Arbeit dar.

Es ist deshalb eine ernste und geradezu verpflichtende Aufgabe unserer Zeit, die

im allgemeinen wenig beachteten, auf uns überkommenen Überreste kunstvollen Schaffens im Handwerk der Vergangenheit, die, sei es aus Unachtsamkeit, sei es in bewußter Absicht, immer mehr aus unserer Umgebung schwinden, nicht allein der Nachwelt zu erhalten, sondern die Menschen unserer Tage zum tieferen Verständnis ihrer Werte hinzuführen; denn, ohne die ihm gebührende Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und ohne das Vermögen der Allgemeinheit, sich in die Erkenntnisse und in Leistung und Erfolg des Geschehens der Vergangenheit einzufühlen, müssen wir trotz aller Fortschritte unseres so hoch entwickelten technisch-wirtschaftlichen Zeitalters geistig verarmen; und letzten Endes würden wir damit die Fähigkeit verlieren, im Sinne eines heimatverbundenen Schaffens schöpferisch gestaltend am künftigen Ausbau unserer Umwelt tätig zu sein.

Volkskunst zwischen Pfinz, Enz, Nagold und Würm

Von Karl Hillenbrand, Pforzheim

Sämtliche Aufnahmen vom Verfasser

In einem Gebiet, das schon früh industrialisiert wurde, wie der Raum um Pforzheim herum, kann man keine großen Bestände an Sachgütern der Volkskunde und damit auch der Volkskunst erwarten. Dies um so mehr, wenn eine Stadt wie Pforzheim 1945 so ausgeradiert wurde, daß aber auch gar nichts mehr von ihr übrig blieb und dazu noch einige Dörfer seines Hinterlandes (Feldrennach, Öschelbronn, Neuhäusen, Wurmberg, Mönshausen, Heimsheim) durch Kriegseinwirkungen zum Teil schwer geschädigt wurden. Wenn man dann das, was auf diesem Gebiet bis 1945 noch vorhanden war, im Geist an sich vorüberziehen läßt, von Kartei und Fotoarchiv unterstützt, so ist man über manche guten Leistungen der Volkskunst doch etwas überrascht.

Wenn auch an der Peripherie fast aller alten Wohnsiedlungen neue Straßen und Häuser entstehen, die im einzelnen tragbar sein mögen, als Ganzes aber nicht harmonisch wirken, so ist der in Jahrhunderten organisch gewachsene Kern vieler Dörfer, oft mit Rathaus oder Kirche als Mittelpunkt oder Straßenabschluß, erhalten geblieben. Diese Häusergruppen aus früherer Zeit erwecken in uns das Gefühl, daß sie schön sind. Eine Harmonie der doch so verschiedenen Häuser untereinander ist unverkennbar. Wir dürfen solche Siedlungen als Werke der Volkskunst bezeichnen. Ich zähle eine Anzahl davon auf, ohne dabei Vollständigkeit zu erstreben: Enzberg und Niefern, Wurmberg, Mönshausen, Wiernshausen, Wimsheim gehören dazu wie Frielshausen, Tiefenbronn, Hausen, Mühlhausen (Würm), Hamberg, Schellbronn, Salmbach, Grunbach, Waldrennach, Schwann, Feldrennach, Arnbach, Ittersbach, Ottenhausen,

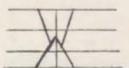
Obernhausen und Gräfenhausen, Nöttingen, Ellmendingen, Dietlingen, Wilferdingen, Königsbach, Stein, Bilfingen, Ersingen, Ispringen, Bauschlott, Göbrichen, Nußbaum, Dürrn, Kieselbronn und Ölbronn. Über Ölbronn schreibt der Schweizer Dichter Jakob Schaffner: „Diese zwei Häuserreihen mit den Giebelseiten an der Straße, das obere Stockwerk leicht herausgekröpft, das horizontale Balkenwerk schön geschnitzt, alles phantasievoll und zugleich zweckmäßig, verliebt und doch kräftig, das ist württembergischer Lebensstil. Der badische Stil ist mehr herzlich, wo der schwäbische herzlich ist, ...“

Wenn wir versuchen, uns Rechenschaft abzulegen über das, was uns an diesen alten Teilen der Dörfer gefällt, so ist dies nicht ganz einfach: Häufig sind es die bescheidenen Formen eines angemessenen Lebensstils, ausgedrückt in zweckmäßiger Weise und mit bodenständigen Mitteln. Viele Häuser dieser Dörfer sind in Holzfachwerk ausgeführt, nachträglich oft durch einen Verputz oder im Schwarzwaldbereich durch eine Verschalung mit Schindeln verdeckt. Bei den einfachen Bauten liegt unmittelbar auf der Erde oder auf einer kleinen Mauer eine Schwelle, oft in Form einer ganzen Eiche. In Stockwerkshöhe darüber liegt das Rahmholz, gestützt von starken Eckpfosten und schwächerem Pfostenwerk, den Ständern. Horizontal hindurch ziehen die Riegel, und schräge Streben stützen Eck- und andere Pfosten. In unserem Raum sind nur wenige Fachwerkhäuser aus dem 16. Jahrhundert erhalten geblieben. Die meisten stammen aus dem 18. Jahrhundert. Sie sind meist nach schweren Kriegs- und Hungerszeiten entstanden und entsprechend einfach.

Eine ganze Dorfstraße mit solchen bescheidenen Fachwerkbauten gibt es in Ölbronn, Bauschlott, Göbrichen, Wurmberg, Wiernsheim, Grunbach, Waldrennach. Sparsamer ist das Holzfachwerk in Birkenfeld; teilweise ist es zugeputzt. In Pforzheim selbst gibt es nichts mehr dergleichen. In Brötzingen stehen noch wenige alte Fachwerkhäuser unverputzt.

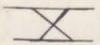
Eine neue Variante sparsamen Holzfachwerks sehen wir in Öschelbronn, das seit 1852 dreimal zerstört wurde, in Wurmberg, Neuhausen und Feldrennach, die 1945 durch Kriegseinwirkungen schwer geschädigt wurden. Manchmal sieht man in unserer Gegend noch die fränkische Hofanlage, bei der Wohnhaus, Scheune und Nebengebäude den Hofraum abschließen.

Über das konstruktiv Notwendige hinaus sehen wir im Holzfachwerk häufig besondere Anordnungen des Balkenwerks:

Da ist zunächst der wilde Mann 

oder in modifizierter Weise der schwäbische (in Hessen der hessische) Mann 

die Raute  und die Raute mit Malzeichen darüber , das Andreas-

kreuz , das Rad mit Malzeichen



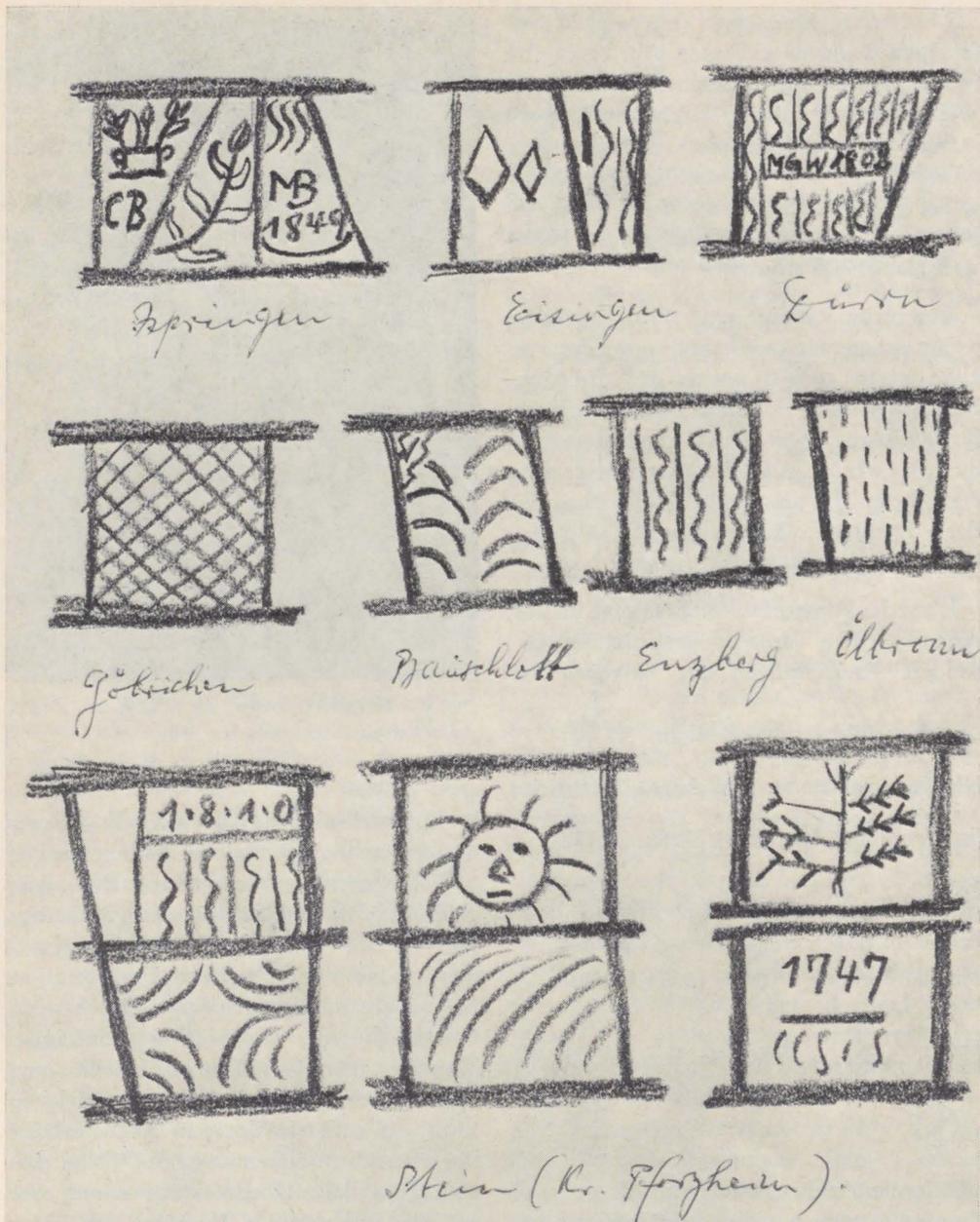
Alle die Zeichen haben eine Bedeutung, die uns in vielem nicht mehr bekannt ist. Sicher aber ist, daß sie meist eine für die Bewohner des Hauses Zauber abwehrende und Gutes herbeiwünschende Bedeutung haben. Aus ihnen Runen und entsprechende Texte herauszulesen, wie es geschehen ist, geht zu weit.



Das Fachwerkdorf Dürren. Im Fachwerk Raute, Andreaskreuz, schwäbischer Mann

Als reichste Beispiele von Fachwerkdörfern gelten Dürren und Stein; manche andere stehen ihnen kaum nach. Besonders eindrucksvoll sind die barocken Rathäuser von Stein und Königsbach aus dem 17. Jahrhundert (ähnlich in weiterer Umgebung in Bauerbach) mit ihren auf Säulen ruhenden Obergeschossen, die gering vorkragen. Wenn man sie auch nicht mit Prunkbauten in Mosbach oder Schorndorf vergleichen kann, so sind sie doch in ihrem Milieu bezaubernd. In einem anderen Fall ist eine einfachste Balkenkonstruktion schön, wie am alten Schafstall in Eutingen mit seiner Flächenabschrägung (1786) oder an der oberen Kelter in Niebelsbach, wo das alte Pankratius-Kirchlein mit dem Kelterbau eine romantische Einheit bildet.

Der Raum zwischen dem Balkenwerk, die Riegelfüllungen, wurde mit einge-



Kratzputzverzierungen an Fachwerkhäusern in verschiedenen Dörfern um Pforzheim

flochtenen Eichenriemen ausgefüllt, die „Stickstecken“, die dann auf Vorder- und Rückseite mit Lehm beworfen wurden. Ein Verputz mit einem Gemisch aus ge-

branntem Kalk, Sand und Wasser ließ das dunkle Balkenwerk gut hervortreten. In Ölbronn waren statt dessen in die Fachwerkrauten unter den Fenstern rauten-

förmige Steine eingesetzt: Der eine zeigte Traube und gekreuzte Rebmesser, der zweite Steinhauerwerkzeug und Ranke, der dritte Pflugschar und Sech (= Vormesser), wahrscheinlich die drei Berufe des Erbauers. Vielfach waren die weißen Gefache mit Kratzputz verziert: In den noch feuchten Glatzstrich wurden mit Nägeln oder Holzstäbchen Muster eingeritzt, die *Kratzputzverzierung*. Tacitus erwähnte schon etwas Derartiges bei den Germanen, die beim Hausbau die Wände sorgfältig mit Erde „verputzen“, so daß sie Malerei mit Farben nachahmen. In Hessen gibt es noch viele Dörfer mit weißem und farbigem Kratzputz, in Sachsen kennt man ihn, im Steigerwald und an der Jagst, und auch im übrigen Baden-Württemberg gibt es ihn noch, allerdings meist an versteckter Stelle. Das einfachste Muster mit Schlangenlinien und geraden Strichen ist beim Traishof bei Königsbach zu sehen, in Stein (datiert 1810), in Dürren (1802), in Göbrichen, Ispringen, Enzberg, Ölbronn.

In Ispringen sah man ein Henkelgefäß mit pflanzlichen Gebilden und Zweigen (1849), in Eisingen auch Rauten, in Göbrichen Gitterwerk, in Stein Rauten (1810 + 1747), baumförmige Gebilde (1747), eine Sonne, in Mönsheim verschiedene Formen, ebenso in Roßwag. In Wössingen fand man über zwei Scheunentoren zwischen Wellenlinien und geraden Strichen je einen Lebensbaum mit je neun farbigen Tulpen (1884?), andere Zeichen von 1816, 1858, 1863. Etwas über unser Gebiet hinaus, in Perouse und Flacht, waren ganze Giebelseiten und Längswände mit Zeichen und Sinnbildern nicht geritzt, sondern weiß bemalt. Auch in Sprantal konnte man diese Technik noch sehen: Die Gefache waren mit weißen, breiten Streifen eingefaßt, das Feld mit großen, weißen Punkten gefüllt. Eine schwarz gemalte Inschrift auf dem Putz erinnerte an den Hausbesitzer und seine



Eutingen, Enzstraße. Kavalier mit Kniestrümpfen, darüber Wappen 16. Jh.?

Frau, Pflug und Sech an seinen Beruf. Dazu kam noch die Jahreszahl 1698.

In Schmie ist an einem Zieglerhaus von 1568 noch ein langbärtiger Neidkopf zu sehen, ein anderer an einem Haus mit Andreaskreuzen in Lomersheim. Auf einem Mittelpfosten in Eutingen ist ein Kavalier mit Wappen, Kniestrümpfen und Degen herausgeschnitzt (16. Jahrhundert?). An einem Haus nahe der Enz in Roßwag trägt ein Männchen, genannt der „Wassermärte“, die Firstplatte. Ist er eine Schutzfigur gegen die früher dort so häufigen Überschwemmungen? An einem Haus von 1540 in Königsbach (Wössinger Straße 9) sind einige Ständer mit Sonnen und zopfartigem Flechtwerk verziert.

Besonders auffallende Zeichen alter Volkskunst in unseren Dörfern sind die Wirtshausschilder. Zahlenmäßig haben sie schnell abgenommen. Häßliche Leuchtschilder der



Roßwag. Eine bärtige Männergestalt, genannt der „Wassermärte“, trägt die Firstpfette

Brauereien sind teilweise an ihre Stelle getreten. Mindestens ein Schild sieht man fast noch in jedem Ort: „Stern“, „Löwe“, „Lamm“ und „Krone“ in Stein, den „Hirsch“ in Schwann, Göbrichen, Kieselbronn, Feldrennach und Neuenbürg, das „Lamm“ in Langenalb, den „Adler“ in Ellmendingen, Diethausen, Mühlhausen (Enz) und Arnbach, den „Ochsen“ in Königsbach, das „Rössle“ in Weiler, Ottenhausen und Waldrennach, die „Goldene Rose“ in Eutingen, den „Löwen“ in Birkenfeld und Ellmendingen, den „Rappen“ in Brötzingen, die „Sonne“ in Pfinzweiler, den „Ochsen“ und die „Krone“ in Neuenbürg, die „Blume“ in Eutingen und viele andere. Manche, wie das Schild vom „Adler“ in Birkenfeld, vom „Rössle“ in Conweiler, vom „Ochsen“ in Schwann, vom „Lamm“ in Enzberg und Eutingen, vom „Engel“ in Ersingen, sind erst in den letzten Jahren

verschwunden. Alle Schilder sind reizende Handwerksarbeiten des 18. und 19. Jahrhunderts, Arm und Schild sind in den Proportionen gut ausgewogen.

Manche Hausbesitzer ließen sich auf einem Eck- oder Mittelpfosten ihren Namen und den ihrer Frau einschneiden. Manchmal ist hier auch der Zimmermann erwähnt. Solche Beispiele finden sich in Ellmendingen (1805), Nöttingen (1757 und 1887), hier mit Rad und Hakenkreuz (1798), in Wilferdingen (1802, 1789, 1887), in Dürrn (1756) in Ispringen (1804 mit Pflugschar), in Ersingen (1786, mit Bretzel, Sechsstern, Kreuzifix und Patriarchenkreuz).

Neben den Namen finden sich oft auch religiöse Inschriften, so in Nöttingen, Ellmendingen, Wurmberg, Wiernsheim. In Nußbaum ist ein Herz mit drei daraus hervorstehenden Kreuzen mit der Jahreszahl 1707 und den Initialen H.I.S. in einem Balken verewigt, ebenso an einem anderen Haus von 1773 das Werkzeug eines Schneiders, dazu ein Sechsstern. Auf der Außenseite des Hauses war am unteren Schafhof in Pforzheim (zuletzt Augenklinik des Städt. Krankenhauses, 1945 zerstört) eine Platte von 1776 mit dem Lamm Gottes (Agnus Dei) befestigt. In Kieselbronn ist in eine Hauswand eine bemalte Steinplatte von 1778 mit einem Stier eingelassen, flankiert von zwei riesigen Tulpen. Auch in Dürrn gibt es eine solche Steinplatte von 1761 mit Osterlamm, zwei Herzen mit Lilien und den Namen der Erbauer des Hauses. In Ölbronn erinnert eine solche an den Einfall der Kroaten, eine andere von 1727 zeigt einen springenden Hirsch, von Blumenranken umgeben, mit dem Spruch: „Ich bin ein Hirschlein Wohlgemuth“. Dort ist an dem Eckquader eines Hauses auch eine flachreliefierte Maske mit Strahlen, vielleicht ein Sonnenzeichen, zu sehen. Auch in Wurmberg sieht man einen Hirsch von 1845 auf einer Steinplatte in ein Haus eingebaut. In Niebelsbach ist eine große Platte



Pforzheim (Reuchlinmuseum). Türsturz vom Wirtshaus zur „Krone“. 1737

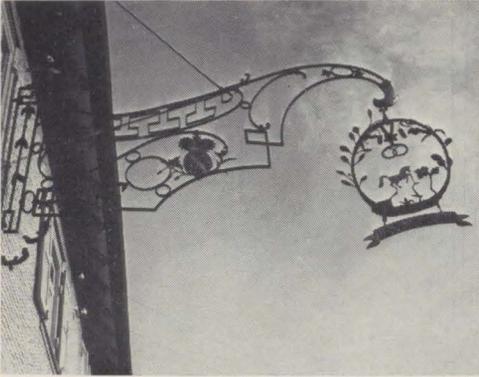
in einem Haus angebracht: In konzentrischen, rechteckigen Feldern eine Raute mit Sechsstern in der Mitte, darüber ein Engelskopf.

Der Blumenkasten vor dem Fenster ist in Arnbach mit sechs ausgesägten Ingerunen (Shakespeare: „Das Tier mit den zwei Rücken“) verziert. Beim Hafner Fassler in Stein war er mit grünglasierten, keramischen Platten verkleidet. Die mittlere trug das badische Wappen mit der Modelatierung 1698. Über einem Stalleingang in Feldrennach war ein plastischer Pferdekopf aus gebranntem, rotem Ton befestigt, eine seltene Zieglerarbeit. Am Fuß der Hafnersteige in Neuenbürg ist die „Freihand“ in einen Quader eingemeißelt, ein Rechtswahrzeichen, bei dessen Berührung Übeltäter zeitweise Schutz vor Strafverfolgung erlangten.

Der *Eingang* in das Haus ist in seltenen Fällen mit Schmuck versehen. So sind an einem Haus in Dürrn beide seitlichen Türpfosten mit Blumenranken, Tulpen und Narzissen beschnitzt und bemalt. Im benachbarten Ölbronn ist in gleicher Weise eine

Tulpenranke 1733 in die steinernen Türpfosten gemeißelt und bemalt. Auch in Ötisheim findet sich ein reiches Türpfostengeranke in Stein. In Mönshausen ist ein hölzerner Türbogen 1700 in tiefem Kerbschnitt mit Tulpen, Zauberknoten und dem Spruch verziert: „Bis hierher hat mir der Hergeholfen. Alle Hang der Kercher Miller zu M. H. Ein Pfingst von Got beschert. IHS. ist besser verbaut weder verzert.“ An der Kelter in Gräfenhausen ist in die Wölbung des Torbogens Wappenwerk mit der Jahreszahl 1583 eingemeißelt.

In Nöttingen steht über einer gerundeten Außentreppe eine Doppeltür mit aufgesetzten Zopfornamenten und durchkreuzter Raute. In Königsbach gibt es eine ähnliche Tür. Ein kreisrunder Ausschnitt in einer Tür in Ispringen war mit sechs eisernen Speichen gesichert, der Schlußstein darüber von 1804 (Johan Georg Himminger). Man sagte mir vor 35 Jahren, das sei ein „Huttenkreuz“. Auf einer gerundeten Kellertür von 1786 in Weiler sind eine Halbsonne und zwei Rautenfelder angebracht. Der Schlußstein darüber trägt einen Sechsstern. Solche



„Röble“ in Weiler, mit Brezel und badischem Wappen.

Sinnbilder an dieser Stelle sind kein Zufall, vor allem sind sie nicht konstruktiv bestimmt. Im benachbarten Ottenhausen gibt es Schlußsteine mit einem Kopf, an dem beiderseits ein Flügel angesetzt ist (1792), einmal auch über einer Tür mit Halbsonne und Rautenfeldern. Auf einer Tür in Wurmberg (1945 zerstört) war die innere Rautenfläche eines solchen Rautenfeldes mit einem Wirbelmotiv beschnitzt, umgeben von einem Kranz.

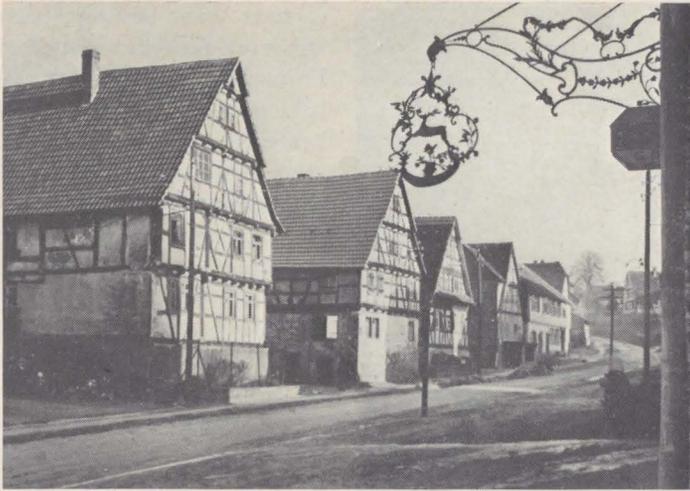
In Arnbach sind auf einem gewölbten Steinbalken die Zahl 1780, ein pflanzlicher Zweig und sechs Initialen zu sehen. Über dem Kellereingang des ältesten, inzwischen abgerissenen Hauses in Birkenfeld war ein schmales, ziemlich hohes, halbplastisches Männchen eingemauert, vielleicht noch aus römischer Zeit stammend. Der Schlußstein am Rathaus in Weiler von 1777 trägt eine Sichel. Diese war dort schon 1496 als Siegelbild im Gebrauch. Ein Türsturz im Hof des früheren Reuchlinmuseums in Pforzheim von 1737 trägt einen Engelskopf mit Flügeln, darüber eine Krone. Er ist das Wirtshauszeichen des früheren Gasthauses zur „Krone“. Ein anderer, steinerner Querbalken dort ist mit Hufeisen und Schmiedewerkzeug verziert, ein Balken über der

Eingangstür eines Hauses in Obernhausen von 1868 mit Rohrstiefeln und Schuhen.

Häufig ist der Schlußstein einer Tür mit reliefiertem Schmuck versehen: Über einer Kellertür in Dürrn von 1746 steht ein Ochse mit zwei pflanzlichen Ranken, in Stein wird ein Bäckerwappen mit Brezel und Tulpen von zwei Löwen gehalten. In Öschelbronn ist über einer Kellertüre von 1580 eine Männerfratze flach graviert, in Niebelsbach plastisch herausgearbeitet. In Ottenhausen gibt es an solchen Stellen Engelsköpfe mit Flügeln. Ein Schlußstein in Wiernsheim von 1835 zeigt zwei übereinanderliegende Sechsterne, ein solcher in Ölbronn von 1833 ein Lamm Gottes (Agnus Dei) mit einem Dreisproß im Maul. In Feldrennach sind 1773 Pflugschar und Sech herausgearbeitet, an einem anderen Haus ein Hirsch von 1881. Drei besonders schöne Schlußsteine gibt es in Gräfenhausen-Obernhausen: Ein Herz ist dargestellt, aus dem drei Blumen herauswachsen, von denen die mittlere wieder ein Herz ist. Zwei, wohl vom gleichen Steinmetzen 1814 bearbeitete Steine hier tragen in sorgfältiger Arbeit hergestellt einen Topf, aus dem je ein Dreisproß herauswächst, die Blätter flach reliefiert als geometrische Rauten, die Rosen plastisch stärker herausgehoben.

Auch ein anderer Verschuß des Hauses, der Kellerschieber, genoß oft liebevolle Bearbeitung, hier ebenfalls mit sinnbildlicher Bedeutung als Heils- oder Abwehrzeichen. Hierbei ist immer die Erhöhung in der Mitte, die zum Anfassen und Schieben nötig ist, bearbeitet.

In Hausen (Würm) sind zwei Kellerschieber mit Pentagrammen (Fünfsternen) versehen, alten Abwehrzeichen. In Hamberg ist eine Art achtspeichiges Rad dargestellt, in Ottenhausen eine Fläche aus zwei aufeinandergelegten Quadraten, an jeder Außenseite mit halbmondförmigen Vertiefungen, in Dietlingen, wo es noch zahlreiche Kellerschieber gibt (alter Weinbau)



Göbrichen. „Zum Hirsch“. Lebensbaum und Hirsch.

eine Raute mit Malzeichen darüber, in Dietenhausen, Ersingen und Wilferdingen kreisförmige, erhabene Flächen. In Stein ist die Mitte der Platte gar als Wappen ausgebildet (1524), die Öffnung mit einem schmiedeeisernen Hakenkreuz verschlossen. Ein solches, linksläufiges, dient auch in Schwann (Gasthaus „Sonne“) als Verschluss der Kelleröffnung.

Nicht nur an den Eingängen des Hauses wurde dieses „gesichert“. Auch vom Dach her wurde das Haus geschützt, indem man Abwehrkräfte hier anbrachte. Auf den alten, handgestrichenen Ziegeln sind neben Gelegenheitsinschriften und -zeichnungen vielfach Zeichen angebracht, die das Haus schützen sollten: Kreuze mit einem, zwei, oder drei Querbalken, Kelch und Hostie, Christusmonogramme, Rosenkranz, Madonna mit Kind, Bibelsprüche und Kirchenlieder, dazu aber dann der Drudenfuß (= Pentagramm oder Fünfstern) und übertragen auch Sechs-, Sieben-, Achtstern, Abdrücke von Händen und Füßen, besonders von Kindern, Sonnenzeichen (Ganz-, Halb-, Viertelsonnen = Hexenbesen), Lebensbaum. Auf dem First saßen plastisch als besonders wirksame Kräfte Pferd mit Reiter, männ-

liche oder weibliche Figuren, Drache und Hund, Gendarm und Soldat, aber auch Vogel, Hahn und Hahnenkamm. Weil diese Ziegel außerhalb der Arbeitszeit gemacht wurden, nannte man sie „Feierabendziegel“. Ihre Mannigfaltigkeit ist sehr groß, ihre bisher kaum beachtete Bedeutung für Volkskunde und Volkskunst ebenso. Deshalb berichte ich in einer besonderen Arbeit in diesem Heft ausführlicher darüber.

Nicht nur das Äußere des Hauses bot Gelegenheit, Volkskunst zu schaffen, auch im Innern gab sich dazu mannigfache Gelegenheit.

Unsere heutige Heizung ist das Produkt einer fortschrittlichen Industrie. Früher gab es, etwa vom Anfang des 16. Jahrhunderts an, eine Reihe von Werken, die Öfen herstellten. In Baden-Württemberg waren dies besonders Kandern, Christofstal, Königsbronn, Itzelberg und Wasseralfingen. Sie gossen ebene Platten, meist mit Wappen der Landesherrn und biblischen Motiven (Hochzeit von Kanaan, Ölkrüglein der Witwe von Sarepta, Absalom) verziert. Diese wurden zu kubischen Körpern zusammengefügt, und man nannte diese „altdeutsche Öfen“. Von der Mitte des letzten



Kanonenofen aus Conweiler

Jahrhunderts ab vereinfachte man die Arbeit und stellte ovale Heizkörper auf, den „französischen Ofen“. Für bescheidene Heizungen hatte man schon früh den aus drei Ringen aufsetzbaren „Kanonenofen“ gegossen. Die Künstler, die Holz- und Bleimodel für den Guß schufen, waren vielfach Erzeuger von Volkskunst, wenn auch die Weiterverarbeitung industriell war. Ganze Öfen in altdeutscher Art gibt es in unserem Gebiet kaum noch, im angrenzenden, höheren Nordschwarzwald um Calw herum noch viele. Die Bauern, die

eigenen Wald besitzen, benützen sie nach wie vor. Einzelne Platten, vor allem die Frontplatte mit bildlicher Darstellung, sind bei uns noch vielfach vorhanden. Sie dienen heute in neuen Häusern als Dekoration an modernen Kaminen. Eine solche Platte aus Öschelbronn zeigt in eindrucksvoller Weise das jüngste Gericht. Ein Kanonenöfchen mit aufgelegten Rokokoornamenten von etwa 1760 war bis jetzt noch im Rathaus von Conweiler aufgestellt.

Aus der Zahl der Ofensockel, auf denen die altdeutschen Öfen saßen, kann man annehmen, daß früher in fast jedem Haus ein solcher Ofen war. Diese steinernen Untersätze sind wahre Schöpfungen der Volkskunst. In vielen Dörfern sind sie nachträglich irgendwo im Haus vermauert worden. Sie tragen neben den Initialen des Besitzers Jahreszahl und Berufszeichen z. B. Stiefel (1751), Mühlrad (1797), Stern und Pflug (1831), Brezel (1829), Brezel mit Krone darüber (1748), Herz mit Pflugschar darauf (1793 Gräfenhausen), Küferwerkzeug (Arnbach), Weberschiffchen (1794), Ochsenkopf (1798). Ein andermal tragen zwei Löwen das Zieglerzeichen, zwei gekreuzte Ziegelformen (1809) oder ein Mühlrad (1787 und 1762, Birkenfeld). Aber auch eine dreifach aufeinandergelegte Rosette (1708, Tiefenbronn), ein reliefplastisches Rautenfeld (Birkenfelder Mühle), der Sechsstern (1782) kommen vor, nicht zuletzt Fischmännchen und Fischweibchen, die gemeinsam einen Baum tragen.

In früherer Zeit war die Einrichtung des Hauses sehr einfach, die Möbel sparsam. Der Schrank (aus der Truhe entstanden) war oft aus Weichholz. Um dies zu verbergen, bemalte man ihn und schuf so ein oft reiches Beispiel der Volkskunst. In Stadtnähe ist dieser selten geworden. In Göbriichen ist ein eintüriger Schrank von 1794 blau bemalt mit zwei Türfeldern, die weißrot-grün gemalte Blumen tragen. Ebenfalls hier ist ein eintüriger Schrank von „Joh.

G. Wüst, Barbara Stelzer 1842⁶⁶ braun gerahmt mit zwei blauen Türfeldern, die mit zwei verschiedenen Gefäßen mit je einem verschiedenen Fünfsproß gefüllt sind. In Kleinvillars ist das Mittelfeld einer Schranktür mit zwei übereinandergelegten Sechssternen bemalt. Am Schranksockel findet sich eine große, gemalte Raute. Hier war auch ein eintüriger Schrank, bei dem die beiden Füllungen Gefäße mit vielsprossigen Blumen aufwiesen. Ölbronn besaß vor 30 Jahren noch viele solcher Schränke. Jetzt sind sie hier auch seltener geworden. Bei einem von ihnen waren auf die zwei Füllungen je eine Rokokovase mit Blumenstrauß aufgemalt.

Im benachbarten Dürrn gab es einen bemalten Barockschrank von etwa 1720 aus Weichholz mit aufgelegten, gedrehten Halbsäulen und stilisierten Blumenranken in den vier Feldern (jetzt im Reuchlinmuseum Pforzheim). Ebenfalls dort befindet sich ein Küchenschrank aus Oberhausen mit einer vergitterten Tür oben, drei Schubladen nebeneinander in der Mitte und einer mit Vierpass bemalten Tür in der unteren Hälfte. In Mönsheim war ein zweitüriger Schrank von 1787 braun bemalt mit stilisierten Pflanzen in den beiden Feldern, aufgelegten, einfachen Halbsäulen mit Tulpe am oberen Ende und reich bemalten Friesen oben und unten. Vom gleichen Schreiner stammt wohl ein eintüriger, etwas einfacherer Schrank von 1801. Wegen seiner blauen Bemalung auffallend ist ein zweitüriger, reich ornamentierter Schrank (um 1790) aus Friolzheim, jetzt im Heimatmuseum Sindelfingen: Die beiden oberen Füllungen sind mit je einer Tulpe, die unteren mit einem Granatapfel bemalt.

Sehr einfach bemalt war ein Schrank aus Hausen (Würm). Auf beiden Türfeldern war je ein Gefäß mit Blumen. In Oberlenghardt ist ein undatiertes Schrank (etwa von 1800), auf dem oben und unten spitz eingefassten Türfeld mit verschiedenen Blumen,



Dürrn. Türpfosten mit Blumenranken beschnitzt und bemalt.

die an einer Ranke sitzen, bemalt, die beiden Seitenfelder und der Sockel mit bogenförmigen Gebilden. Ein zweitüriger Schrank, „Kasten“, wie man hier sagt, aus Unterhaugstett hat vier Felder mit stilisierten Blumen, zwischen den oberen und unteren je eine farbige Raute. In Schellbronn steht noch ein eintüriger Schrank von 1785 mit brauner Tür, darin zwei grüne Füllungen mit zwei Blumenfeldern. In Feldrennach und Untermutschelbach stehen braun bemalte Schränke, die mit einem Kammzugmuster überzogen sind.

An Truhen ist nur noch wenig vorhanden. Eine eisenbeschlagene Truhe mit gewölbtem Deckel gibt es noch in Ölbronn. Mit Flüchtlingen kam eine reichbemalte Truhe mit vier aufgelegten, gedrehten Halbsäulen aus dem Sudetenland nach Schellbronn. Eine andere von 1860 mit sparsamer



Gräfenhausen. Schlußstein über einer Tür, um 1810

Blumendarstellung kam aus Borodino, Kr. Akerman in Bessarabien nach Lienzingen.

An Sitzmöbeln gibt es viele einfache Brettstühle. Je nachdem die Rückenlehne ausgeschnitten und verziert ist, erfüllt sie unsere Vorstellung von Volkskunst. Bei einem Stuhl aus Dürrn wird die Lehne von zwei aufrechtstehenden, ineinandergeschobenen Ellipsen gebildet. Eine Rückenlehne aus Tiefenbronn besteht aus zwei nebeneinanderstehenden, in sich selbst verschlungenen Schlangen, deren Oberfläche ein feines und genaues Kerbschnittmuster trägt. Bei einem Stuhl aus Pforzheim ist die Lehne an Basis und Mitte schmal. Das Obertheil wird von einer großen, für den Handgriff durchbrochenen Kreisfläche gebildet, deren Rand ein dreifaches Kerbschnittmuster trägt. Barocke Nachklänge zeigt ein Stuhl von 1809 aus Ölbronn. Ein Sessel mit niederer Lehne aus Dürrn besteht aus gedrehten Rundstäben, die zusammen mit einem zweimal herzförmig durchbrochenen Rückenbrett die Lehne tragen. Diese ist mit Vögeln eingelegt. Das Griffloch ist von zwei stehenden Löwen flankiert.

In der Küche wurde viel Hafnergeschirr verwendet. In Neuenbürg gibt es noch die „Hafnersteige“, wo anscheinend einige Hafner wohnten. Der letzte Hafner von Stein (Fassler) fiel im Kriege, der von Mühlacker (Dittes) ebenfalls. In Kleinsteinbach gab es früher einen solchen, ebenso in Neuhäusen (Sebastian Franz, 1830). Von Heimsheim und Weil der Stadt her wurden von vielen Hafnerfamilien mehrere Dörfer versorgt, natürlich auch von der Stadt Pforzheim. Zuletzt kamen Hausierer aus dem Elsaß und vertrieben ihr Geschirr von Frielzheim aus. Bis 1923 arbeitete ein Hafner Neubold in der dritten Generation in Ölbronn. Von dieser Sippe Neubold ist viel erhalten geblieben, glücklicherweise auch Signiertes. Über sie habe ich an anderer Stelle ausführlicher berichtet. Auffallend sind die großen Wandfliesen (29,5 × 39,5 cm) Nikolaus I., Kaiser von Rußland, Yussuf Pascha, Wellington, der Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, die Christian Gottlieb Neubold nach von Hausierern gekauften Farbdrucken herstellte. Auch eine Maria mit dem Kind (18 × 23 cm) ist von ihm, eine runde Platte mit Darstellung und



Gräfenhausen, Schlußstein von 1814. Gefäß mit Dreisproß und Initialen der Hausbesitzer



Ofenplatte aus Öschelbronn mit Darstellung des Jüngsten Gerichts.

Würdigung von Franz Drake von 1914 (Durchmesser 22 cm).

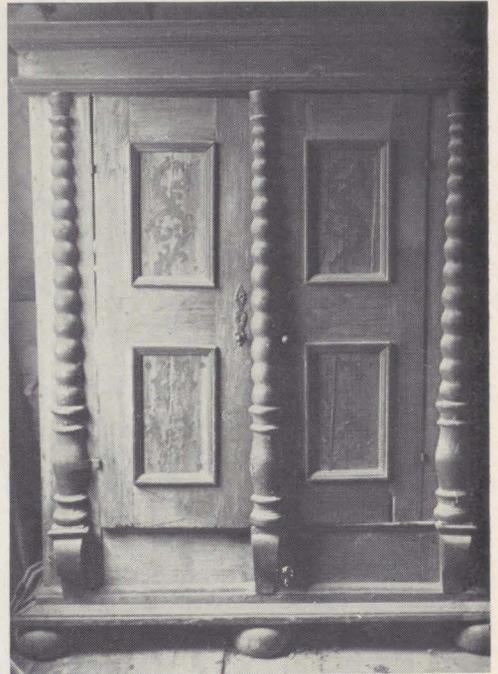
Am meisten aber interessiert hier in Baden die Darstellung zweier Helden des badischen Aufstandes von 1848, Hecker und von Struve (die Platte von Robert Blum ist verlorengegangen). Sie spielten in der Phantasie des Volkes noch 100 Jahre lang eine große Rolle. Lange sang man, natürlich verbotenerweise, das Lied: „Hecker, Struve, Robert Blum, komm und bring die Preußen um.“ Und in Mittelbaden bezeichnet man einen aufsässigen Menschen als „heckerisch“.

Viel bäuerliches Gebrauchsgeschirr von den Neubolds ist erhalten geblieben, beson-

ders Milchtöpfe. Für gehobene Ansprüche machten sie eine Suppenschüssel, deren Bauch und Deckel mit aufgelegten Eichenzweigen versehen waren und als Deckelknopf ein Hund diente. Auch auf dem Deckel einer ovalen Bratpfanne saß ein Hund. Den Deckelknopf eines Krüggchens „der Hausfrau 1874“ bildet ein Mädchenkopf, in feiner Biedermeiermanier ausgeführt. Auf einer kleinen Vase (Höhe 16,5 cm) tragen zwei plastische Engel ein Herz mit der Inschrift: „1855 Karoline Wilhelm nim dieses herz zum angedenken weil es dir die Engel schenken“. Eine Tonbüchse für die Frau des Hafners ist mit großer Schrift weiß bemalt: „Christina Neuboldin 1866“.



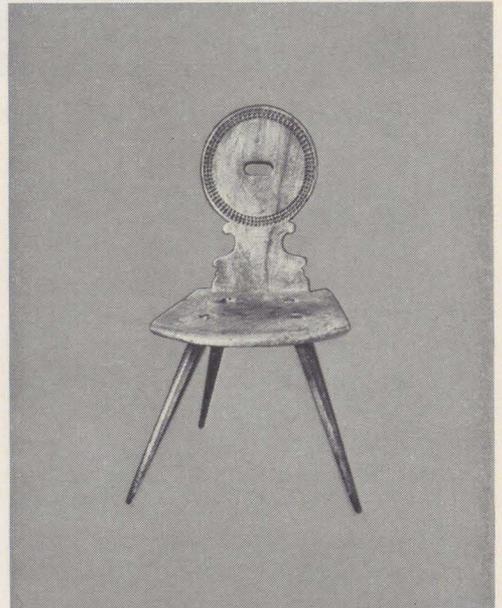
Ofensockel aus Gräfenhausen mit Herz, Pflugschar und zwei Sechssternen, 1793, mit Initialen des Bauernpaares



Dürrn. Bäuerlicher Barockschrank aus Weichholz, farbig bemalt, um 1720



Mönsheim. Zweitüriger Schrank von 1787, braun gemasert, Blumen weiß, gelb, rot, schwarz und grün bemalt (Höhe 212 cm, Breite 167 cm, Tiefe 57 cm)



Pforzheim. Brettstuhl mit in Kerbschnitt eingefaßter Kreisfläche.

Auf dem Spiegel einer flachen Schüssel sitzt ein Vogel auf einem Zweig, auf einer anderen steht: „Alte Weiber und stumpige Besen sind noch nie was nutz gewesen“. Kacheln von den Neubolds sind noch vorhanden, ja sogar ein Kachelofen (Heimatmuseum Mühlacker), ein Tonmodel Adam und Eva und America, dazu signierte Dachziegel für das eigene Haus und ein gelber, kugelförmiger Dachaufsatz mit Signatur und Jahreszahl 1844.

Einen solchen Aufsatz auf das eigene Brennhäuschen in Form eines Vogels auf gedrehten Säulen und einer Kugel fertigte auch der Hafner Fassler in Stein an. Und als Wirtshauszeichen, das frei auf einem Balken stand, machte der Hafner Dompert in Simmozheim (um 1840) einen Ochsen (Höhe 29 cm). Eine grünglasierte Kamm-schachtel mit beutetragendem Jagdhund zwischen zwei Putten und einem Engelskopf darunter signierten Philipp Wicker von Ittersbach und Mathias Lebherz von Bitz, Amt Balingen Württ. 1882. Vom gleichen Wicker gibt es einen unglasierten Blumentopf in Form eines ausgehöhlten Tannenstamms mit oben aufgesetzten Vögeln: „Philipp Wicker Ziegler von Ittersbach 1880. Grünwettersbach 30. Juli 1880“.

Ein gelbglasierter Schmalzhafen stammt aus Singen (Kr. Karlsruhe), einer mit roter Farbe aus Ellmendingen. Von Mönshheim kommt eine tiefe Schüssel (Höhe 15 cm, Durchmesser 44 cm) mit weißer Engobe und manganbrauner Bemalung, wohl Heimsheimer Arbeit, mit dem Spruch: „hirsch fleisch in der sauren brie es ich gern des morgens frieh. 1844“. Ein grünglasiertes Tintenzeug von Feldrennach von 1782 trägt ein renaissanceförmiges Maskaron.

Als Bauopfer (s. meine Arbeit darüber) diente ein schön geschwungener Milchhafen (Höhe 15 cm) in Kieselbronn, wie auch ein solcher in Huchenfeld. Sie waren im Fundament des Hauses mit Speisen zur Befrie-



Dürrn. Bäuerlicher Sessel. Griffloch von Löwen flankiert.



Ölbronn. Wandplatte mit „Rotem Hecker“, einem der Führer des badischen Aufstandes 1848, von Hafner C. b. Neubold (24/15,5 cm)



Ölbronn. Von Struve. Mit Hecker und Robert Blum, Führer des badischen Aufstandes 1848, von Christian Gottlieb Neubold (24/15,5 cm)

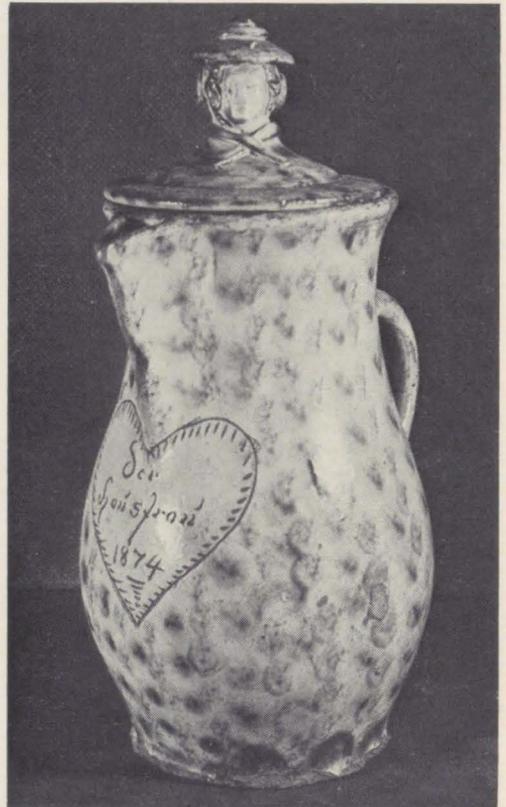
dung der Geister des Bodens eingegraben worden.

Das Gebiet der Hafnerei kann ich nicht verlassen, ohne an das ganz große Gebiet der schwäbischen Ofenwandfliesen zu erinnern, die auch den Rand des Pforzheimer Gebietes berühren und von Hafnern in Dürrmenz, Simmozheim, Heimsheim, Neulach, Wildberg, Holzgerlingen und Hildrizhausen hergestellt wurden. Sie gehören zum Schönsten, was die deutsche Volkskunst hervorgebracht hat. Im Krieg wurde eine solche Wand im Pforzheimer Reuchlinmuseum zerstört. In Wurmberg gab es eine solche von Hafner Widmann aus Heimsheim (von etwa 1770) bis vor zwei Jahren. Im Museum Mühlacker und in Mühlhausen (Enz), neben manchen anderen Orten gibt es noch solche Fliesen. Die volkstümlichsten sind von Hafner Dompert in Simmozheim.

Eine Kuriosität an Geschirr stellen die ledernen Feuereimer dar, die, mit Namen

und Jahreszahl versehen, jeder Bürger bei Feuersgefahr mitbringen mußte und noch mehr die aus Stroh geflochtenen und innen mit Pech abgedichteten Feuereimer.

Aus der Küche stammt ein hölzernes Weihnachtsbackmodell mit dem Jesuskind, dem drei Engel huldigen, aus Simmozheim. Zum Wassertragen hatte man einen runden Kopfbausch aus Stoffstücken und mit Spreu gefüllt, aber auch aus Stroh gewickelt (Mühlhausen-Würm). Kleine Samenmengen wurden mit dem Mäße gemessen (Durchmesser 16 cm) und mit eingebrannten Eichzeichen der Jahre 1807–1851 „verziert“. Ein Mann in Mösheim, CKW 1837 (= Christian Karl Wagner), besaß einen gestrickten, mit Perlstickerei verzierten



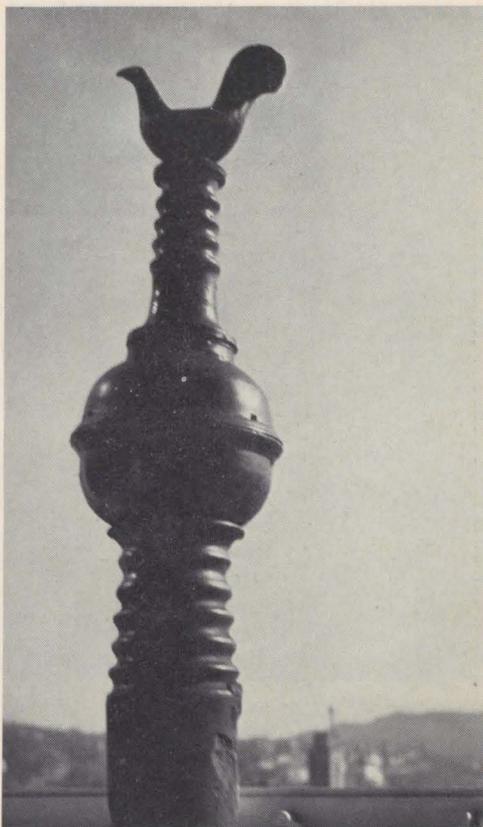
Ölbronn. Krüglein von Joh. G. Neubold, Deckel mit Mädchenkopf. 1847 (Höhe 23 cm)

Tabaksbeutel, und in Wurmberg fand sich noch ein früher so oft vorhandenes, reizen- des Stickmustertuch von 1752. An einem Spinnrad aus Schellbronn hing eine Art Nadel, aus Horn gefertigt, mit Initialen und sonstigen Zeichen, wohl eine Minne- gabe.

Das Thema vom Inhalt des Hauses möchte ich nicht schließen, ohne auf einen liebens- würdigen Schmuck des Zimmers aufmerk- sam gemacht zu haben, das Reservistenbild. Wenn früher ein Soldat seinen Dienst quittierte, ließ er sich möglichst schneidig malen (die Fotografie kam erst später auf). So gibt es in Pforzheim noch ein Bild von „Bernhard Buss beim Grossherzgl. Badi- schen Artillerieregiment 1, 1856 in Gottes- aue b. Karlsruhe“, von Watter 1862 vom Dragoner-Regiment Prinz Karl in Mann- heim, das Bild in Deckfarben gemalt und zum Abschied von seinem Freund Dominik Birsner gewidmet. Vom Dragoner Johann Wilhelm Zachmann aus Wilferdingen 1821 gab es ein Aquarell, das aber 1945 mit verbrannte.

In Nußbaum ist im Hof eines Bauern- hauses noch ein Amboß von 1838 mit Signatur des Besitzers und einem Haus- zeichen in Gebrauch. Ein besonders schönes Kinderwägelchen aus Dürrn mit kleinen Rädern vorn und großen hinten ist heute im Heimatmuseum in Mühlacker.

Gehen wir hinaus auf den Friedhof, so sehen wir manchmal noch bemerkenswerte Erinnerungsmale. Auf dem früheren Ost- stadtfriedhof in Pforzheim steht auf seinem Grabstein der Flößer Friedrich Gerwig, mit der Flößerstange sein Floß steuernd. Viele Grabzeichen sind in den letzten Jahren verschwunden, haben hochglanzpolierten, schwarzen Steinen Platz machen müssen. In Pinache stand um 1935 noch ein schönes schmiedeeisernes Grabkreuz, in Schell- bronn ein Holzkreuz mit Spitzdach und darauf aufgelegten Doppelspiralen. In Nuß- baum gab es keine Kreuze, sondern Stelen.



Stein. Dachaufsatz auf seiner Brennöhütte von Hafner Karl Faßler, um 1900.

Die eine Form war ein spitzgiebeliges Brett, die andere schloß oben mit einem ausge- sägten Herzen ab, auf dem noch ein kleines Kreuzchen saß. Die Bilfinger Kreuze, von denen es wohl noch einige geben wird, bestanden in der unteren Hälfte aus einem Brett mit Inschrift. Auf diesem saß ein Kreuz, dessen vier Enden herzförmig aus- liefen. In der Mitte dieses Kreuzes war noch ein flachreliefertes, abgerundetes Herz an- gebracht. An der Kirche steht hier auch noch ein Grabstein, in den ein Gefäß ein- gemeißelt ist, aus dem zwei Zweige wachsen. darüber Totenkopf und Röhrenknochen. In Eisingen stellte ein alter Schreiner Holz- kreuze her, deren Mittelpunkt große, runde Holzteller für die Schrift trugen.



Würzburg. Plättchenwand von einem Hafner Widmann aus Heimsheim, um 1770.



Neuenburg. Richtstätte mit Stein von 1752.



Mönsheim. Gestrickter und mit Perlen verzierter Tabaksbeutel von 1837 (Höhe 19 cm)



Gedenkstein für zwei, von einem Stamm erschlagenen Holzhauer an der Straße Arnbach-Ottenhausen von 1783.

Ein besonders reichverziertes, großes Kruzifix ist auf dem Friedhof von Steinegg und in Bilfingen (1847) an der Hauptstraße zu sehen. Auch in Mühlhausen (Würm) steht ein reich verziertes Barockkreuz von 1770 an der Dorfstraße. Am Sockel ist ein Spruch mit Kartusche, am Kreuzesstamm Totenkopf, Kartuschen, Christusmonogramm, Lamm und Engelskopf herausgearbeitet. Auch hinter der Kapelle an der alten Tiefenbronner Straße steht ein Wegkreuz von 1724 mit Totenemblemen am Sockel, an der Nische und am Kruzifix. Ein zweiarmiges Kardinals- oder Patriarchenkreuz von 1818 erhebt sich an der Straße zwischen Hohenwart und Schellbronn. Hohenwart führt diese Kreuzesform in seinem Ortswappen.

Mitten im Dorf Steinegg kann man ein Wegkreuz von 1778 sehen, an dem an der Basis des Kreuzesstammes ein herrliches, von zwei Putten gehaltenes, steinernes Allianzwappen angebracht ist, dessen rechter Teil die von Gemmingen repräsentiert. Beim Dorf Hohenwart steht ein steinerner, laternenförmiger Bildstock mit Inschrift und aufgereihten Scheiben als Ornamente von 1832, bei Neuhausen ein verzierter Bildstock mit einem oben aufsitzenden, eisernen, doppelarmigen Kruzifix. Hier gibt es noch mehrere solcher Bildstöcke.

Sühnekreuze sind bei Ersingen und Bilfingen nicht selten. Ein sehr schönes mit siebenspeichigem Rad und Beil ist an der Straße von Büchenbronn nach Grunbach errichtet. An der alten Straße Mühlhausen—Tiefenbronn steht ein Steinkreuz, auf dem ein Weberschiffchen dargestellt ist, mit der Inschrift: 1596 DEN 8 TAG FEBRUARI / AN DISE ORT DO WART ERSLAGEN / JERG PFEFFLIN VON MERCKLINGEN / DAS THUR ICH KLAGEN.

An der alten Richtstätte von Neuenbürg steht ein eindrucksvolles Denkmal von 1752 mit der Inschrift: „Hie ist der Ort, wo mit dem Schwert vom Leben zum Tod gerichtet

wird.“ Daneben sitzt ein Mann ohne Kopf. Dieser und zwei Röhrenknochen sind darunter dargestellt. Nicht weit davon, im Walde zwischen Arnbach und Ottenhausen, steht ein Erinnerungsstein für zwei Holzhauer, die hier 1783 von einem Baumstamm erschlagen wurden. Die Naivität der Darstellung, die an Kinderzeichnungen erinnert, macht zusammen mit dem Text einen besonderen Eindruck auf den Betrachter.

Ich habe versucht, eine Darstellung der Volkskunst zu geben aus einem Gebiet, das bisher in dieser Richtung nicht bearbeitet wurde. Dabei ergibt sich, daß, wie überall in Deutschland, die Volkskunst im Schwinden ist, ja daß in den letzten 40 Jahren schon vieles davon vergangen ist. Um so mehr geht an uns die Aufgabe, von dem gefährdeten Besitz sicherzustellen, was noch möglich, sei es auch nur durch Wort und Bild.

Einschlägige Arbeiten des Verfassers:

1. Die Hafnerfamilie Neubold in Ölbronn. Württ. Jahrb. Volkskunde 1961/64 S. 128
2. Putzverzierungen an württ. Fachwerkhäusern. Württ. Jahrb. Volkskunde 1957/58 S. 131
3. Kratzputz in Mittelbaden. Bad. Heimat 41 (1961) H. 4, S. 347
4. Kratzputz im Pfinz- und Kraichgau. Soweit der Turmberg grüßt. Durlach 16. (1964) Nr. 2/3 S. 36
5. Alte Ambosse. Das württ. Museum. Stuttgart VII. (1960) H. 2, S. 2
6. Zusammen mit Gerd Spies: Hafnerware in Süddeutschland. Der Museumsfreund. Stuttgart H. 6 (1965)
7. Bauopfer. Pforzheimer Geschichtsblätter. Pforzheim 1961, S. 195
8. Alte Grabzeichen unserer Heimat. Pforzheimer Geschichtsblätter 1961. S. 197

9. Die Volkskunst im Kreis Vaihingen-Enz. Im Heimatbuch des Kreises Vaihingen. Im Druck.
10. Die württembergischen Ofenwandfliesen. Monografie. Manuskript.
11. Verschwundene Volkskunst. Württ. Jahrb. Volkskunde 1961/64, S. 122
12. An der Pforte des Schwarzwaldes. Waiblingen. 1954.
13. Volkskunst im Dorf. Soweit der Turmberg grüßt. 12. (1960), S. 62
- Dazu Arbeiten über Ziegel und Ziegler, bei dem entsprechenden Thema dieses Heftes angegeben.

Erntezeit

*Birg nun sorglich deines Lebens Ernte,
Tür und Tor stehn offen und bereit.
Ernte wird das Nabe und Entfernte,
Ernte einer reichen Schaffenszeit.*

*Sieh den Birnbaum in des Nachbars Garten.
Golden treibt die Frucht im nahen Wind.
Deine Ernte ist von andern Arten.
Deine Kraft lebt noch im Enkelkind.*

*Was des Sommers Sonne sorglich reifte,
Golden schmückt es nun des Herbstes Hand.
Wo dein Leben schon die Zukunft streifte,
Blüht der Enkel frohes Kinderland.*

Hans Bahrs



Wildseemoor

Naturschutzgebiete rund um Pforzheim

Von Karl Ehm ann, Pforzheim

Unsere engere Heimat weist — bedingt durch verschiedenartige Klimaeinflüsse, Niederschlagsmengen, Höhenlagen und die geologische Struktur des Raumes — eine große Vielfalt an Pflanzengesellschaften auf. Pforzheims Umgebung liegt im Bereich des verhältnismäßig milden atlantischen Klimas. Im Schwarzwald, wo die Niederschläge reichlich sind, treffen wir typische Vertreter der atlantischen Flora wie etwa den roten Fingerhut, das immergrüne Stechlaub und den Besenginster. In den höheren Lagen mit ihren Hochmoorgebieten kommen auch arktisch-alpine Florenelemente hinzu. Ganz anders ist die Pflanzenwelt im niederschlagsärmeren, wärmeren Hügelland westlich, nördlich und östlich von Pforzheim. Hier liegen Standorte der Steppenheide mit Vertretern der Schwarzmeer- und Mittelmeerflora. Damit haben wir bereits die ungefähre Lage unserer Naturschutzgebiete umrissen. Beginnen wir mit den bekanntesten, dem *Wildsee- und*

dem Hoblob-Hochmoor zwischen Enz- und Murgtal. Beide liegen auf mehr als 900 m ü. M. in einem Gebiet mit Niederschlagsmengen um 1500 mm und mittleren jährlichen Bodentemperaturen von nur 5,7 °C. Den Wanderer ergreift ein eigenartiges Gefühl, wenn er durch das wilde Gewirr der lebenden und absterbenden Legföhren streift und dann auf schwankendem Boden vor dem weiten, von blinkenden Wasserflächen unterbrochenen baumlosen Moor steht. Hier hat ein harter Lebenskampf der Natur ihren Stempel aufgeprägt, und der Mensch steht im Bann einer großartigen Urlandschaft. Die verbreitetste Pflanze des Hochmoors ist das in vielen Arten vorkommende, alles überwuchernde Torfmoos (*Sphagnum*). Es speichert die Niederschläge wie ein Schwamm. Die ständig in die Höhe wachsende Moosdecke führte zu der Bezeichnung Hochmoor. Die unten absterbenden Pflanzenteile bildeten im Laufe der Jahrhunderte dicke Torflager.



Gefranzter Enzian (*Gentiana ciliata*)



Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*)

Von den etwa 200 ha des Naturschutzgebietes Wildsee sind nur etwa 3 ha offene Seeflächen und Kolke (Wasserlöcher). Die Flora der Sphagnumdecke ist dürftig und wenig artenreich. Wir entdecken hier die Rosetten des rundblättrigen Sonnentaus (*Drosera rotundifolia*), einer insektenfangenden Pflanze, die am Boden hinkriechende Moosbeere (*Vaccinium oxyococcus*),

das Sumpfsosmarin (*Andromeda polifolia*), das scheidige und das vielblütige Wollgras (*Eriophorum vaginatum* u. *polystachium*), dessen weiße Samenbüschel im Winde flattern. Dazwischen breiten sich Polster mit verschiedenen Arten von Seggen (*Carex*), so die wenigblütige (*pauciflora*), weißgraue (*canescens*), die Hasensegge (*C.leporina*), Igelsegge (*C.stellulata*) und



Frauschuh (Cypripedium calceolus)



Diptam (Dictamnus albus)

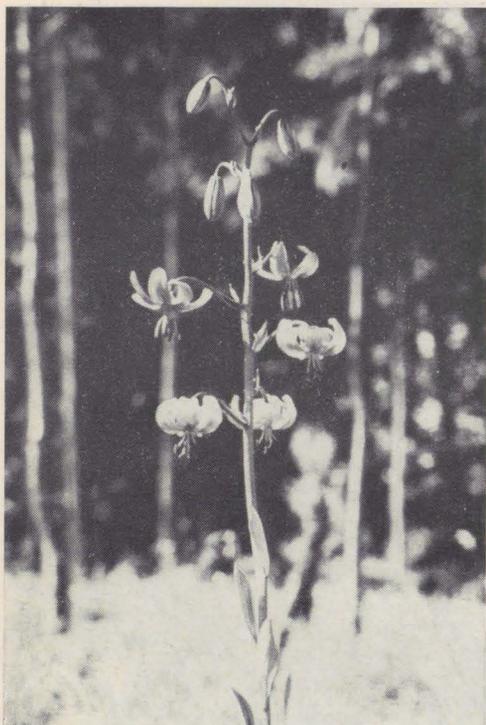
die Schnabelsegge (*C. rostrata*). Weiter sind vertreten die Rasenbinse (*Trichophorum caespitosum*), die sperrige und die Flatterbinse (*Juncus squarrosus* u. *effusus*), sowie die arktische Blumen- oder Blasenbinse (*Scheuchzeria palustris*).

Weniger feuchte Stellen bevorzugt das Borstengras (*Nardus stricta*), das hohe Pfeifengras (*Molinium caerulea*) und die vielblütige Hainsimse (*Luzula multiflora*). Auf höhergelegenen Polstern (Bulten) siedeln sich die Rauschbeere, die Preiselbeere und Heidelbeere (*Vaccinium uliginosum*, *idaea* und *myrtillis*) an. Dort finden wir auch die Krähenbeere (*Empetrum nigrum*) und das Heidekraut (*Calluna vulgaris*). Ein besonders schönes Bild bietet sich im Hochsommer, wenn der Moostepich von unzähligen blauen und roten Beeren durchwirkt ist. Unter den Siedlern des Hoch-

moors entdecken wir auch Lebermoose (*Aneura latifrons* u. *Lepidozia setacea*) und verschiedene Flechten, von denen hier nur die Rentierflechte (*Cladonia rangiferina*) und das Isländische Moos (*Cetraria islandica*) genannt seien. Als einzige einjährige Blütenpflanze erscheint der Wiesenwachtelweizen (*Melampyrum pratense*), ein Halbschmarotzer.

Typische Bäume der Hochmoore sind die Bergkiefer (*Pinus montana*), die als niederliegende Legföhre (*Pinus uncinata*) und als aufrecht wachsende Spirke ganze Urwälder bildet. In den Randgebieten liegen die Standorte der Moorbirke (*Betula pubescens*).

Zu den nordischen Arten zählen u. a. die Moorbirke, der Sonnentau, das Wollgras, die Rasen- und Blasenbinse, die wenigblütige Segge, Moos-, Rausch- und Preisel-



Türkenbund (Lilium martagon)



Purpurorchis (Orchis purpurea)

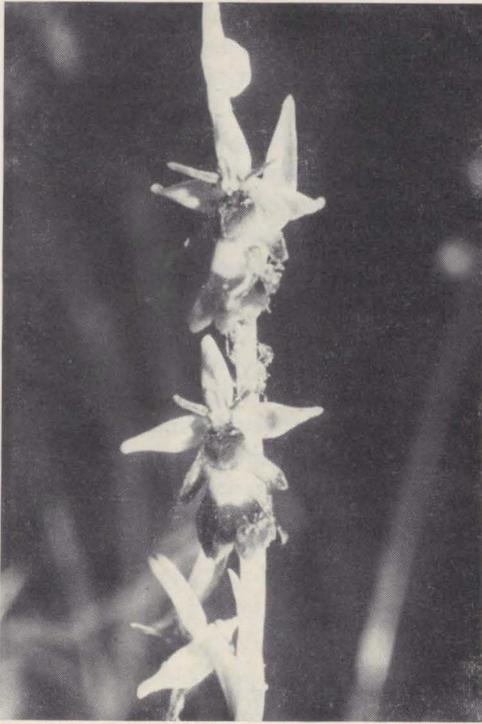
beere und das Sumpfsamarin, während die Bergkiefer und die Krähenbeere alpine Arten sind.

Ähnliche Verhältnisse finden wir auch im Hohlohmoor und im Naturschutzgebiet „Torfstich“ bei Oberreichenbach.

Außerhalb dieser Schutzgebiete blühen auf feuchten Schwarzwaldwiesen da und dort Knabenkräuter (wie *Orchis morio*, *latifolius* u. *maculatus*), die unter Naturschutz stehen. In unsern Schwarzwaldtälern steht gelegentlich auch der Waldgeißbart mit seinen weißen duftenden Rispen, im Eyachtal die blaue Wiesen-schwertlilie (*Iris sibirica*), die ebenfalls geschützt sind.

Eine ganz andere Pflanzengesellschaft finden wir in den Steppenheiden und Heide-wäldern auf den trockenen Hängen und Höhen des Hügellandes. Auf kaum land-

oder forstwirtschaftlich genützten Stand-orten hat sich hier vielfach noch eine natür-liche Lebensgemeinschaft erhalten, deren interessanteste Vertreter mit den Staub-stürmen der Nacheiszeit aus dem Schwarz-meer- und Donaauraum, aber auch aus dem Mittelmeerraum über die Burgundische Pforte bei uns eingewandert sind. Deren wichtigste Fundorte sind Naturschutzge-biete. Das größte dieser Schutzgebiete ist der *Büchelberg* bei Neuhausen, dessen 550 m hoch liegende aussichtsreiche Kuppe eine Wacholderheide trägt. Auf der andern Würmtalseite liegt bei Mühlhausen a. d. Würm das Naturschutzgebiet „*Silberberg*“. Beide Gebiete sind bekannt als Standorte der Silberdistel (*Carlina acaulis*), des gefransten und deutschen Enzians (*Gentiana ciliata* u. *germanica*), der Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*), des Seidelbast (*Daphne*



Fliegenorchis (Ophrys insectifera)



Sibirische Schwertlilie (Iris sibirica)

mezerum) und etlicher Orchideenarten. Dort fliegt auch der geschützte Segelfalter. Außerhalb dieser Schutzgebiete liegt in der Nähe der bislang einzige Standort des Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*), unserer seltensten und farbenprächtigsten, aber auch am meisten gefährdeten Orchisart. Eine besonders schöne Heide mit Tausenden von Küchenschellen liegt bei Mühlhausen/Enz. Auch die Laubwälder des Strombergs bergen noch manche botanische Kostbarkeit, so z. B. den Diptam (*Dictamnus albus*) und den Türkenbund (*Lilium martagon*). Der reichhaltigste Standort der Steppenheide ist das Naturschutzgebiet „*Essigberg*“ bei Dietlingen, das allerdings durch den Tornado 1968 gelitten hat. Dieses Gebiet weist etwa 15 Orchideenarten auf, so die herrliche Purpurorchis (*Orchis purpurea*), die Helm-

orchis (*Orchis militaris*), das große und schwertblättrige Waldvöglein (*Cephalanthera grandiflora* u. *ensifolia*), und dessen rote Abart (*C. rubra*). Im Juni erscheinen die weißblühende Waldhyacinthe (*Platanthera bifolia* u. *chlorantha*), das unscheinbare Zweiblatt (*Listera ovata*), die blattgrünlose Vogelnestorchis (*Neottia nidus avis*) und die stattliche rote Händelwurz (*Gymnadenia conopsea*). Leicht zu übersehen sind die zur Mittelmeerflora zählenden eigenartigen und seltenen Ragwurzenarten. Ihre Blüten sind wahre Wunderwerke der Natur und ähneln Insekten. Bei uns kommen die Fliegenragwurz und die Bienenragwurz (*Ophrys insectifera* u. *apifera*) vor. An feuchteren Stellen stehen die Sumpfwurzarten (*Epipactis palustris* u. *latifolia*). Das Verbreitungsgebiet der Orchideen erstreckt sich auch über den Rann-

wald und andere Laubwälder des Hügellandes.

Alle Orchis- und Ophrysarten stehen unter strengem Naturschutz, auch außerhalb der Naturschutzgebiete. Das Abreißen, vor allem das Ausgraben ist nicht nur verboten, sondern auch sinnlos, da diese Pflanzen ohne die nur am Standort verbreiteten Wurzelpilze immer eingehen.

In den Weinberglagen unserer Umgebung blühen da und dort die Trauben- und die Schopphyacinthe (*Muscari racemosum* u. *comosum*), beide geschützt.

In der weiteren Umgebung liegt bei Maulbronn das Vogelschutzgebiet „*Rosßweiber*“. Er beherbergt — wie auch der bekanntere Aalkistensee — neben seltenen

Wasserpflanzen und -tieren interessante Vogelarten wie Taucher, Bläßhuhn, Kiebitz, Milan und ist Durchgangsstation nordischer Vogelarten. Weiter östlich liegt das Naturschutzgebiet „*Sersheimer Moor*“. Unsere Umgebung birgt auch zahlreiche Landschaftsschutzgebiete, wie etwa das Rann- und Gengenbachtal, Würmtal, Kirnbachtal, Monbach-, Schweinbach- und Kollbachtal, das Grössel-, Eyach- und Kleinental.

Die Naturschutzgebiete wie auch die Landschaftsschutzgebiete bieten noch unverfälschte Natur und sind Erholungsgebiete erster Ordnung. Als solche verdienen sie unsere besondere Aufmerksamkeit und Pflege.

An ihren Zäunen sollt ihr sie erkennen!

Von A. Blösch, Pforzheim

„Ah!, ich han min Lehen, all die werlt, ich han min Lehen!“ So rief unser großer mittelalterlicher Dichter Walther von der Vogelweide, als ihm vom Kaiser nach langem Bemühen ein kleines Landgut verliehen worden war. Nirgends ist aber davon die Rede, daß er nun schleunigst eine Hecke darum gezogen habe. Er hatte andere Sorgen, im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen von heute, die — oft ehe das Haus (pardon, die Villa) fertig ist, eine Wand aus häßlichem Schilfgeflecht bestellen und sie ihren Nachbarn und Vorübergehenden kurzerhand vor die Nase setzen. Anscheinend haben sie dahinter das Gefühl einer gewissen, wenn auch fadenscheinigen Geborgenheit.

Ab und zu habe ich schon versucht, durch die Ritzen einer solchen abweisenden Rohrwand einen verstohlenen Blick in das Tabu paradiesischer Abgeschlossenheit zu werfen, denn — so ist man versucht zu denken —

dahinter muß es doch wohl etwas Besonderes zu sehen geben? Aber auf Ehrenwort, noch nie konnte ich in dem blühenden Garten, auf dem wohlgepflegten Rasen oder auf der weitausladenden Terrasse ein lebendes Wesen entdecken, oder etwas, was das Licht der Sonne oder die Blicke harmloser Wanderer zu scheuen hätte. Zur Ehre der glücklichen Besitzer sei das gesagt. Wozu also diese scheußlichen Sperrwände?

Gehen Sie doch einmal an einem sonnigen Frühlingstag durch die stillen Gartenwege Ihres bevorzugten Wohnviertels! Sehen Sie sich die Zäune an! — Sind Sie nicht auch entzückt über den dunkelbraunen, niedrigen Holzzaun, der einem Haus im Grünen ein heimeliges Gepräge gibt? — Natürlich kann sich nicht jeder einen solchen Zaun leisten, er paßt auch nicht vor jedes Haus.

Der Mann, der mit dem Pfennig rechnen muß, zieht einfach einen Maschendraht und,

falls er ängstlich ist, zwei oder drei Reihen Stacheldraht darüber. Auch nicht schön und dazu völlig unwirksam, (jeder Anfänger von Einbrecher mokiert sich über solch rührend unbeholfene Abwehrgebärde), — aber . . . dahinter ist meist schon eine Ligusterhecke im Kommen, und im Lauf weniger Jahre ist von der Verdrahtung wenig mehr zu sehen. Etwas länger warten muß der Naturfreund, der hinter einer Hecke aus Buchs, Tannen oder Blutbuchen sich nach außen hin abschirmen will. Auch wird niemand daran Anstoß nehmen, wenn der Vorgarten eines herrschaftlichen, vornehmen Hauses durch ein entsprechendes Ziergitter oder ein elegant gezogenes Mäuerchen nach außen hin geschmackvoll abgeschlossen wird. Im Gegenteil, eine gelungene Vorraumgestaltung verleiht dem Ganzen oft erst seine besondere Note. Man sollte es nicht glauben, aber es gibt tatsächlich auch vereinzelt, gepflegte Anwesen, die auf jede betonte Abgrenzung großmütig verzichten. Die Besitzer sind anscheinend der Ansicht, eine sanft auslaufende Rasenfläche oder eine mit Ziersträuchern bestandene Böschung genügen, um die Grenze anzudeuten. Für den Naturfreund ist das eine erfreuliche Sache und — Noblesse oblige!

Wie aber, wenn leblose, fahle, glatte Rohrwände plötzlich den früher so anmutigen Weg einengen und bedrängen? Sie kommen mir vor wie verknöcherte Gouvernanten, die ihn mit strenger Miene auf seine Zweckbestimmung hinweisen. Er tut

mir leid, der arme Weg! Ich sehe, wie er sich ängstlich zusammenzieht, einschrumpft wie ein kranker Wurm, als schäme er sich, mehr sein zu wollen als eben nur ein bescheidener Weg für arme Leute, Durchgang zu anderen, glücklicheren Pfaden oder vornehm asphaltierten Hauptverkehrsstraßen. Wenn dann eine fürsorgliche Stadtverwaltung ein Übriges tut und die kranke, „hohle Gasse“ mit einem wohlriechenden Teerbelag überzieht, dann haben wir den vollkommenen, sauberen, adretten Perfektionismus da, wo vor nicht langer Zeit Fuchs und Hase sich gute Nacht sagten.

Es ist bestimmt ein falscher Standpunkt, wenn einer meint, auf seinem eigenen Grund und Boden könne er tun und lassen, was er wolle, solange er nicht gegen behördliche Vorschriften verstoße. — Besitz verpflichtet! — Er wird immer umso mehr Neid und Erbitterung erregen, als er überbetont wird und sich „ausschließend“ auswirkt. Mancher Villenbesitzer wäre daher wohlberaten, wenn er das „Sich-Abschließen“ auf das unbedingt nötige Maß beschränkte. Vermutlich wird mancher „Sich Geborgenfühlende“ höchst erstaunt sein, wenn man ihm sagt, daß eine gedankenlos aufgestellte Wand manchmal mehr schade als nütze. Die Berliner Mauer steht als Ärgernis und Menetekel am politischen Horizont der Welt, aber auch die Gefahr und das Symbolhafte solcher und anderer feinen Scheidewände sollte man nicht übersehen:

An ihren Zäunen sollt ihr sie erkennen!

Vereinsnachrichten

Heimatpflege tut not

1. Heimatkundliche Vereinigungen tagten in der Fachwerkstadt Eppingen

Heimatsforscher, heimatkundliche Vereinigungen aus dem Kraichgau und ehrenamtliche Denkmalpfleger aus Nordbaden trafen sich auf Einladung der „Eppinger Heimatfreunde“ in der ehemal. Reichsstadt zu einer Arbeitstagung. Dipl.-Braumeister Zorn und Stadtbaumeister Kiehle konnten einen überaus großen Teilnehmerkreis begrüßen, darunter auch Gäste aus Asperg, Bruchsal, Heidelberg, Heilbronn, Pforzheim und Zaberfeld. Nach kurzer Brauereibesichtigung eröffnete Landtagsabgeordneter Kühnle-Weingarten als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege die Veranstaltung, gab einen Überblick über die Probleme der Heimatkunde und Heimatpflege, begrüßte die Planung eines überregionalen Fachwerkmuseums in Eppingen und erhob erneut, die Forderung nach einem wirkungsvollen Denkmalschutzgesetz.

Es folgte ein Vortrag von Dr. Lutz, Stuttgart, vom Denkmalamt, Abt. für mittelalterliche Archäologie, über die Ausgrabung der Wüstung Zimmern nordostwärts von Eppingen. Dieses eingegangene Dorf bestand vom 8. bis 12. Jahrhundert, für 1496 ist noch eine Kirche bezeugt. Bei der Grabung fand man Häuser verschiedener Größe und Alters, ein Kirchlein mit verschiedenen Bauperioden, Gräber und Keramikfunde, die eine genaue Datierung und Einordnung erlaubten.

Den Willkommensgruß der Stadt Eppingen entbot Bürgermeister Peuckert. An das gemeinsame Mittagessen schloß sich eine ausführliche Aussprache an, bei der alle Probleme der Heimatkunde und Heimatpflege behandelt wurden, z. B. Heimatkundliche Forschung, Erfassen verschwundenen und noch

vorhandenen Kulturgutes, Öffentlichkeitsarbeit, Stadtbildpfleger, Naturschutz, Denkmalpflege, Heimatkundl. Schulunterricht, Landschaftspflege, Mitteilung von Neuerscheinungen und Anschriften, Jugendarbeit und weitere Zusammenarbeit. Es wurde beschlossen, sich künftig regelmäßig zu treffen und eine Einladung für 1971 nach Wiesloch angenommen. Eine Entschließung zur heimatkundlichen Arbeit betonte besonders die Notwendigkeit und Dringlichkeit wirksamer Denkmalschutzbestimmungen.

Den Abschluß bildete ein Rundgang durch die Eppinger Altstadt, wobei unter sachverständiger Führung Fachwerkhäuser von der Gotik bis zum Barock erläutert wurden und das reich beschnitzte „Baumann'sche Haus“ (1582), die „Alte Universität“ (15. Jhd.) mit Heimatmuseum und die einzigartigen gotischen Chorturmfresken der Altstädter Kirche die Höhepunkte darstellten.

Entschließung

Die am 13. Juni 1970 in Eppingen (Nordbaden) zu einer Arbeitstagung der heimatkundlichen Vereinigungen und Heimatsforscher sehr zahlreich erschienenen Vertreter und interessierten Mitarbeiter, die sich seit vielen Jahren um Heimatkunde und Heimatforschung, sowie deren Verbreitung und Vertiefung in allen Volksschichten bemühen, richten an die Öffentlichkeit, insbesondere aber an Regierung und Landtag, folgende Entschließung.

1. Die im größeren Teil unseres Landes völlig unzugänglichen Grundlagen des Denkmalschutzes müssen unbedingt und so schnell als möglich für das ganze Land

Baden-Württemberg einheitlich gesetzlich geregelt werden. Hierzu sollten

1. das Wiederinkraftsetzen des § 34 Bad. LBO (Drucksache 1491) unverzüglich erfolgen, um ein einheitliches Bauordnungsrecht zu bekommen und die Benachteiligung Nordbadens beim Denkmalschutz zu beseitigen;
2. die wiederbegonnenen Arbeiten für ein bad.-württ. Denkmalschutzgesetz vorangetrieben und das Gesetz in absehbarer Zeit verabschiedet werden.
2. Die Vereinigung für Heimatkunde und Heimatforschung stellen immer wieder mit Bedauern fest, daß die staatlichen Ämter für Denkmalpflege personell unterbesetzt sind und nicht mit ausreichenden Mitteln ausgestattet sind. Die Wichtigkeit ihrer Aufgaben verlangt aber dringend eine umgehende Besserung dieser unhaltbaren Situation.
3. Um bei den vielen Hausabbrüchen wenigstens etwas vom wertvollen Kulturgut retten zu können und da eine derartige Sammelstelle noch fehlt, ist das Schaffen eines überregionalen Fachwerkmuseums erforderlich. Aufgrund der baulichen Eigenheiten unserer Landschaft und der örtlich bereits geleisteten Vorarbeiten, bietet sich als geeigneter und günstiger Standort die Fachwerkstadt Eppingen an, zumal mit der „Alten Universität“ hier auch ein entsprechendes Gebäude vorhanden ist.
4. Die verschiedenen Organisationen der Heimatkunde und Heimatpflege, die in den einzelnen Landschaften arbeiten, sollten alle in der Arbeitsgemeinschaft zusammenfinden, um die Ziele zu koordinieren und das Durchsetzen gemeinsamer Aufgaben besser als bisher zu erreichen. Hierzu sind alle Freunde und Verantwortlichen des Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes aufgerufen.
5. Das Kultusministerium Baden-Württemberg wird gebeten, in Verbindung mit die-

ser Arbeitsgemeinschaft alle Möglichkeiten zu prüfen und entsprechende Anordnungen zu erlassen, damit beim Studiengang angehender Pädagogen und bei der schulischen Erziehung und Unterrichtung der Jugend die Kenntnisse der Heimat und ihrer Geschichte in noch stärkerem Maße berücksichtigt werden.

6. Die Versammlung ist außerdem der Meinung, daß die örtlichen Heimatmuseen eine wichtige, aber oft verkannte Aufgabe zur Sammlung wertvoller Gegenstände der Vergangenheit wahrnehmen. Dadurch wird die Bedeutung großer Museen keineswegs beeinträchtigt werden. Aus diesem Grunde müssen sie von den staatlichen Stellen in stärkerem Maße als bisher wirkungsvoll unterstützt werden.

Die Heimatforscher erstreben eine lebendige Verbindung von der Vergangenheit zur Gegenwart und Zukunft. Nur auf diesem Wege können aus dem Wissen um die Geschichte der engeren Heimat unersetzbare wertvolle Zeugnisse der Vergangenheit erhalten und bewahrt werden.

*Für die heimatkundlichen Vereinigungen
im Kraichgau u. a. G.:*

(W. Bickel)

Ortsgruppe Badische Heimat e. V. Bretten

(H. Kullmer)

Vereinigung der Freunde Sinsheimer Geschichte.

(Th. Mayer-Ullmann)

Heimatfreunde Eppingen

(Dr. h. c. O. Linck)

Zabergäu-Verein Güglingen

2. Leserbriefe:

Die Zuschriften enthalten die persönliche Meinung des Einsenders und nicht immer die der Redaktion. Sie werden nur mit vollem Namen veröffentlicht. Die Redaktion behält sich die Veröffentlichung wie auch Kürzungen vor.

Mosbach, den 27. 10. 1969

Sehr geehrte Schriftleitung,

als Vorsitzender des Vereins Alt-Mosbach e. V. bitte ich Sie sehr, im nächsten Heft der „Badischen Heimat“ folgendes zu veröffent-

lichen: *Zur Denkmalpflege im badischen Frankenland* (Niester in Heft 3/1969) *Stellungnahme des Vorsitzenden des Vereins Alt-Mosbach e. V.*

Die Ausführungen des Herrn Verfassers können, soweit sie sich auf *Mosbach* beziehen, in mehrfacher Hinsicht nicht unwidersprochen bleiben. Niester schreibt von einem „notwendig gewordenen Abbruch“ der Fachwerkhäuser Kapferer und meint, mit dem Wiederaufbau sei eine Lösung gewonnen worden, „mit der der Heimatfreund sich zufrieden geben kann.“ In der unlängst erschienenen Schrift „Neues Haus in alter Stadt“ des Vereins Alt-Mosbach befaßt sich ein Kenner der Materie, Dipl.-Ing. Meszmer, Mosbach, mit dieser Angelegenheit; er schreibt:

„Aus jüngster Zeit sind Beispiele bekannt, bei denen altes Fachwerk herauspräpariert und als Originalwerk in den Neubau übernommen wurde. Zwar ist hier das Fachwerk auch vorgeblendet und der Tragfunktion enthoben, aber es bleibt das Zeugnis einer alten Kultur. Wer sich in den Bann eines solchermaßen erhaltenen Werks ziehen läßt, fällt nicht einer Täuschung zum Opfer. Diese Einverleibung von altem Fachwerk in einen modernen Baukörper stellt die erfreulichste Methode dar, die uns zur Verfügung steht, um wertvolle Stadt- oder Dorfräume in ihrem Aspekt zu bewahren. Die Möglichkeit sie anzuwenden hat man in Mosbach unberücksichtigt gelassen. Aber auch der zweitbesten Methode ist man in Mosbach nicht gefolgt. Sie besteht darin, das abgebrochene Fachwerk mit oder ohne Benutzung von brauchbaren Teilen originalgetreu wieder auf- und in den neuen Baukörper einzubauen. Diese Methode ergibt eine Kopie, die kunstgeschichtliche Erwähnung weiterhin gestattet.

Die Neubauten Kapferer-Hechtel sind aber keine Kopien. Sie sind auch nicht dem Alten nachempfunden. Behauptete das einer,

so würde er die Wahrheit nicht treffen...“ Bei dieser Sachlage dürfte Niester sich wohl in der Ansicht täuschen, der Heimatfreund könne sich mit der in Mosbach gefundenen Lösung zufrieden geben. Die Wahrheit ist, daß der Heimatfreund den unersetzlichen Verlust zweier für Mosbachs Stadtbild besonders charakteristischen Fachwerkbauten zu betrauern hat; die Trauer wird durch das Bewußtsein nicht gemildert, daß der Verlust vermeidbar gewesen wäre.

Herr Niester schreibt von einer „als unumgänglich anzusehenden Hauptstraßenverbreiterung“. Dieser, bzw. der damit verbundenen Einfügung sog. Arkaden, sind zwar die wertvollen Bauten Kapferer/Hechtel zum Opfer gefallen. Dagegen aber ist es sonst in Mosbach um die Hauptstraßenverbreiterung sehr ruhig geworden, während vor zwei Jahren darüber heftig diskutiert wurde. Notwendig war sie nie, da wir eine bis heute sehr gut funktionierende Umgehungsstraße haben. Derzeit geht die Diskussion in Mosbach darum, ob man nicht dem Beispiel zahlreicher anderer Städte folgen und die Innenstadt von jedem Autoverkehr befreien soll — dies nicht zuletzt zum Schutz der alten Bauten.

Mit „weltfremder, romantischer Gesinnung“, von der Niester spricht, haben solche Überlegungen wahrhaft nichts zu tun. Ganz gewiß sollen die Eigner der alten Häuser in ihnen nicht nur menschenwürdig wohnen, sondern in ihnen auch ihren Lebensunterhalt verdienen. Die von Dr. Heukemes in Ladenburg durchgeführte Art der Altstadt-Sanierung zeigt, wie gut sich die genannten Belange mit den Interessen der Denkmalpflege vereinbaren lassen: Erhaltung der alten Bauten im Äußeren, Ausbau nach ganz modernen Gesichtspunkten innen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Frank

Vorsitzender des Vereins Alt-Mosbach e. V.

Buchbesprechungen

Moser, Ludwig: *Badisches Glas. Seine Hütten und Werkstätten*. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1969. 51 Seiten, 42 Tafeln.

Wer gewohnt ist, die Bedeutung und den Wert von Büchern an ihrem Umfang abzulesen, geht beim Anblick dieses Buches in die Irre. Entgegen landläufigen Vorstellungen kann auch auf 51 Seiten Wesentliches gesagt werden, zumal wenn diese 51 Seiten so kompreß gesetzt sind wie hier und vor allem wenn sich der Autor bemüht hat, kein überflüssiges Wort zu sagen und dafür Fakten an Fakten zu reihen, Information an Information, Daten an Daten. Zumal auch, wenn sich der — leider verstorbene — Autor eines sachlichen, konzentrierten, knappen Stils befleißigt, wie man ihn heute kaum mehr in einem kunsthistorischen oder wirtschaftshistorischen Buche antrifft — und auch gar nicht mehr erwartet. Und was noch wichtiger ist: Die wissenschaftliche Haltung, die Methodik des Buches ist einwandfrei und selten. Da ist keine Einzelheit im Text gesagt, die nicht belegt wird, — da wird aus den Akten oder aus der Sekundärliteratur nur entnommen, was tatsächlich daraus zu entnehmen ist; da wird eben aus den Primärquellen geschöpft und nicht wie bei vergleichbaren Themen leider nur zu oft aus zweiter und dritter Hand gearbeitet. Der Präzision der Diktion entspricht — es kann gar nicht anders sein — akribische Quellenarbeit. Mosers Buch ist kein Buch für leichte Lektüre, es ist ein ernsthaftes, wissenschaftliches Buch, und wird nur dem an der Materie Interessierten zum mitreißenden Roman der badischen Glasmacherei.

Um diese geht es nämlich, nicht um das in Baden hergestellte Glas in stilvergleichender Hinsicht. Der Untertitel des Buches trifft den Inhalt des Textes besser als der Obertitel; der Obertitel hinwieder ist gerecht-

fertigt durch den Tafelteil mit seinen 72 Nummern auf 42 Seiten. Mosers Text führt die Geschichte der Glashütten Badens und der angrenzenden Gebiete vor, in z. T. historischer, zum größten Teil aber räumlicher Abfolge: Einem Abschnitt über die Frühzeit folgen solche über Oberschwaben und das Bodenseegebiet, den Südlichen Schwarzwald, — ein Exkurs über Wirken und Einfluß der Glasträger ist hier eingesetzt —, über den Mittleren Schwarzwald, über den Nördlichen Schwarzwald und die untere Hardt. Anschließend werden die Neugründungen der Industriezeit und die heute tätigen Hütten besprochen. Ein alphabetisches Verzeichnis der badischen und anderen besprochenen Glashütten läßt schon beim Überfliegen das vielfältige Bild eines Industriezweiges früherer Zeiten erstehen, wie es in diesem Reich tum kaum mehr — und das selbst vom Kenner und Liebhaber badischen Glases — realisiert wird. Eine dem Text vorausgehende Karte der einzelnen Glashütten unterstützt den Text und veranschaulicht ihn. Eine ausgezeichnete Bibliographie am Ende des Textteils führt sowohl die zusammenfassenden Nachschlagewerke und Handbücher auf, in denen man normalerweise nichts zu dem Thema Glas suchen würde, wie auch die Spezialliteratur bis in die kleinsten Zeitschriftenaufsätze hinein.

Soweit die Hüttengeschichte, die für jeden Interessierten eine Fülle von Details — von durch Register gut erschlossenen Details, muß man hinzusetzen! — bietet. Der Abbildungsteil nämlich bezieht sich — abgesehen von den vier ersten Nummern, die Darstellungen der Glashütte im Aule und deren Betrieb im frühen 19. Jahrhundert bieten — auf die Produkte der im Text vorgeführten Glashütten, ist also kunsthistorisch eingestellt. Die Abbildungen wurden zusammengestellt und offenbar auch — und das in

einer dem Textteil entsprechenden Sachlichkeit — kommentiert und erläutert von E. Frhr. Schenk zu Schweinsberg. Das früheste der abgebildeten Gläser ist ein Willkommbecher des Stiftes St. Blasien mit diamantgerissenen Wappenschildern. Danach folgen die verschiedensten Techniken verzierten Becher, Pokale, Flaschen, Krüge, Weihwasserbecken, Kelche, Karaffen, — bis zu den repräsentativen Pokalen der Hütte Herzogenweiler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Abbildungen sind nicht auf Effekt bedacht, sondern auf Sachlichkeit, und mögen manchem Sammler — so geschah es auch dem Rezensenten — die Zuweisung einzelner Stücke an bestimmte Hütten ermöglichen und erleichtern und damit die Freude am Besitz alten badischen Glases erhöhen.

Das Buch erscheint als Band 1 in einer neuen Reihe „Veröffentlichungen zur Geschichte des Glases und der Glashütten in Deutschland“, die von E. Frhrn. Schenk zu Schweinsberg und A. von Saldern herausgegeben wird. Man muß sagen, daß die neue Reihe, auf deren Fortschreiten sich der Glassammler freut, kaum würdiger begonnen werden konnte als mit dem vorliegenden soliden, äußerlich bescheidenen, aber im Innern großartigen Buch von L. Moser.

Dr. Robert Feger

Döbele, Leopold: Der Hotzenwald. Natur und Kultur einer Landschaft. Freiburg i. Br. 1968. 172 Seiten, 1 Faltk. (= Wanderbücher des Schwarzwaldvereins Band 2)

Als vor 120 Jahren J. V. von Scheffel seine „Säckinger Episteln“ und seine „Reisebilder vom Hauensteiner Schwarzwald“ schrieb, vermerkte noch kein Reiseführer, keine Karte den Namen Hotzenwald; auch Scheffel kennt zwar das Wort „Hotz“ für die Bewohner der Landschaft, er setzt aber im Titel der „Reisebilder“ noch einen politisch-historischen Begriff für einen Volks-

tumsbegriff, denn Hauenstein hieß die Grafenschaft, zu der verwaltungsmäßig gehörte, was wir heute unter Hotzenwald verstehen; Jenes Gebiet des Südschwarzwalds, das im Westen von der Wehra, im Osten von Schwarza und Schlücht begrenzt wird, im Norden etwa von der Linie St. Blasien-Todtmoos, und das im Süden am breit strömenden Hochrhein endet. Dieser Hotzenwald ist heute nicht mehr das halb unwegsame, wintereinsame Gebiet wie zu Scheffels Zeiten, als man sich dort noch auf nächtlicher Schlittenfahrt verirren konnte. Heute überzieht ein Netz von Straßen den „Wald“, erschließt die romantische Wildheit der Täler und schafft die Verbindungen zwischen den Städtchen am Rhein und den Orten auf der Höhe, oder die Querverbindungen zwischen den alten Hotzenorten. Den Rhein entlang zieht neben der B 34 die Eisenbahn und nimmt die Verkehrsstränge aus dem „Walde“ auf.

Was es in diesem Rahmen an und auf dem Hotzenwald zu sehen und was es davon zu wissen gibt, beschreibt unser Buch. Es ist ein Buch — d. h. mehr als ein Wanderführer —, dennoch erlaubt sein handliches Format es in der Tasche beim Wandern bei sich zu tragen. L. Döbele, als einer der besten Kenner des Hotzenwaldes längst bekannt, führt zunächst die Natur- und Kulturlandschaften des Hotzenwaldes in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen vor: Landschaft und Klima, Pflanzen- und Tierwelt (dies ein Beitrag von A. Huber), Geologie, Geschichte, Wirtschaft und Volkskunde, auch die Volkssprache findet knappe, sachliche, aber erschöpfende Behandlung. Eine kleine Bibliographie ergänzt diesen Teil. Dann wird eine vortreffliche Darstellung der einzelnen Wandergebiete gegeben, wie sie sich dem Wanderwilligen anbieten. Neben Technisch-Praktischem findet sich hier zu jedem Ort eine Beschreibung nach Geschichte, Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, Wirtschaft, Naturkunde im weitesten Sinn,

— wie man sich das alles nicht besser wünschen könnte. Beigegeben ist eine sehr übersichtliche Faltkarte, die zwar leider auf Morphologisches ganz verzichtet, aber vielleicht deswegen ihre Korrespondenz mit der Einteilung des Textes nach den Wandergebieten und Wanderwegen und damit ihre Brauchbarkeit besonders gut erweist. Alles in allem ist das flexibel und modern gebundene Buch ein Schatz für den Wanderer wie für den Kenner und Liebhaber des Hotzenwaldes. Besäßen wir nur für alle unsere heimatlichen Landschaften so fundiert geschriebene und so praktisch-nützliche Führer wie diesen!

Robert Feger

Friedrich Roth: „War das doch ein lautes Prunken“. Gedichte, 110 Seiten, Ganzleinen, Verlag Karlsruher Bote.

Der Erzähler, Lyriker, Dramatiker und Schriftleiter der bestens bekannten Lahrer Heimatbücher, Friedrich Roth, hat seinem gewichtigen Werk ein neues Buch angefügt: hochdeutsche Gedichte.

Wenn wir diese Schöpfungen mit denen des zuletzt, 1963, erschienenen Bandes „Fülle der Tage“ vergleichen, so finden wir den Dichter auf neuen Pfaden. Im 1. Teil dieses Buches, „Pulvis et umbra sumus“ genannt, „Wir sind Staub und Asche“, ein Zitat aus Horaz, erweist sich der Dichter als ein Kenner der klassischen antiken Dichtung, ihrer Ausdrucksformen und Gedanken. Wir finden hier Gedichte etwa auf die Promethiden, auf Orpheus, Wieland, tiefe Gedanken in schweren Rhythmen, der Antike in Form und Inhalt gemäß. Da liest man: „Nicht verloren in nüchternen Flachheit möge sein der Mensch unserer Tage“ oder „Gleichwohl muß singen / der Sänger, / sagen der Seher, / unentwegt, / um zu bewahren / als das getreue, / herrliche Leben, im Ja und im Trotzdem“. Das sind gewichtige Gedanken, die im langen Brokatgewand einherwandeln.

Im nächsten Teil des Buches aber bricht die Natur, das ureigene Gebiet des Autors, mächtig durch. Gewissermaßen mit Pauken und Trompeten: Blumen, Getier, Früchte des Feldes, die Gestirne, Stürme, Nächte, die Jahreszeiten. Auf diesem Waidfeld geht dem „Jäger“ erst das Herz auf. Da findet er Worte, Bilder, Metaphern, Vergleiche, neue Wortkombinationen und Satzkonstruktionen, alles voll Kraft und Eigenwilligkeit. Es glänzt in Farben, leuchtet wie Edelsteine, es klingen die Vokale und Konsonanten wie Musik, es ergreift der flotte Rhythmus, jubeln die Reime, alles in allem: eine Symphonie der Natur. Hier wird der Dichter selbst zum Sänger, Sager und Seher. Dabei bedient sich der Dichter der klassischen Formen mit ihrer strengen Gebundenheit wie auch der modernen, zwanglosen Lyrismen, erstere, die schwierigeren, mit größerer Sicherheit als die neuzeitlichen. Hier erweist er sich mehr der Tradition verbunden. Ein Beispiel, das etwa / den 100, durchaus nicht immer gleichwertigen Gedichten entnommen ist und das mehr und Genaueres aussagt, / als dies die Worte eines Rezensenten können, folge hier.

Doch sei zuvor noch erwähnt, daß der letzte Teil des Buches in Gedankenlyrick ausmündet, das Reale vergeistigend und verdichtend.

Ein beliebtes Sujet der Poesie hat es auch unserm Dichter angetan: der Schmetterling. Doch, wie behandelte, wie gestaltete er dieses zarte Thema vor sieben Jahren und wie heute! Diese Vervollkommnung ist immer wieder und überall im jetzigen Buch zu erleben und zu bewundern. Ja man kann schulgerecht erlernen, wie man Verse noch besser macht, wie man ihnen noch mehr Anschaulichkeit, Beweglichkeit, Kraft und Atmosphäre gibt. Der Rezensent kann das neue Kunstwerk nur vorstellen, sich vor ihm neigen und bitten: „Verwüschet mir de Staub nit drab!“

Schmetterling
aus „Fülle der Tage“

Welch ein wohlbeschaffenes Ding
ist ein bunter Schmetterling,
Farben, wie der Mai sie nimmt,
Formen, kunstvoll abgestimmt.

Flügelleicht und flügelschwer
taumelt er durchs Blütenmeer.
Niemand weiß, woher er kam.
Lautlos schwebend, wundersam

flattert er im Mittagslicht,
märchenhafter, kleiner Wicht.
Putten jagen keck ihm nach.
Nur so wild nicht, nur gemacht,

unbekümmert leichte Brut!
Zauber wirkt in Mittagsglut
und in allem, was euch schier
unerreichbar, euch und mir.

Halten wir es aber fest,
ist der Schmelz hinweg, als Rest
bleibt dann nur Ernüchterung.
Drum laßt jedem Ding den Schwung,

der's der Neugier fromm entzieht!
Übers festliche Gebiet
zettelt Flora Rosen hin,
Schönheit aller Dinge Sinn.

Schmetterling
aus dem neuen Gedichtband

Hinter den Vorhang, zugezogen,
hat sich ein Schmetterling verflogen,
haftet, die Flügel ausgebreitet,
dicht an der Scheibe. Und draußen weitet
zauberisch sich die Schönheit im Lande,
sonnendurchglutet. Er begreift nicht die
Bande,
die ihn, gläsern, am Schweifen hindert
und seines Wesens Freudigkeit mindert.
Geht's uns nicht öfters ebenso? —
Als ich die Hand, das Tierlein zu fassen,

ausstrecke, es in die Freiheit zu lassen,
flattert es ängstig auf, sich erwehrend
tödlichem Zugriff, nur Leben begehrend.
Schicksals Werkzeug dünkt ihn der Greifer
und meiner Absicht zitternder Eifer. —
Endlich behutsam faß ich den Falter,
werfe ihn hoch in die Luft. — Und ein
Psalter,
scheint mir, ertönt in der silbernen Weite. —
Glücklich dehnt seiner Schwingen Breite
nun der Befreite, in seligem Schrecken
taumelt er hin über Raine und Hecken,
wieder einmal dem Verhängnis entronnen.
Was er liebt, hat er neu sich gewonnen.

Richard Gäng

Walter Füsslin: „Licht, Zwieliht und
Schatten.“ Zu einem neunten Buch aus dem
Markgräflerland.

Wenn man dieses apart ausgestattete Buch
und sein Inhaltsverzeichnis überschaut, er-
kennt man, daß es sich hier um ein viel-
fältiges und differenziertes Werk, um die
ganze Ernte eines tief erfaßten Lebens
handelt, das in seiner Art wenig Gleiches
findet. Beim genauen Lesen erweist sich der
Autor als ein sehr erfahrener Arzt und
Psychologe, als ein echter und treuer Mark-
gräfler und zugleich Großstädter, als ge-
wandter Beherrscher der Sprache, ja als
Dichter unserer Zeit. Man begegnet auf den
107 Seiten geschichtlichen, erdkundlichen, me-
dizinischen, ethnologischen, politischen, heimatlichen, unterhaltenden und dichterischen
Arbeiten und Schöpfungen, die im Gewand
von Betrachtungen, Erinnerungen, Glossen,
Erzählungen, Anekdoten und Gedichten ein-
herschreiten. Eine Fülle von Bildern, Ge-
schehnissen und Gedanken steigt daraus
empor und zeugt von einem reichen, vor-
wiegend statischen, traditionsbewußten Le-
ben.

Die Texte zeichnen sich durch klare Kon-
zeption, lebhaften Stil und gewinnenden
Inhalt aus. Die Sprache gehorcht dem Ver-
fasser, der in der Hochsprache so sicher

schreibt wie in der Mundart, gleich zwei Reitpferden, die er anspornt, zu Läufen und Sprüngen treibt, und zugleich zügelt und bändigt. Er versteht es, die kleinen Beobachtungen und Geschehnisse in einem einfachen bäuerlichen oder städtischen Kreis bis hinauf zu Wilhelm II., aber auch frühe Kindheitserinnerungen oder die Untaten eines bösen Zwischenreiches packend im Wort zu gestalten. Entzückend die Geschichte von einem Muttertag! Ebenso klar und sicher sieht und gestaltet der Autor die Gesellschaft und die Welt. Er vermag vortrefflich, Licht und Schatten zu sehen, zu wiegen, ja ins Geistige zu sublimieren. Das gelingt ihm besonders ergreifend beim letzten Stück des Buches, ein Hörspiel, das vielleicht noch etwas gestraft werden könnte, das sich mit der Euthanasie auseinandersetzt; es ist wohl die künstlerische Bewältigung von bangeren Erfahrungen in der amtlichen Dienstzeit. Immer aber ist die dichterische Aussage, der hohe menschliche Gehalt das Entscheidende und Ergreifende. Diese Substanz macht das Werk in allen seinen Variationen zu wohlgefügten und starken Schöpfungen. Er bekennt selbst dazu (Seite 8):

Drum wag es! Verdichte
das Trübe, das Lichte,
sei's Moll oder Dur!
Du dienest der Wahrheit!
Sie leuchtet in Klarheit
nach dumpfer Klausur. Richard Gäng

Walter Füsslin: „Licht, Zwilicht und Schatten“ mit 19 Federzeichnungen von Fritz Fischer. M. Schauenburg-Verlag, Silberdistelreihe Nr. 64, Lahr, 107 S., 9.80 DM.

Der Schuh ohne Spitze

Zu einem Roman von Hans Jensen

In diesem historischen Roman des in Freiburg i. Br. lebenden, über 80jährigen, aber geistig quicklebendigen Erzählers Hans Jensen, wird das Leben von Conrad Stürtzel dargestellt. Die Handlung setzt mit dem Jahr ein, in dem er mit 26 Jahren Magister

an der Freiburger Universität, nach einem weiteren Jahr Dekan und nach 2 Jahren darauf schon Rektor wird. Nun folgt ein tiefes und erfolgreiches Leben als Mensch und Gelehrter, Bürger und Politiker. Zuletzt wirkte er als Hofkanzler des nach Rudolf von Habsburg volkstümlichsten Kaisers aus dem Hause Habsburg, Maximilian I. (1493—1519).

Dieses bewegte und fesselnde Leben schildert der fleißige und begabte Erzähler Jensen in einem klaren, flüssigen und expressiven Stil. Das Wort greift sicher und umsichtig zu; die Dinge, Geschehnisse und Menschen erscheinen lebensvoll, farbig und packend. Wenn man den Stil dieses jüngsten Romanes mit dem der vorangegangenen Werke vergleicht, — Jensen schrieb viele Romane, — so muß man feststellen, daß er zwar noch gewandt und plakativ ist, aber doch mehr ins Minutiöse hinein tendiert als eine Art Alterstil. Überall bringt er Spannung und eine erstaunliche Wissenbereicherung von den großen historischen Ereignissen und Zusammenhängen bis hinein in jegliches Lokalkolorit. So ist dieser Roman wie auch seine Vorgänger eine vom Stil her dichterisch bewegte Lebensdarstellung, weniger ein Roman im Sinne der packenden Gestaltung menschlicher Tiefen, Triebe und Leidenschaften. Hans Jensen kennt seine Begabung und Grenze und beachtet sie; ein lebenswürdiger, fadengerader und offener Erzähler.

Hans Jensen: „Der Schuh ohne Spitze“, mit einem Vorwort von Otto von Habsburg, 232 Seiten, Ganzleinen, 15.80 DM.

Richard Gäng

„Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach“. Gedenkschrift für Arnold Tschira. Bühl: Konkordia A. G. 1969. 90 S., 123 Abb. auf Taf., 1 Farbt., 1 Faltpl. DM 6.— (= Bühler Blaue Hefte, Sonderausgabe Bd. 20).

Die Bühler Blauen Hefte, in der Ortenau und im ganzen badischen Land bekannt, haben mit diesem Sonderband eine besondere Leistung her-

ausgebracht. In anspruchslosem Gewand erscheint hier eine Monographie von höchstem dokumentarischem Wert, die mit kompetenten Beiträgen über die Restaurierung des Schwarzacher Münsters und über die Baugeschichte der Abtei berichtet. Nichts von dem, was an dieser Restaurierung der Jahre 1964 bis 1969 interessiert, wurde vergessen, — alles ist aufs Beste belegt und nachgewiesen, — alles Ergrabene und Erforschte mit einer schlechthin erschöpfenden Menge von Fotos, Rissen und Plänen vorgeführt. So bleiben weder Zweifel über den kunsthistorischen Bestand noch über die Restaurierungsleistung als solche. Das ist kein Wunder: Diese Monographie stammt aus der Feder von Fachleuten, die zum größten Teil auch für die jeweiligen Recherchen verantwortlich waren. Dieses Team von Experten spricht stellvertretend für den während der Arbeiten verstorbenen Prof. A. Tschira, der sie anregte und leitete und dem dieses Berichtsbuch nun ein schlichtes, sachliches Monument setzt.

Im Einzelnen: Über „Die Baugeschichte der Abtei Schwarzach“ informiert P. Marzloff in einem einleitenden Aufsatz, der auch auf die Gründungsgeschichte des Klosters eingeht und parallel zur Baugeschichte die Klostersgeschichte überhaupt verfolgt. In einem zweiten Beitrag „Die hochmittelalterliche Abteikirche“ bespricht ebenfalls P. Marzloff eingehend den Bautyp, Einzelheiten des Grundrisses und die Bauweise, bringt Grundriß und Einzelformen in stilgeschichtlichem Zusammenhang mit vergleichbaren Kirchenschöpfungen in Burgund und im Elsaß und kennzeichnet das Schwarzacher Münster als den „letzten in rein romanischen Formen vollendeten Bau“ rechts des Oberrheins. — J. Hotz untersucht „Die Barockgebäude der Abtei Schwarzach“ — der Hauptbau war ein Werk Peter Thumbs —; sie sind bis auf wenige Reste in der 1. Hälfte des 19. Jhds. abgebrochen worden. Über „Die Orgeln in der ehemaligen Abteikirche von Schwarzach“ berichtet A. Hohn. Ein Beitrag von J. Göricke hat „Die Restaurierungsarbeiten an der Kirche“ zum Gegenstand. Die unter der Leitung von A. Tschira durchgeführte Restaurierung ist allerdings eine zweite, — sie sicherte den Bau erneut, beseitigte barocke Umgestaltungen des Außenbaus und gab dem Münsterinnern sein helles, farbiges Gesicht zurück;

schon einmal, in den Jahren 1888 bis 1897, war unter der Leitung von J. Durm eine Sicherung des Bauwerks vorgenommen, dabei aber auch dem Inneren eine düstere Farbfassung gegeben worden. An vielen Einzelheiten der jetzigen Wiederherstellung ist abzulesen, wie sehr nun dem ursprünglichen Bagedanken wieder schönste Verwirklichung zuteil geworden ist und welche Sorgfalt bei Planung und Ausführung obgewaltet hat. Ein letzter Beitrag von G. Vilmar — „Die Ausgrabungen“ — gibt einen Überblick über die Grabungen; sie stellen den Fundamentverlauf des rechteckigen karolingischen Gründungsbaus (um 740), dessen Ausbau und zwei Erweiterungsphasen fest.

Dem Textteil des Buches — er ist komprimiert und knapp, verliert sich nicht in Weitschweifigkeiten, sondern bringt in sachlicher, doch auch dem Nichtfachmann verständlicher Sprache das zu Sagende vor — schließt sich ein ebenso großer Abbildungsteil an. Er ist sehr instruktiv aufgebaut. Nach zwei Fotos, die das Münster in die Landschaft eingebunden zeigen, folgen Grundrisse, Schnitte und Ansichten, wobei jeweils der Zustand vor und nach der Wiederherstellung gezeigt wird. Eine große Zahl Fotos bietet sodann Außen- und Innenansichten sowie bauliche Details; auch diese Fotos stellen stets den Zustand vor und nach der Restaurierung einander gegenüber. In dieser ständigen Konfrontierung des jetzt Sichtbaren mit dem Gewesenen tritt die Leistung Tschiras und seiner Mannschaft außerordentlich klar zutage. Immer wieder erweist sich ein Detail, das am jetzigen Münster ganz selbstverständlich und völlig stilrein erscheint, als Wiederhervorholung von Verbautem, Verborgenen, Übermaltem. Mag sein, daß manches an der neuen Gesamterscheinung des Münsters etwas hart erscheint; indessen wurde z. B. die Farbe des Inneren auf alte Weise neu hergestellt und auf vorgefundene Farbreste abgestimmt; oder die berühmten Kapitelle mögen manchem etwas hart geschnitten erscheinen; sie rühren jedoch aus der Durm'schen Restaurierung her, — Fotos von damals zeigen, daß die ursprünglichen Kapitelle so stark beschädigt waren, daß der Ersatz durch Repliken das einzig Gegebene war. Im übrigen sind — eine vortreffliche Idee — die alten Kapitelle zusammen mit anderen Bauteilen und Plänen in einem kleinen

Museum nahe der Kirche ausgestellt und von den Besuchern des Münsters bequem zu besichtigen. Im Abbildungsteil findet man auch alte Ansichten und Pläne der barocken Klosteranlage; sie zeigen, was Indolenz und Bilderstürmerei der 1. H. des 19. Jhs. hier zerstört haben. Der damaligen Zerstörung entgangen ist der große Barockaltar des Münsters. Die Restaurierung hat auch ihn in ihre Obsorge einbezogen, zu prachtvoller Wirkung wiederhergestellt und in das bessere Licht des nördlichen Querschiffs gesetzt. Fotos des barocken Gebäuderestbestandes, Grundrißvergleiche, eine Karte der Klöster am Oberrhein folgen. Schließlich eine Reihe von technisch hochinteressanten Bauskizzen, z. T. noch von Durm herrührend, und zum Abschluß zahlreiche Fotos von den Grabungen: Fundamente, Estriche, Gräber, Kleinfunde, ein Plan der ergrabenen frühmittelalterlichen Bauten und ein Gesamtplan der Grabungen. So zeigt der Band bis ins Kleinste, wie verantwortungsbewußt und subtil man bei der Restaurierung vorgegangen ist, und lehrt seinen Leser wie auch den Betrachter des Münsters von Schwarzach die Schönheiten und Eigenheiten dieses Bauwerks erst richtig verstehen. Man muß allen verantwortlichen Stellen, von denen die Restaurierung getragen und gefördert wurde, Dank dafür wissen, — vor allem aber den Männern die das Unternehmen so durchgeführt haben, daß das Schwarzacher Münster jetzt wieder in altem Glanz da steht und die Erinnerung an die großen Zeiten der Ortenau nachdrücklich wachhält.

Dr. Robert Feger

Theo Müller/Diether Kast, „Die geschützten Pflanzen Deutschlands“, 348 Seiten Text, 49 ganzseitige, davon 40 vierfarbige Tafeln und zahlreiche Zeichnungen im Text, biegsamer Plastikeinband und vierfarbiger Schutzumschlag. Herausgegeben vom Kultusministerium Baden-Württemberg, Verlag des Schwäbischen Albvereins e. V., Stuttgart, 1969, Ladenpreis DM 18.—.

Im Jahre 1950 gab der Schwäbische Albverein in 4. Auflage „Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“ von Robert Gradmann heraus. Dieses 2-bändige Werk des verstorbenen Professors für Erdkunde an der Universität Erlangen, das sich in Gehalt und fesselnder Sprache etwa mit Carl Schröters „Pflanzenle-

ben der Alpen“ vergleichen läßt, möchte ich hier erwähnen, weil das zu besprechende Buch eine ausgezeichnete Ergänzung zum vorgenannten bildet und, wie dieses, in die Hände des beobachtenden, naturaufgeschlossenen Wanderers und Botanikers gehört.

Nicht allein des Wanderers auf der Alb, dieser in ihrer Schlichtheit und Weite den Menschen ergreifenden Landschaft, nein, aller Wanderer in Deutschland, Österreich, Liechtenstein, Trentino und der Schweiz. Denn das ist einer der vielen Vorzüge des Werkes, daß es zwar die Gesetze und Verordnungen zum Schutze der wildwachsenden Pflanzen in West- und Ostdeutschland wiedergibt, dazu aber auch sämtliche geschützten Pflanzen in den eben angeführten Nachbarländern aufführt. Das ist aber besonders wichtig für den Alpenwanderer, aber auch für die Wanderfreunde in den Grenzgebieten zwischen Schwarzwald, Baar, Hegau, Alb und der Schweiz (Jura, Rheinlinie, Randen). Gerade heute sind ja Bestrebungen im Gang, die Grenzübertritte auf markierten Wanderwegen im Gebiet des Hochrheins und Bodensees zu erleichtern, nachdem sie jahrzehntelang verschlossen waren.

In der Schweiz ist das Bundesgesetz über den Natur- und Heimatschutz mit seiner Vollziehungsverordnung auf den 1. Januar 1967 in Kraft getreten. Da in diesem Lande der Natur- und Heimatschutz Sache der 22 Kantone ist, darf erwartet werden, daß diese nun ihre Pflanzenschutzverordnungen überprüfen. Da wird es namentlich für die Nachbarkantone und die Gebirgskantone unumgänglich sein, daß sie dieses Werk zu Rate ziehen, die Listen miteinander vergleichen und aufeinander abzustimmen versuchen. Der Schutz der wildwachsenden Pflanzen ist ja — wie der Naturschutz überhaupt — nicht an politische Grenzen gebunden, darf es nicht sein. So wird z. B. im Kanton Schaffhausen, wo der Schreibende daheim ist, in einer zukünftigen Vollziehungsverordnung zum 1968 verlassenen Kantonalen Gesetz über den Natur- und Heimatschutz, beim Pflanzenschutz Rücksicht zu nehmen sein auf die in Baden-Württemberg vollkommen geschützten wildwachsenden Pflanzen, wie Akeleien, Seidelbast-, Wintergrün-, Enzianarten und Fingerhüte, die hier nicht oder nur teilweise geschützt sind, wie auch umgekehrt Fälle da sind, wo der Kanton Schaffhausen den

vollen Schutz ausspricht, wie beispielsweise für die Trollblume und den Sonnentauren, die im Nachbarland nur teilweisen Schutz genießen. Schade dünkt es den Rezensenten, daß die Gesetze und Verordnungen den Wildrosen, diesem schönsten Schmuck der Waldränder und Hecken keinen Schutz angedeihen lassen; eine Ausnahme macht hier einzig der Kanton Schaffhausen. So wäre auf Grund dieser Publikation noch manches hüben und drüben zu überprüfen und zu bereinigen.

Für die Benützer des Werkes muß überhaupt bemerkt werden — und betrachten wir das als einen Vorzug —, daß es studiert sein will, der Leser mit Vorteil über ein gewisses Rüstzeug verfügen sollte, daß er sich allerdings mit einiger Geduld und Einprägung der vielen Zeichen und Abkürzungen, auch im Buche selber aneignen kann.

Der Text gliedert sich in Anordnung der Pflanzen nach dem Grade des Schutzes, Bestimmungsschlüssel, Biologie, Verbreitung und Vorkommen. Anschließend wird eine Übersicht der im Text vorkommenden pflanzensoziologischen Einheiten gegeben.

Der sehnlich erwartete Frühling bringt dann die Gelegenheit die Bestimmungsschlüssel zum Aufsuchen erst der Pflanzenfamilien und dort, z. T. mit Hilfe erläuternder Zeichnungen, zum Auffinden der Art auszuprobieren. Wertvoll sind auch die zahlreichen Verbreitungskärtchen.

Die schönste Bereicherung und für viele auch die beste Hilfe sind jedoch die 40 Farb- und 9 Nichtfarbtafeln, wobei die Blütenfarben ganz überwiegend treffend getroffen sind.

Es muß geradezu reizvoll sein, den Anwendungsversuch mit Schülern, Studenten, Wandergruppen oder innerhalb der Familie zu unternehmen, wobei aber dem Leiter und dem Vater empfohlen sei, die Übungswanderung vorerst allein zu machen.

So ist den beiden Autoren, Dr. Theo Müller, Hauptkonservator der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Ludwigsburg und dem Esslinger Grafiker Diether Kast für das schöne gemeinsame Werk zu gratulieren und

zu danken! Es ist ihm weiteste Verbreitung und Anwendung zu wünschen. Zu danken aber haben wir auch der Landesstelle und dem Kultusminister des Landes Baden-Württemberg, Prof. Dr. Wilhelm Hahn für die gewährte Unterstützung und seine dem Naturschutz aufgeschlossene Haltung und schließlich dem Verlag des Schwäbischen Albvereins, vorab seinem Präsidenten Direktor Georg Fahrbach in Stuttgart für sein rastloses, erzieherisches Wirken.

Das Werk bildet einen gediegenen Hinweis und Appell zur Betätigung im Naturschutzjahr 1970. Es sei allen Freunden der Natur eindringlich empfohlen.

Arthur Uehlinger

D. Dr. Otto Beuttenmüller, Bretten, Ausschuß für Familienforschung im Landesverein Badische Heimat: „*Bibliographie der gedruckten badischen bürgerlichen Familiengeschichten*“, 7518 Bretten/Baden, 1967. Preis DM 10.—

In einer 80seitigen Broschüre hat der Verfasser die Ergebnisse einer jahrelangen, mühevollen und fleißigen Arbeit in eine schon lange vermißte Bibliographie der gedruckten badischen bürgerlichen Familien verfaßt und im Selbstverlag herausgebracht. Der Inhalt: Vorwort S. II, Quellen und Abkürzungen S. III, einzelne Familiengeschichten S. 1—61, Nachträge und Berichtigungen S. 62-63, Verfasser Register S. 64—69, Ortsregister S. 70—80.

Die badischen Heimatforscher und Genealogen danken dem Verfasser für seine wertvolle Arbeit, die sie jedem Heimatfreund wärmstens empfehlen.

Rudolf und Margarete Herzer, Freiburg, und Altratschreiber Gustav Mayer, Oberacker: „*Geschichts- und Sippenbuch Oberacker, Lks. Bruchsal*“, Verlag Albert Köbele, Grafenhausen/Lahr, Verkauf Gemeinde Oberacker, ab Juli 1970. Enthält die Ortsgeschichte mit Beginn des Ortsadels um 1050 und die Bevölkerungsgeschichte ab 13. Jh., Geschlechter aus dem Kirchen- und standesamtlichen Büchern ab 1566 mit Pfarrer, Lehrer- und Gemeindebediensteten-Listen. Schön illustriert mit alten Urkunden und Ortsbildern.